Menzel

Allgemeine Weltgeschichte.

Siebenter Band.

Allgemeine
Weltgeschichte

von Anfang bis jetzt.

Neu dargestellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwölf Bänden.

Siebenter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des siebenten Bandes.

Berichtigungen.

Zu Band VII. S. 25 Z. 12 v. o. l. benutzte st. damit zubrachte. S. 28 Z. 9 v. u. l. besitzen st. benützen. S. 70 Z. 9 v. o. l. Erzherzog st. Herzog. S. 74 Z. 10 v. o. l. Leyva st. Ligna. S. 166 Z. 5 v. u. hinter Flacius setze ein Comma. S. 168 Z. 10 v. o. l. nun st. nur. S. 169 Z. 15 v. u. l. aus dem st. aus den. u. Z. 9 v. u. l. wurde st. wurden. S. 173 Z. 10 v. o. l. entwarf st. schrieb. S. 216 Z. 4 v. u. l. Batori st. Batior. S. 233 Z. 7 v. o. del. das Comma hinter Gemblours. S. 246 Z. 15 v. u. l. reagirte st. regierte. S. 263 Z. 8 v. o. l. vollen st. aller. S. 387 Z. 13 v. u. l. Naogeorgus. S. 397 Z. 15 v. o. l. Gassendi. S. 401 Z. 11 v. u. del. hinab. S. 404 Z. 12 v. u. l. Euridice. S. 407 Z. 3 v. u. l. Bradamante.

Nachträgliche Berichtigungen.

Zu Band IV. S. 22 Z. 9 v. u. l. Rans st. Rams. S. 53 Z. 6 v. u. hinter Brüder l. Hilperich. S. 67 Z. 17 v. o. l. Lodbrock. S. 75 Z. 16 v. o. l. Zither. S. 114 Z. 4 v. u. hinter Neustrien l. der dritte Theuderich wurde Mönch. S. 117 Z. 2 v. o. l. princeps st. principes. S. 126 Z. 14 v. o. hinter Bonifacius setze ein Comma. S. 173 Z. 1 v. o. l. wurden st. wurde. Ebendaselbst Z. 11 v. o. l. den Moalakat st. dem. S. 281 Z. 9 v. u. l. erlitt st. erlitten. S. 301 Z. 4 v. u. l. den Grafen. S. 367 Z. 2 v. u. l. Moimir. S. 395 Z. 11 v. u. l. den s. g. S. 430 Z. 15 v. o. l. Tyrfing. S. 453 Z. 7 v. u. l. po-more. Ebendſ. Z. 3 v. u. l. Polaben. S. 478 Z. 17 v. o. l. Moimir. S. 482 Z. 1 v. u. setze hinter Slavischen ein Comma.

Zu Band V. S. 17 Z. 13 v. o. l. Blaatand. S. 429 Z. 9 v. o. l. britischen st. biblischen. S. 447 Z. 6 v. u. l. aller st. alter.

Zu Band VI. S. 95 Z. 20 v. o. l. die Lechen und der Czechen st. die Cechen und der Schechen.

Erstes Buch.

Die deutsche Reformation.

1.

Der Ablaßkram.

Seit den Concilien von Constanz und Basel hatte man in Deutschland nicht aufgehört, über den Mißbrauch der päpstlichen Gewalt und über die Verdorbenheit im Klerus zu klagen. In der Hussitenzeit hatte man aber das andere Extrem kennen gelernt und die böhmische Tugendrepublik und Gemeinde des freien Geistes hatte die Gemüther dermaßen erschreckt, daß man es lieber bei den alten Mißbräuchen bewenden ließ. Auch herrschte eine so tiefe und ernste Frömmigkeit im deutschen Volke, daß man den Glauben an sich und das kirchliche Institut an sich nicht entgelten lassen wollte, was einzelne Päpste und Bischöfe sündigten. Daher es auch hier niemand einfiel, die kirchliche Monarchie überhaupt zu verachten, oder die deutsche Kirche etwa nach Art der gallicanischen von Rom unabhängig machen zu wollen. Hierin unterschied sich das deutsche Gemeingefühl wesentlich vom französischen.

Eine stille Opposition ging von den Fürsten aus. Je mehr diese ihren Staatshaushalt ordneten, um so mißliebiger erschien ihnen, daß Rom unter allerlei Titeln so viel Geld aus dem Lande

zog, nicht nur durch die Besteuerung der Geistlichkeit mittelst der Annaten, der Kosten für das Pallium, sondern auch der Laien durch die kostspieligen Indulgenzen, Appellationen, und hauptsächlich durch den Ablaß. Klagen darüber bildeten den Hauptinhalt der Gravamina. Einige Fürsten mögen auch wohl schon einen Umsturz der alten Kirchenverhältnisse in Aussicht genommen haben, wenigstens sahen sie die Möglichkeit in Böhmen klar am Tage liegen. Es wurde immer mehr Sitte, die erzbischöflichen Stühle mit jüngern Söhnen der fürstlichen Häuser zu besetzen, ohne Zweifel in einer gewissen Voraussicht auf mögliche Säcularisationen. Am Beispiel der Prälaten in Württemberg erkennen wir, wie sich ein Theil des Klerus schon durch engen Anschluß an den Staat eine bessere Sicherheit zu verschaffen suchte, als ihm die kirchlichen Obern gewährten.

Indessen würden die Fürsten, so wenig wie der Kaiser selbst, Rom ernstlich bedroht haben. Man war in dieser Beziehung eines steten Schaukelsystems schon gewohnt. Die Fürsten brauchten den Papst oft genug, um den Kaiser einzuschränken. Die Territorialhoheit und weltliche Macht konnte fortdauernd wachsen, ohne daß es deshalb zu einem Bruche mit Rom kommen mußte. Daß es endlich doch dazu kam, hatte seinen Grund weniger in der Fürstenpolitik, als in der Volksstimmung.

Der schamlose Ablaßkram allein war es, der dem deutschen Volk einen sittlichen Eckel und Ingrimm erweckte. Ohne diese Veranlassung wäre kein Sturm losgebrochen und hätte man noch lange wie bisher nur diplomatisirt. Aber es war doch gar zu arg geworden mit diesem Ablaßverkauf. Früher schon hatte man die Menschen auf alle Art durch neue Gnadenbilder, Auffindung und Aufstellung neuer Reliquien, Empfehlung neuer Wallfahrtsorte, durch Kreuzbullen aus Anlaß der Türkenkriege, durch die erst in 100, dann in 50, dann in 25 Jahren wiederholten Jubileen 2c. zum Ablaßkauf verlockt. Immer aber war nur die zeitliche Strafe für die Sünde gegen Geld erlassen worden. Papst Alexander VI. war der erste, der auch die Seelen aus dem Fegfeuer für Geld losgab. Früher konnte man noch glauben, daß das viele Geld, welches der Ablaßverkauf einbrachte,

zur Ehre Gottes und im Dienst der h. Kirche verwendet würde. Nun sah man aber, daß der Nepotismus, die Gewohnheit, den Söhnen oder Neffen des Papstes Fürstenthümer zu kaufen, und die moderne Prunksucht der Renaissance, der Neubau ungeheurer Paläste und Tempel in antik heidnischem Geschmack das Geld der Gläubigen verschlang, und man hörte in Rom über die Einfalt der Deutschen spotten. Von einer üppigen Dame in der päpstlichen Familie unter Leo X. vernahm man, als man sie beklagte, daß sie im Kartenspiel viel Geld verloren habe, das freche Wort: es sind ja nur die Sünden der Deutschen. Das meiste Geld kostete der Bau der St. Peterskirche in Rom, ein an Größe alle Kirchen der Welt übertreffender, aber geschmackloser Bau, so recht aus dem mediceischen Geiste hervorgegangen, ein Werk fürstlicher Großthuerei im heidnischen Renaissancestyl aufgeführt und nur mit einigen christlichen Ornamenten überklebt. Wohl war es ominös und verkündete das Gesetz, welches in tiefen Zügen durch die Weltgeschichte geht, daß an diesem Riesenbau der Renaissance die Sprachverwirrung in der Christenheit sich wiederholte, die einst die Völker beim Thurmbau von Babel von einander gerissen hatte.

Das Geldbedürfniß Leos X. zu befriedigen, warfen seine Agenten in Deutschland alle Scham ab. Der Priester ließ nicht mehr die Sünder kommen, um ihnen nach Reue und Leid und Buße die Absolution zu ertheilen, sondern er kam zu ihnen und bot den Ablaß feil, wie ein Krämer auf dem Jahrmarkt, und lockte das Volk mit Geklingel und possenhaftem Gebaren. Den übelsten Ruf zog sich der Bettelmönch Johann Tetzel zu, der im Auftrag des Papstes den Detailverkauf der Ablaßbriefe im nordwestlichen Deutschland besorgte und von Ort zu Ort ziehend, seine Bude aufschlug. Sein Aushängeschild stellte die von einem Teufel gequälten armen Seelen im Feuer dar. Darunter standen die Worte:

Wenn das Geld im Kasten klingt,
Die arme Seel' aus dem Fegfeuer springt.

Wenn er solche Mittel brauchte, mag es keine Verleumdung seyn,

was man von den plumpen und gottlosen Witzen erzählt, die er gebraucht habe, um Käufer anzulocken. Im Uebrigen ist viel auf seine Kosten gelogen worden. Er wurde überhaupt nur berühmter als seine Collegen, weil er zuerst angegriffen wurde. Es gab noch genug andere Ablaßkrämer, die es nicht besser machten. So der Mönch Iselin in Schwaben, der eine Feder mit sich führte, von der er vorgab, sie sey aus dem Flügel des Erzengel Michael. Als ihm zu Aldingen diese Feder zufällig verbrannte, hieß er die Wirthin eine Hand voll Heu aus dem Stalle holen, und kündigte dem herbeigerufenen Landvolk an, das sey Heu aus der Krippe des Heilands in Bethlehem und wer es nicht glaube, sey ein Ketzer. Da kniete die Wirthin selber nieder und küßte ihr Heu. In Luthers Tischreden heißt es von einem Ablaßkrämer in Gotha, er habe Heu aus der h. Krippe vorgezeigt, als ihm aber ein Schalk das Heu wegstahl und eine Kohle dafür hinlegte, habe er sie mit großer Gegenwart des Geistes für eine Reliquie aus dem Feuer erklärt, auf welchem der h. Laurentius geröstet worden sey. Die Volkssage hat mannigfaltig mit solchen Erinnerungen gespielt, aber es liegt ihnen doch immer die Thatsache eines unverschämten Ablaßkrams zu Grunde.

Die „römische Gnad,“ wie man den Ablaß spöttisch nannte, war bei den höher Gebildeten in Deutschland schon lange zum Scandal geworden. Der Söldnerhauptmann Jakob von Stein machte sich öffentlich den Spaß, für seine 500 gottlosen Soldaten in Bausch und Bogen Ablaß um einen Hengst zu kaufen. Herzog Friedrich von Braunschweig ärgerte sich dermaßen über die Geldschneiderei, daß er dem päpstlichen Legaten Marinus seine volle Kasse mit Gewalt wegnahm. Dem alten Kaiser Max wurde 1510 auf dem Reichstag zu Augsburg eine von Wimpfeling verfaßte Schrift übergeben, die aufs bitterste klagte, daß Deutschland sein gutes Geld, welches es selbst so nöthig brauche, an das Ausland verschwende, dessen Laster eher Züchtigung als diesen Lohn verdienten. Nach der Volkssage soll Tetzel selbst von einem brandenburgischen Edelmann, der ihm einen Ablaß für einen noch zu begehenden Mord abkaufte, erschlagen und seines Geldkastens beraubt worden seyn.

Zum richtigen Verständniß der nächstfolgenden Ereignisse ist noch zu bemerken, daß der damalige Reichserzkanzler, Kurfürst und Erzbischof von Mainz, ein Markgraf Albrecht von Brandenburg war, welcher dem Papste für das Pallium oder die Bestätigung seiner Erwählung 30,000 Gulden zahlen mußte, dafür aber die Vergünstigung erhielt, sich durch Ablaßverkauf zu entschädigen. Die päpstlichen Ablaßkrämer sollten von allem in seinem Sprengel erschwindelten Gelde die Hälfte an ihn abgeben. Dafür sollte er aber auch den Ablaßkram in Deutschland aus allen Kräften schützen und fördern. Dieser Kurfürst war vorher schon Erzbischof von Magdeburg gewesen und blieb es und gerade im Sprengel von Magdeburg stieß Tetzel mit seinem Ablaßkram auf den ersten heftigen Widerstand. Albrecht war ein Sohn des Brandenburger Kurfürsten Johann und als ein verzogener Prinz so in Wollüsten versunken, daß er seine Maitressen nicht nur als Madonnen in die Kirchen malen, sondern auch einmal eine derselben in einem kostbaren Reliquienkasten als eine lebendige Heilige zu Magdeburg in feierlicher Prozession herumtragen ließ.

2.

Doctor Martin Luther.

Kurfürst Friedrich von Sachsen, zubenannt der Weise, hatte im Jahre 1502 die Universität Wittenberg an der Elbe gegründet, zu dem Zweck und in dem Geist, wie 1477 die Universität Tübingen von Eberhard im Bart gestiftet worden war, nämlich nach dem Beispiele der italienischen, die Renaissance fördernden Universitäten, als Anhaltspunkt für die von Kaiser und Papst emancipirte Fürstengewalt. Die Universität Paris hatte schon viel früher den Königen von Frankreich gegen Kaiser und Papst gute Dienste geleistet. Auf den italienischen Universitäten war als neuer Hebel, um die alte Kirche und das deutsche Reich zu zerrütten, die Renaissance hinzu gekommen. Aus Instinct oder mit klarem Bewußtseyn

griffen die Fürstengeschlechter, welche nach unabhängiger Territorialhoheit und Souverainetät strebten, nach allem, was die bisherigen höchsten Gewalten des Mittelalters, Kirche und Kaiserthum, untergrub und zerstörte. Dazu war aber nichts dienlicher, als die Renaissance, die neue Begeisterung für das classische Heidenthum. Sie wurde das Panier der neuen, von Fürsten gegründeten Universitäten. Die heidnische, dem bisherigen Christenthum feindselige Wissenschaft nahm aber, der Kirche und dem frommen Volke gegenüber, noch den Schein eines Eifers für die christliche Wahrheit an, indem es die Philologie unternahm, aus den hebräischen und griechischen Texten der h. Schrift deren Sinn genauer zu ermitteln, als bisher die Päpste und selbst die Concilien gethan hatten. Damit war es nur einzelnen Humanisten rechter Ernst, die ungeheure Mehrheit kümmerte sich nicht um die h. Schrift, sondern nur um die classischen Dichter und Philosophen und fiel einer gänzlich heidnischen Richtung, der Religionsspötterei, dem Venusdienst und grober Sinnlichkeit anheim, wetteiferte aber, den Fürsten zu schmeicheln und ihrem Trachten nach souverainer Gewalt zu dienen.

Friedrich der Weise war mit Mainz in Zerwürfniß wegen der benachbarten, noch zu Mainz gehörigen Stadt Erfurt. Auch mißfiel ihm, daß der Brandenburger sich durch die fetten Erzbisthümer Magdeburg und Mainz vergrößerte. Nun gar noch den Tetzel als Emissär des Brandenburgers in sein Sachsenland kommen und seinen Unterthanen das Geld abschwatzen zu sehen, war ihm unausstehlich. Es konnte ihm daher nur sehr lieb und angenehm seyn, wenn von seiner Universität Wittenberg aus einmal ernstlich dem Unfug der Ablaßkrämer entgegen getreten wurde.

Damals lebte in Wittenberg der Augustinermönch Martin Luther als Doctor und Professor der Theologie, noch ziemlich jung, jedoch angesehen durch seine Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und volksthümliche Beredsamkeit. Er war 1483 zu Eisleben geboren und der Sohn eines armen Bergmanns, verrieth aber frühzeitig so viel Geist, daß man ihn in die Schule that. Er widmete sich anfangs der Rechtswissenschaft in Erfurt, als ihm aber sein liebster

Freund auf einem Spaziergange dicht an seiner Seite vom Blitz erschlagen wurde, weihte er sich ganz der Kirche und wurde Augustinermönch. Die Mönche dieses Ordens hielten streng an den Grundsätzen des h. Kirchenvaters Augustinus und ließen sich vom Strome des Kirchenverderbens nicht fortreißen, sondern eiferten vielmehr dagegen. So Andreas Proles, Provinzial der Augustiner in Magdeburg, der auf dem Concil in Pisa schwere Anklagen gegen die Kirchenverderber erhoben hatte und dafür vom Papst in den Bann gethan, aber von den Magdeburgern geschützt worden war. Luther lernte ihn kennen und sicher hat der greise Provinzial tief auf ihn eingewirkt. Im J. 1509 machte Luther eine Reise nach Rom und lernte dort mancherlei Ausartung mit eigenen Augen kennen. Im J. 1516 gab er die „deutsche Theologie“ mit einer Vorrede heraus, ein von einem deutschen Ordensritter in Frankfurt am Main geschriebenes Buch, in welchem der einfache, sittenstrenge und seelenvolle Ton der besseren Mystiker, des Thomas a Kempis und Tauler vorklingt. Dieser Richtung war Luther zugethan und nicht der lüderlichen Richtung der Humanisten. Im Studium der h. Schrift, der Kirchenväter und sonderlich des h. Augustinus vertieft, wollte er den Glauben der Kirche nicht zerstören, sondern nur tiefer begründen und rang im heißen Kampf und Gebet mit den mancherlei Zweifeln, welche die neue Wissenschaft aufgeworfen hatte, als ein Mönch im wahren mittelalterlichen Sinne, ganz in tief romantische Mystik versunken, gothisch durch und durch und himmelfern von der akademischen Classicität Leos X. Wenn man nachher so oft gesagt hat und noch sagt, Luther habe das Mittelalter begraben und die Kirche zerstört, um das Zeitalter des glaubenslosen Verstandes, der weltlichen Fürstengewalt und Bureaukratie und einer neuen heidnischen Bildung herauf zu führen, so verhielt sich die Sache eigentlich umgekehrt. Luther befand sich auf dem altkirchlichen und gothischen Standpunkt, Leo X. dagegen auf dem der modernen Renaissance. Man muß daher seine ursprüngliche Gesinnung und Absicht scharf von dem unterscheiden, was andere Leute und was die Zeitumstände aus dem Reformationswerk Luthers gemacht haben.

Luther war eine heftige Natur. Wie er den Zweifel, den Teufel in sich selbst in gewaltigem Ringen zu überwältigen suchte, und immer innerlich kämpfte, so schlug er auch nach außen um sich und griff die herrschenden Meinungen an, die nach seiner Ansicht falsch und verderblich waren. Allen Irrthum führte er auf des Menschen angebliche Eigenmacht zurück. Schon 1515 gerieth er in lebhaften Streit mit den Dominicanern, die dem freien Willen zu viel Raum ließen, und vertheidigte damals schon den Satz, daß ohne göttliche Gnade und ohne Gefangenschaft im Glauben aus eigener Kraft durch freien Willen oder gute Werke kein Heil zu erlangen sey. Aus dieser seiner Grundansicht folgte dann auch, daß Gottes Wort in der heiligen Schrift die einzige Quelle des Glaubens sey, und daß jede kirchliche Satzung, die damit nicht übereinstimme, der menschlichen Eigenmacht und Willkür entsprungen und deshalb verwerflich sey.

In den Tagen, in denen Tetzel das Tagesgespräch und alles gegen ihn voll Ingrimm war, ja der Landesherr selbst und seine Räthe den Unfug des Ablaßkrams offen mißbilligten, schlug Luther an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Theses oder Lehrsätze gegen den Ablaß an, am 31. October 1517. Das Anschlagen von Thesen war etwas sehr Gewöhnliches auf den Universitäten. Irgend ein Doctor stellte eine Behauptung auf und forderte die andern heraus, ihn zu widerlegen. Luthers Thesen aber erregten ein außerordentliches Aufsehen, weil sie in die Tagesfrage eingriffen und gegen die Autorität des Papstes gerichtet waren, von dem der Ablaß ausging. Unter den damaligen Umständen gehörte wohl nicht viel Muth dazu, etwas auszusprechen, was längst alle meinten, und von dem der Landesherr selbst wünschen mußte, daß es ausgesprochen würde. Allein es ist nicht erlaubt, den Muth Luthers zu unterschätzen. Hatte ja auch Huß die Gunst seines Landesherrn genossen und war doch das Opfer geworden. Die Politik der Fürsten hing nach dem Winde und nährte heute, was sie morgen verzehrte. Luther handelte immerhin mit Muth, aus Ueberzeugung und auf eigene Gefahr. Seine Thesen besagten: Vergebung der Sünden erlange man nicht

um Geld, sondern nur durch wahre Reue und Buße, auch könne der Papst nur zeitliche Kirchenstrafen erlassen, über die Seelen nach dem Tode stehe ihm keine Befugniß mehr zu. Damit traf er, wie man zu sagen pflegt, den Nagel auf den Kopf. Dasselbe hatten andere längst gedacht. Alles freute sich, daß es einmal einer offen sagte. Alles pries den kühnen und wahrheitsliebenden Luther und seine Thesen flogen in unzähligen Abschriften und Abdrücken durch ganz Deutschland. Vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen wird erzählt, er habe auf seinem Schlosse Schweinitz in der Nacht auf Allerheiligen, also in der Nacht, die unmittelbar auf den 31. October folgte, einen Traum gehabt, worin er die durch den Mönch an der Schloßkirche angeschriebenen Thesen in so großer Schrift erblickte, daß er sie aus solcher Ferne deutlich lesen konnte; die Feder aber, womit der Mönch schrieb, wuchs zu so ungeheurer Länge, daß sie bis nach Rom reichte und dem Papst an die dreifache Krone stieß. Luther hatte am sächsischen Hofe einen sehr einflußreichen Gönner an Spalatin, dem geheimen Rath und Sekretär des Kurfürsten. Auch Staupitz, der Decan der theologischen Fakultät in Wittenberg, war ihm sehr gewogen.

Durch den unerwarteten Angriff auf den elenden Tetzel wurde aber nicht blos das Ansehen des Papstes, der ihn beauftragt hatte, sondern auch das des Mainzer Kurfürsten bedroht, der bei dem Ablaßgeschäft mitbetheiligt war. Tetzel säumte daher nicht, Hülfe zu suchen und fand bald rüstige Vertheidiger gegen Luther. Zuerst an dem gelehrten Wimpina in Frankfurt an der Oder. Derselbe hieß eigentlich Koch, aber die Unsitte, sich lateinische, griechische oder sonst fremdartige und vornehm tönende Namen zu geben, war schon auf den deutschen Universitäten eingerissen. Auch Hochstraaten, Reuchlins alter Feind, schrieb gegen Luther, und der gelehrte Ingolstädter Johann Eck. Sie alle sahen in Luthers Auftreten eine offene Rebellion gegen die kirchliche Autorität und eine Wiederkehr der hussitischen Ketzerei. In Rom selbst schrieb Prierio gegen Luther und machte einen Prozeß gegen ihn anhängig und der Cardinal Thomas von Gaeta (Cajetanus), General des Dominicanerordens, dem Tetzel

angehörte, wurde mit der Untersuchung beauftragt und Luther nach Rom citirt. Aus Rücksicht auf den Kaiser und den Kurfürsten von Sachsen gab indeß der Papst nach, daß die Sache in Augsburg untersucht werde und Cajetan ging deshalb nach Deutschland. Luther hatte unterdeß die Schriften seiner Gegner rasch und mit Feuer beantwortet und die öffentliche Meinung, die Studenten und was noch wichtiger war, den sächsischen Kurfürsten für sich.

Der alte Kaiser Max hatte gerade einen Reichstags in Augsburg eröffnet, 1518. Der große Anwachs der türkischen Macht ließ ihn, unter Beistimmung des Papstes, ein allgemeines Aufgebot gegen den Halbmond rüsten. Außerdem lag ihm viel daran, die Reichsfürsten dahin zu bringen, daß sie seinen Enkel Karl, Sohn des schönen Philipp, zum deutschen König wählen möchten. Er mußte demnach die Reichsfürsten bitten und hing von ihrem guten Willen ab. Sie waren aber der Türkensteuer sehr abgeneigt und es erhoben sich Stimmen genug, welche geradezu behaupteten, der Papst behalte alle Summen, die angeblich zum Türkenkriege gesammelt werden, in seiner Tasche. Eine Flugschrift ging damals schon so weit zu sagen, die wahren Türken, die man bekämpfen solle, sitzen in Italien. Auch die Wahl des römischen Königs stieß auf Hindernisse. Max selbst, sagt man, sey ja noch nicht zum Kaiser gekrönt. Friedrich der Weise war einer der Hauptopponenten, weil Max bisher das Haus Zollern in Brandenburg mehr begünstigt hatte, als das Haus Wettin in Sachsen. Friedrich hatte aber anderweitige Verbindungen und Verwandtschaften unter den deutschen Fürsten und war damals in hohem Grade populär. Max mußte ihn daher für sich zu gewinnen suchen und diese Rücksicht vereitelte zunächst jede Bemühung der Brandenburger und selbst des päpstlichen Untersuchungsrichters, streng mit Luther zu verfahren. Max selbst sagte auf dem Reichstag zu Friedrich, man müsse diesen Luther aufsparen, denn man wisse nicht, wozu man ihn noch werde brauchen können. Dies war im Sinne der kaiserlichen, altghibellinischen Politik gesprochen. Unter diesen Umständen war keine Rede mehr davon, daß Luther gefährdet wurde. Der Cardinal verlangte zwar

von ihm in Augsburg unbedingten Widerruf, Luther aber weigerte sich dessen. „Ich will mit dieser Bestie nicht länger reden, sagte der Cardinal, er hat tiefe Augen und wunderbare Gedanken." Er wollte ihn verhaften lassen, Luther aber wurde durch seine guten Freunde entfernt. Der arme Cardinal hatte den Aerger zu sehen, daß alles gegen ihn war. Auf dem Reichstage selbst hatten die Fürsten gewetteifert, Klagen über Rom zu führen.

Der gute alte Kaiser Max kehrte, da er in Augsburg nichts ausgerichtet hatte, im Winter nach Tirol heim. Aber als er nach Innspruck kam, ließen ihn die Bürger nicht ein, weil er ein schlechter Zahler war und sie ihn und sein Gefolge nicht wieder umsonst beköstigen wollten. Da mußte er die ganze Nacht auf offener Straße im Wagen zubringen, erkältete sich und mußte, indem er zornig nach Wien reisen wollte, unterwegs in Wels liegen bleiben, wo er starb, 12. Januar 1519. Doch hat man ihm in seinem geliebten Innspruck ein prachtvolles Grabmal im frühesten, noch halbromantischen Renaissancestyl errichtet.

3.

Karl V.

Die deutschen Fürsten befanden sich nach dem Hintritt Maximilians in einer ungemein günstigen Lage, begriffen das auch vollkommen und verständigten sich dahin, dieselbe auszubeuten, was sie auch sonst noch immer unter einander selbst zu streiten hatten. Nur sie hatten den neuen deutschen Kaiser zu wählen, bei ihnen mußte man um die Krone bitten, werben und feilschen.

Mit gutem Bedacht waren sie auf den Wunsch des alten Max noch nicht eingegangen. Wollte dessen Enkel Karl von ihnen gewählt seyn, so sollte er erst selber kommen und die Bedingungen, die sie ihm stellten, annehmen. Zwingen konnte er sie nicht, trotzen konnte er ihnen nicht, denn in Spanien war man mit ihm unzufrieden und ein Bund der Städte dort gegen ihn geschlossen. In Oesterreich

drohte stets der übermächtige Türke einzubrechen. Böhmen und Ungarn hatten noch einen polnischen König. In den Niederlanden und in Italien war Karl durch die Franzosen bedroht. Er mußte also ziemlich kleinlaut vor die deutschen Fürsten treten, er bedurfte ihrer Gunst mehr, als sie der seinigen. Da sich nun auch der König von Frankreich, Franz I., eifrig um die deutsche Krone bewarb, konnten die Fürsten einen durch den andern im Schach halten und ihre Forderungen desto höher schrauben. Franz hatte in Italien die Oberhand erhalten und bot jetzt für die deutsche Krone jedem der vier weltlichen Kurfürsten 200,000 Kronen und noch für die Zukunft einen Jahrgehalt von 100,000 Franken, jedem geistlichen Kurfürsten die Hälfte, und nahm Franz von Sickingen in seinen Sold, um durch ihn die Kaiserwahl in Frankfurt überwachen zu lassen. Allein er betrog sich. Nicht nur Sickingen ließ ihn im Stich, auch die deutschen Fürsten mochten keinen Franzosen zum Oberherrn.

Der erst zwanzigjährige Karl kam aus Spanien in die Niederlande zurück und besuchte unterwegs Heinrich VIII. in England, den er durch große Devotion und durch Versprechungen gewann. Zwar kam gleich darauf Heinrich mit Franz I. bei Guiars im sog. Lager von Goldbrocat (camp du drap d'or) unter prächtigen Zelten zusammen und ließ sich auch mit ihm in ein politisches Verständniß gegen den Habsburger ein, Karl aber eilte noch einmal zu ihm nach Calais und stimmte ihn wieder um. In der That konnte es dem König von England nicht Ernst seyn, sich mit Frankreich gegen Deutschland zu verbinden, denn Frankreich ist immer Englands gefährlichster Feind. Der junge Karl bewährte sich hier viel einsichtsvoller als in Spanien. Auch in Deutschland benahm er sich außerordentlich fein und klug und bewies, daß er in Margarethens Schule zu Brüssel etwas gelernt hatte. Durch die ungeheuren Geldmittel des Handelshauses Fugger in Augsburg unterstützt, konnten seine Gesandten und Agenten überall die politischen Argumente ihres Herrn mit klingender Münze unterstützen. Für die Geldopfer aber, die sie dem Hause Habsburg brachten, entschädigten sich die Fugger wieder reichlich durch die Bergwerksmonopole, die sie sich in Amerika, später auch in Ungarn

geben ließen. Franz von Sickingen, von Karl besser bezahlt, brach seine Verbindung mit Franz ab und wurde bei der Kaiserwahl dem erstern sehr nützlich. Den Ausschlag gaben aber eigentlich die Schweizer. Der lüderliche Herzog Ulrich von Württemberg hatte damals einen Krieg herbeigeführt. Seine Gemahlin Sabina, Schwester des Herzog Wilhelm von Bayern, selbst eine heftige und leichtsinnige Dame, lebte mit ihm in beständigem Zank. Sie schimpfte ihn, er schlug sie. Er buhlte mit der Frau seines Hofbeamten Hans von Hutten, Sabina dagegen mit diesem Hutten. Ulrich brachte den Hutten auf einer Jagdpartie ums Leben. Die Reichsritterschaft in Schwaben und Franken nahm sich Huttens als ihres Mitglieds an*) und Kaiser Max that ihn in die Acht. Aus dieser löste sich Ulrich durch Unterwürfigkeit und sollte sechs Jahre lang die Regierung meiden, brach aber den Vertrag und regierte fast toller als je. Mehrere seiner Gegner ließ er martervoll hinrichten. Als er aber auch die Reichsstadt Reutlingen angriff, deren Bürger den Mord eines der Ihrigen durch den Mord eines württembergischen Vogtes gerächt hatten, rüstete der schwäbische Bund unter der Führung des bayrischen Herzog Wilhelm, zu dem seine Schwester Sabine geflüchtet war. Ulrich, im eigenen Lande verhaßt, warf sich Frankreich in die Arme, empfing französisches Geld und warb 17,000 Schweizer, die in Verbindung mit den Franzosen, zumal wenn Sickingen nicht schon von diesen wäre abgefallen gewesen, Karls Kaiserwahl wohl hätten vereiteln können. Karl aber wußte durch Bestechung der Machthaber in der Schweiz und durch gute politische Gründe den Zuzug der Schweizer zu verhindern. Wird euch König Franz, wenn ihr ihm zur deutschen Krone verhelft und er Frankreich, Italien und Deutschland besitzt, noch fürchten? euch noch Geld geben? euch die Verträge halten? ließ er die Tagsatzung in Zürich fragen und man zollte ihm Beifall. Die

*) Ulrich von Hutten, ein Vetter des Hans, schrieb eine wüthende Schrift gegen den Herzog, aber nur, um sich selbst dadurch einen Ruhm zu machen und mit seiner eignen Familie wieder zu versöhnen, denn die Hutten hatten ihn als einen erzlüderlichen und unverbesserlichen Jüngling von sich ausgestoßen. Seine Liebe zu dem ermordeten Vetter war rein erlogen.

Schweizer kamen nicht und Ulrich mußte nach Mömpelgard flüchten, 1519. Das Herzogthum Württemberg wurde vom Kaiser eingezogen und seinem Bruder Ferdinand gegeben, Ulrichs junger Sohn Christoph übergangen und an Ferdinands Hofe in anständiger Haft zurückbehalten.

König Franz hatte noch einen französischen Parteigänger in Deutschland geworben, den Herzog Heinrich von Braunschweig-Lüneburg, der mit französischem Gelde Söldner warb und aus Anlaß einer Erhebung des Adels gegen den tyrannischen Bischof Johann von Hildesheim, den er schützte, seinen Vetter Erich von Braunschweig-Calenberg, den der Adel schützte, befehdete und auf der Sollauer Haide schlug und gefangen nahm, jedoch zu spät für Frankreich, denn an demselben Tage, dem 28. Juni 1519, wurde Karl bereits von den deutschen Kurfürsten zu Frankfurt am Main zum Kaiser gewählt.

Die Kurfürsten handelten mit viel Bedacht, indem sie einig blieben. Friedrich der Weise war nach Maximilians Tode Reichsverweser geworden und alle Geschäfte lagen in seiner Hand. Der Papst fand für nöthig, ihm „die goldene Rose" zu schicken, eine Auszeichnung, die er nur den vornehmsten, um die Kirche besonders verdienten Fürsten zu ertheilen pflegte. Die deutschen Fürsten dachten selbst daran, Friedrich den Weisen zum Kaiser zu wählen, oder nahmen wenigstens den Schein davon an, um den Preis der Krone für Karl höher zu steigern. Friedrich selbst war zu klug, um nach einer Ehre zu streben, die zu behaupten die Macht des Hauses Wettin doch nicht ausreichte. Er unterstützte daher die Wahl Karls, der sich jedoch zu harten Bedingungen verpflichten mußte. Der künftige Kaiser sollte keinem Fremden ein Amt in Deutschland geben, die Verhandlungen nur in deutscher Sprache führen, das Reichsregiment nicht ohne die Kurfürsten führen, keinen Krieg anfangen ohne Zustimmung der Kurfürsten, keinen Reichstag, keine Steuer ausschreiben ohne die Kurfürsten, endlich dem Reiche nichts abführen und auch alles, was er etwa mit deutschen Waffen noch erwerben würde, auch beim deutschen Reiche belassen. Dem allen unterzog sich Karl und wurde nun auch einstimmig von allen geistlichen und weltlichen Kurfürsten zum

Kaiser gewählt. Der Franzose, der es sich doch so viel Geld hatte kosten lassen, bekam nicht eine Stimme.

Der neue Kaiser Karl V. war von seiner trübsinnigen Mutter in Gent auf dem Abtritt geboren worden und sollte doch der mächtigste Herrscher auf Erden werden, denn er besaß außer der deutschen Kaiserkrone und den habsburgischen Erbländern im deutschen Reiche und Burgund noch Spanien und die Colonien in Amerika, endlich Neapel und Sicilien. Die Sonne ging in seinem Reiche nie unter, und sein Wahlspruch war: plus ultra. Indeß war er weniger darauf bedacht, noch mehr zu erwerben, als das zu erhalten, was er schon besaß. Nicht Thatendrang und Ehrgeiz leiteten ihn, sondern lediglich diplomatische Klugheit, für die er ein angeborenes Talent besaß. Er war kein sog. großer Mann, aber ein feiner Kopf und eine vornehme Natur. Er sah auf die Leidenschaften seiner Zeit mit kalter Ruhe, auf die Roheit der Deutschen mit einer geheimen Verachtung, jedoch mit geduldiger Ergebung in das Unvermeidliche herab, aber er war so ausschließlich vom Interesse seines Hauses eingenommen, daß er für etwas Anderes, für allgemeine Ideen und Interessen keinen Sinn hatte, und das gab seinem sonst immer hoch und edel gehaltenen Wesen doch etwas Kleinliches. Die Kirche, um die es sich zu seiner Zeit vor allem handelte, war ihm nur Mittel zum Zweck. Indem er ihr äußerlich alle gebührende Achtung zollte, unterdrückte er doch im Interesse seiner weltlichen Macht die geistliche des Papstes mit Hülfe der lutherischen Bewegung, und hielt hinwiederum die deutsche Opposition und Frankreich im Zaum mit Hülfe des Papstes.

Dieses Schaukelsystem kam nun der Reformation Luthers insofern wesentlich zu Statten, als der Kaiser sich zwar niemals ernstlich oder auf die Dauer für Luther entschied, ihn aber wiederholt schonte, die Strafen des Papstes von ihm abwandte und seine Partei erstarken ließ, um sich derselben als einer politischen Macht in seinen Differenzen mit dem Papst, mit Frankreich und mit den katholisch gebliebenen Fürsten in Deutschland selbst zu bedienen.

4.

Luther im Bann.

Da die Kaiserwahl einen so friedlichen Ausgang nahm und Karl noch in seinen italienischen Angelegenheiten und in seinem Kampf mit Frankreich des Papstes bedurfte, kam man überein, den lärmmachenden Mönch in Wittenberg zwar zu schonen, ihm aber Stillschweigen aufzulegen. Der päpstliche Legat, der dem Kurfürsten Friedrich die goldene Rose überbracht hatte, ein geborener Sachse aus dem Geschlecht der Miltitz, übernahm es, in einem Gespräch zu Altenburg den hitzigen Luther zu beschwichtigen und dieser, der in der That noch gar nicht daran dachte, sich von der Kirche zu trennen, gelobte, sich ruhig zu verhalten unter der Bedingung, daß man auch ihn in Ruhe lasse und seine Lehrmeinungen nicht aufs neue angreife.

Das war nun aber der kitzliche Punkt. Wie hätten Doctoren und Professoren schweigen können! Man hatte den unglücklichen Gedanken, wenigstens dem gehässigen Federkriege durch ein Religionsgespräch ein Ende zu machen. Aber jedes persönliche Gegenübertreten mußte nur die Rechthaberei reizen und die Gegensätze in den Principien noch mehr schärfen. Der Ablaß konnte nicht verworfen werden, ohne die Autorität des Papstes anzutasten. Die Schrift konnte nicht alleinige Glaubensquelle werden, ohne daß damit die kirchliche Tradition und die Autorität wie der Päpste, so auch der Concilien gefährdet war. Luther fürchtete, wenn er nachgäbe, würde die so nothwendige und von den Völkern längst geforderte Reformation niemals zu Stande kommen, die Anhänger des Papstes aber fürchteten eben so sehr, wenn sie nachgäben, würde des Einreißens und Umwerfens im Namen einer willkürlichen Schriftauslegung kein Ende seyn. Keine Partei traute der andern, deshalb blieb jedes wohlmeinende Verständniß unmöglich.

Das Religionsgespräch wurde im Juni 1519 in Leipzig gehalten, zur Zeit der Kaiserwahl. Neben Luther machte sich damals schon

sein milderer und sehr gelehrter junger Freund Philipp Melanchthon (Schwarzerde) aus Bretten in der Pfalz und der fanatische Karlstadt bemerklich. Auf der andern Seite trat Johann Mayer von Eck aus Ingolstadt, ein riesenhafter, grundgelehrter und mit seltener Macht der Rede ausgestatteter Mann nur mit zu viel Selbstbewußtseyn auf, wollte alle Gegner niederdonnern und vertrieb sie wirklich, so daß er den Schein des Sieges behauptete; allein das Gespräch wurde eine Niederlage für die Kirche, weil es Luther berechtigte, den gegen Miltitz eingegangenen Vertrag zu brechen. Die Folge der Leipziger Besprechung war nur wieder eine Sündfluth von Flugschriften, in denen gegenseitiger Haß jede Versöhnung unmöglich machte. Hätte der Papst selbst oder hätte ein Concilium ehrlich anerkannt, Luther sey in Bezug auf den Ablaßkram im Recht und stehe damit auf gutem kirchlichen Boden, so hätte auch Luther anerkannt, es zieme ihm nicht, in erster blinder Hitze umzuwerfen, was fünfzehn Jahrhunderte mühsam gebaut hatten, es zieme ihm nicht, als ein neuer infallibler Papst den Christen ein zweifelhaftes Dogma mit Gewalt aufdrängen zu wollen, es zieme ihm nicht, die dem Volk heiligen Sakramente tumultuarisch zu verwerfen &c. Gewiß wäre das Schlimmste nicht erfolgt, wenn Luther nicht durch die Nichtanerkennung dessen, worin er Recht hatte, tief erbittert worden wäre. Jetzt kannte sein Zorn auch keine Schranke mehr und es fehlte nicht an Hetzern, die Oel in sein Feuer gossen.

Unter diesen Hetzern drängte sich Ulrich von Hutten hervor; derselbe beneidete sogar den großen Ruhm Luthers. Ein böser Junge von Jugend auf und von dem mal de Naples zerfressen, nahm er, der bisher ganz in die classische Lüderlichkeit der Humanisten versunken gewesen und wohl nie einmal ernstlich gebetet hatte, den Ruhm eines religiösen Sittenpredigers und Reformators in Anspruch. Luther wollte nichts von dem eiteln und gefährlichen Gesellen wissen und hielt sich ihn immer vom Leibe, allein er wies doch im Allgemeinen den Beistand nicht zurück, den ihm einerseits die Humanisten auf den Universitäten, andrerseits die aufgeregte Ritterschaft in Franken und Schwaben darbot, und er ging eine kurze Zeit auf die phantastischen Ideen ein, die vor und nach der Wahl Karls V. in Umschwung waren. Viele gute Deutsche

hofften nämlich, der neue mächtige Kaiser werde mit mehr Energie, als einst Sigmund auf dem Constanzer Concil, die deutsche Reformation in die Hand nehmen und wenn er die Kirche von ihren alten Uebeln gereinigt und den deutschen Forderungen gerecht gemacht habe, werde er auch der heillosen Oligarchie der Reichsfürsten ein Ende machen. Am meisten sah sich der Adel durch die moderne Fürstenwirthschaft bedroht. Daher die Aufregung in der hildesheimischen Stiftsfehde und die Rüstungen Sickingens. Dieser Adelspartei diente Hutten mit seiner Feder, gewandt, oft witzig und geistvoll, immer aber zu hitzig, unvorsichtig und mit einer unerträglich aufdringlichen Selbstüberschätzung. Während aber Hutten immer mit Revolution drohte, blieb Luther auf dem gesetzlichen Wege und schrieb an den jungen Kaiser und eine besondere Schrift für den Adel der deutschen Nation, worin er bereits die moderne Staatskirche in ihren Grundzügen entwickelt, in der Art, daß die höchste Gewalt nicht mehr beim Papste, sondern beim Kaiser seyn und daß jede Nation ihre unabhängige, nur das Staatsgebiet umfassende und vom Staat geschützte und beaufsichtigte Kirche haben solle. Großes Gewicht legt Luther jetzt zum erstenmal auf die griechische Kirche, die schon eine von der römischen unabhängige Nationalkirche sey, und auf die Hussiten, deren Meister Huß im Grunde nichts anderes gelehrt habe, als was auch er lehre, nämlich was die h. Schrift verlange.

Es mag seyn, daß Luther im Augenblick und so lange er den jungen Kaiser noch nicht durchschaute, im aufgeregten Adel und im Kaiser eine Stütze gesucht hat, falls es dem schwachen Miltitz gelingen sollte, den Kurfürsten Friedrich von ihm abzuziehen. Gewiß aber ist, daß sich Luther sehr bald sowohl von der Abgeneigtheit des Kaisers, auf seine Ideen einzugehen, als von der Gefährlichkeit jeder engeren Verbindung mit dem empörten Adel überzeugte und daß man ihn anderseits des kurfürstlichen Schutzes versichert hat. Nur einmal hat Luther dem ihm sehr feindseligen Kurfürsten Albrecht von Mainz gedroht, „er werde seinen Geist mit Hutten verbinden", er wollte damit aber auch nur drohen. Hutten quälte ihn mit Warnungen, die Papisten wollten ihn vergiften, ein „unsichtbarer Doctor" werde

sich bei ihm einschleichen ꝛc. Luther war klug genug, sich vor diesem Hutten selbst, mehr als vor dem unsichtbaren Doctor, vorzusehen und seine Correspondenz mit Hutten dem Spalatin zur Kenntnißnahme des Kurfürsten, seines Landesherrn, vorzulegen. Andrerseits rühmte er sich wieder in einem Briefe an Spalatin, daß er aus Rücksicht für den Kurfürsten vieles nicht schreibe, was wohl großen Beifall (bei der Volkspartei) finden würde. Wenn er einmal schrieb „Sickingen habe ihn von der Menschenfurcht befreit,“ so ist auch diese Aeußerung nicht so zu verstehen, als habe er mit Sickingen je gemeine Sache machen wollen. Er gelangte nur zu tieferer und klarerer Einsicht in die politischen Parteistellungen und hatte praktischen Verstand genug, durch Benutzung der einen gegen die andern seine eigene Stellung zu verstärken. Nie hat er sich der politischen Revolution, weder des Adels, noch der Bauern anvertraut, immer blieb er im engsten Verständniß mit Spalatin und der Cabinetspolitik Friedrichs des Weisen. Das und nichts andres ist die Wahrheit in dieser oft sehr falsch gedeuteten Stellung Luthers zur rebellischen Ritterschaft.

Auch die beiden Brandschriften, die Luther damals gegen die Kirche schleuderte, „von der Freiheit der Christenmenschen,“ worin er den Werth der Priesterweihe leugnet und ein allgemeines Priesterthum lehrt, und die „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche,“ worin er die ganze Hierarchie und im Dogma und Cultus der alten Kirche alles verwarf, das nicht in der heiligen Schrift stehe, hatten nur die Staatskirche zum Zweck, wollten nur die äußere Gewalt dem Papst und den Bischöfen entreißen und den Landesfürsten zuweisen. Genau damit hängt auch die Schrift Luthers „von weltlicher Obrigkeit wie weit man ihr Gehorsam schuldig sey?“ vom Jahre 1523 zusammen. Darin wird einfach gesagt, den Fürsten, die ihren Arm dem Papismus leihen, solle man nicht, denen aber, die ihn dem Evangelium leihen, solle man gehorchen. In einer so revolutionssüchtigen Zeit war diese Mahnung wichtig genug und der Kurfürst von Sachsen hat sie gewiß seinem Luther bestens verdankt, wenn er sie nicht überhaupt bei ihm bestellt hatte. Diese Flugschrift enthielt Luthers ganzes Programm: Krieg gegen die Hierarchie zum alleinigen

Nutzen der Fürsten. Die Revolution gegen die katholischen Fürsten ist erlaubt, aber nur zum Besten der lutherischen. Diese allein sollen das Erbe behalten!

Nun zögerte aber auch der Papst nicht länger, den Wittenberger Doctor als den gefährlichsten Ketzer in den Bann zu thun. Cardinal Aleander brachte die Bannbulle nach Deutschland, wurde aber fast überall schlecht empfangen und kam zuweilen sogar in Gefahr, so sehr war die öffentliche Meinung für Luther eingenommen. Auch war Aleander ein getaufter Jude und von einer unausstehlichen Anmaßlichkeit, so daß Luther, ohne ihn im geringsten zu fürchten, ja sogar ohne grob gegen ihn zu werden, die Lacher auf seine Seite brachte, indem er nur seine Schwächen herausfand und mit feiner Ironie verspottete. Wo dachte der Papst hin, daß er keinen würdigeren Mann aufzutreiben wußte, um die alte Kirche gegen Luther zu vertheidigen? Als man in Mainz und Löwen die Bannbulle verkündete und Luthers Schriften auf offenem Markte verbrannte, nahm Luther davon Anlaß, dem Papste einen Beweis zu geben, daß er ihn nicht fürchte, ja sich ihm an Macht und Ansehen gleichstelle. Als die Bulle in Wittenberg ankam, rief er Lehrer und Studenten am 11. December 1520 vor das Elsterthor, ließ einen Kreis bilden, ein Feuer anmachen und überlieferte die päpstliche Bulle sammt den canonischen Rechtsbüchern den Flammen. Der sächsische Kurfürst nahm daran gar keinen Anstoß, sondern beschwerte sich auch noch gegen Aleander, daß derselbe die Bulle in seinem Lande verkündet habe, ohne ihn vorher um Erlaubniß zu fragen. Man erkennt daraus, wie genau die in Luthers Schrift von der babylonischen Gefangenschaft dargelegte staatskirchliche Theorie mit der kurfürstlichen Politik zusammenhing.

Die staatskirchliche Theorie sollte in Sachsen früher zur Praxis übergehen, als Luther selbst wollte. Denn nicht er, sondern Karlstadt schlug die erste Breche in die äußern Kirchengebräuche, indem er schon am Christtag 1520 das Abendmahl öffentlich unter beiderlei Gestalt austheilte. Cardinal Aleander bemerkte in Deutschland eine auffallende Hinneigung der Juristen und fürstlichen Räthe zur Re-

formation und klagte darüber beim Papste. Das canonische Recht wolle man nicht mehr gelten lassen, nur das weltliche. In den juristischen Facultäten auf den Universitäten herrschte mit dem Corpus Juris auch die altrömische Tendenz zum Imperialismus oder der unumschränkten Fürstengewalt vor. Nichts war natürlicher, als daß die deutschen Fürsten, welche souverain werden wollten, ihre treu ergebenen Juristen so gut fanden, wie die Mediceer in Florenz und die Valois in Paris. Juristisch gebildete Kanzler, Räthe, Richter und Amtleute begannen jetzt eine große Rolle zu spielen und ihr Vortheil war es, die Kirche unter den Staat hinab zu drücken, sich also der Reformation und des armen Luther als Mittel zum Zwecke der dynastischen Politik und weltlichen Beamtenwirthschaft zu bedienen. Diesen Sinn hatte die Verbrennung der canonischen Rechtsbücher.

5.

Der Wormser Reichstag.

Karl V. konnte erst 1521 nach Deutschland kommen, fand aber durch seine geschickten Agenten alles wohl vorbereitet und war durch die einstimmige Wahl der Deutschen, die auf ihn gefallen war, freudig erregt, denn die deutsche Kaiserkrone war doch der Pol, von dem alle Meridiane seiner Wirksamkeit ausgehen mußten, wenn sie in einer starken Mitte zusammen gehalten seyn sollten, da Burgund, Spanien, Neapel und Oesterreich gar weit aus einander lagen. Nur der Glanz der Kaiserkrone überstrahlte gleichförmig alle diese entlegenen Länder. Je größeren Werth er nun aber auf diese schöne Krone legte, um so dankbarer mußte er sich den Fürsten bezeigen, aus deren Händen er sie empfangen hatte, und je mehr Feinde und Neider ihm sein reicher Besitz erweckte, um so mehr mußte er seine deutschen Wähler schonen und immer bei guter Laune zu erhalten suchen, um sich auf sie stützen zu können. Frankreich war sein Hauptfeind, durch den nicht nur der türkische Sultan gegen ihn in die Waffen gerufen, sondern auch der Papst gegen ihn aufgereizt

wurde. Gegen alle diese Feinde konnte Karl nur bei den deutschen Fürsten Hülfe finden, die er daher schonen und denen er schmeicheln mußte. Hatte er sich ihre Wahlcapitulation gefallen lassen, so blieb es auch seine Politik, nachdem er, aus den Niederlanden kommend, sich erst in Aachen hatte krönen lassen, auf dem ersten Reichstage 1521 in Worms den deutschen Fürsten gefällig zu seyn.

Diese Stellung des Kaisers zu den deutschen Fürsten kam dem Reformationswerk Luthers zu gute. Wenn der Kaiser die Reformation gewähren ließ, so geschah es nicht, als ob er wie sein Vorfahr Kaiser Sigmund dieselbe für nützlich gehalten hätte, sondern einzig aus Rücksicht auf den Kurfürsten von Sachsen. Allein Luther säumte nicht von den Zeitumständen den größtmöglichsten Nutzen zu ziehen. Darin bewies er sich ganz selbständig, daß er mit der Bibel in der Hand fortfuhr, das ganze Glaubenssystem der alten Kirche kritisch vernichten zu wollen, woraus zuletzt nothwendig die Gründung einer neuen Kirche folgen mußte. Die Fürsten und ihre Juristen würden sich begnügt haben, die Hierarchie dem Staat unterwürfig zu machen und sich die Kirchengüter anzueignen, die Dogmen aber und die Gebräuche hätten sie bestehen lassen. Ja selbst der Kaiser war im Grunde mit den Fürsten und ihren Juristen einverstanden und wollte nur die Dogmen und Gebräuche retten und eine kirchliche Trennung verhüten. Luther ging aber weiter und glaubte, es immerhin thun zu dürfen. Sein Eifer trieb ihn dazu und keine Furcht und Scheu hielt ihn mehr zurück. Er war nach Rom citirt worden und nicht gekommen, ohne daß er deswegen Schaden gelitten hätte. Jetzt wurde er nach Worms vor Kaiser und Reich citirt und er kam. Denn nicht nur das kaiserliche Geleit und der Schutz seines Kurfürsten machten ihn sicher, sondern er sah auch hier schon seine staatskirchliche Idee verwirklicht, da eine rein kirchliche Angelegenheit nicht mehr vom Papst, noch auch von einem Concilium, sondern von der weltlichen Macht allein entschieden werden sollte. Zwar gab es noch furchtsame Freunde Luthers, die da fürchteten, es werde ihm in Worms ergehen, wie dem Huß in Constanz, aber er rief: ich will hingehen und wenn dort so viel Teufel wären als

Ziegel auf den Dächern! Er selbst hatte keine Furcht, denn er kannte die Sachlage.

Zu Worms verständigte sich der junge Kaiser vor allen Dingen mit den Fürsten, bestätigte ihnen die Wahlcapitulation und duldete, daß sie ihre Macht wie nach oben, so auch nach unten ausdehnten, denn die Reichsstände und die Reichsritterschaft wurden vom Antheil am Reichsregiment und Reichskammergericht ausgeschlossen. Der alte Organismus des vielgegliederten Reichs wurde immer mehr zu einer Oligarchie weniger Dynastien. Bei den Rittern und Bürgern erzeugte das viele Unzufriedenheit und wir werden sehen, zu welchen Excessen dieselbe führte.

Dann nahm der Reichstag die Sache Luthers vor. Von vorn herein kam dieser zu Statten, daß die deutschen Fürsten nachdrücklich alle ihre alten Beschwerden gegen Rom aufs neue vorbrachten. Der Kaiser selbst war weit entfernt, die Partei des Papstes ergreifen zu wollen, den er im Gegentheil durch die deutsche Opposition zu ängstigen suchte, aber er wollte keine Volksaufregung, keinen neuen Hussitensturm, die ganze Sache sollte in den Händen der Fürsten ruhen, denen er desfalls Concessionen zu machen gerne bereit war. Er verlangte also von Luther nur, daß er das Gröbste, was er gegen Rom geschrieben habe, zurücknehme und keine Kirchenspaltung veranlasse. Luther weigerte sich, irgend etwas zu widerrufen, so lange er nicht widerlegt sey. Nun konnte es der Kaiser nicht wohl auf neue Religionsgespräche und neues Gezänk ankommen lassen und verlangte von Luther eine runde und einfache Erklärung. Da rief Luther: „Weil denn Ew. Kaiserliche Majestät und Gnaden eine schlichte Antwort begehren, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sey denn, daß ich mit Zeugnissen der h. Schrift, oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde (denn ich glaube weder dem Concilium, noch dem Papste allein nicht, weil es offenbar und am Tage ist, daß sie oft geirrt und sich selbst widerlegt haben), und ich also von den Sprüchen, die von mir angezeigt und eingeführt sind, überzeugt, und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen

ist, so kann ich und will ich nichts widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich: ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!"

Mit diesen Worten sprach Luther ehrlich seine Meinung aus, aber kühn waren sie deswegen nicht, weil ihn gar keine Gefahr umgab. Der Kaiser selbst wollte ihn nicht verderben, ihn am wenigsten dem Papst aufopfern, nur sollte sich Luther jetzt ruhig verhalten. Der Kurfürst von Sachsen gewährte dem letzteren hinreichenden Schutz. Ueberdies war Sickingen mit 400 Rittern in der Nähe und widerhallte das gefährliche Wort „Bundschuh" in den Straßen von Worms. Der Kaiser hatte aber keine Truppen bei sich und vermochte für sich gar nicht zu handeln. Luther blieb also unangefochten. Den Hauptschutz gewährte dem Reformator ohne allen Zweifel sein sächsischer Landesherr und die mit demselben einverstandenen Fürsten und Juristen. Man ist zu der Vermuthung berechtigt, daß sie die verhängnißvolle Kirchentrennung, die unvermeidlich wurde, wenn man Luthers Eifer nicht besser dämpfte, im Voraus berechneten und billigten, weil die Fürstenpolitik in dem trüben Gewässer, was daraus entstehen mußte, am ergiebigsten fischen konnte, die geistlichen Güter, die Unabhängigkeit von Kaiser und Papst und eine despotische Gewalt nach unten.

Auf dem Reichstage zu Worms brachte der Kaiser den Entwurf einer neuen peinlichen Halsgerichtsordnung, der berüchtigten Carolina, ein, in deren Paragraphen sich schon die moderne Juristerei der Renaissance, das wiedererstandene altrömisch-despotische Recht geltend machte mit unerhört grausamen Strafen, wie sie dem altdeutschen Rechte stets fremd gewesen waren. Ferner wurde auf dem Reichstage die Reichssteuer regulirt, die den Namen der Römermonate führte, weil sie ursprünglich für die Reisen der Kaiser zur Krönung nach Rom war bewilligt worden.

In Bezug auf Luther kam endlich ein Compromiß zwischen dem Kaiser und dem sächsischen Kurfürsten zu Stande. Der Kaiser bestand darauf, um es mit dem Papst und den katholischen Fürsten nicht zu verderben, Luthern in des Reiches Acht zu thun, that es

aber erst, nachdem Luther schon abgereist und in voller Sicherheit war, und forschte dann weiter nicht nach ihm. Luther selbst wußte um das Geheimniß und stimmte ihm aus Gehorsam gegen der Kurfürsten zu. Luther sollte ungefährdet bleiben und nur auf einige Zeit unsichtbar werden. Dadurch wurde dem Kaiser jede weitere mißliebige Maßregel erspart und Luther konnte auch in seinem Asyl an seinem Reformwerke fortarbeiten. Als er von Worms weggefahren war, wurde er unterwegs im Meiningenschen von Reitern aufgefangen und nach der alten Wartburg gebracht, auf der er unter dem Namen des Ritter Georg in weltlicher Tracht behaglich zubrachte, zuweilen zur Erholung in den nahen Wäldern jagte, seine Zeit aber damit zubrachte, die heilige Schrift ins Deutsche zu übersetzen. Ein Meisterstück deutscher Kraftsprache, wenn auch hin und wieder ungenau. Es gab übrigens schon vor ihm 14 oberdeutsche und 3 niederdeutsche Bibelübersetzungen.

Die Erfolge des Kaisers in Deutschland gereichten dem König von Frankreich zum tiefsten Verdruß. Er hatte zwar Oberitalien in seiner Gewalt, aber alle Versuche, eine Partei in Deutschland zu gewinnen, waren ihm mißlungen. Auch wagte er nicht, das mächtige Deutschland anzugreifen. Er hetzte nur den Robert von der Mark, Herzog von Bouillon, gegen die Niederlande und den schwachen König Heinrich d'Albret von Navarra, dem er nachher seine Schwester vermählte, gegen Spanien. Kleinliche Versuche, welche mißlingen mußten, da er keine französischen Heere ins Feld stellte, um ihnen Nachdruck zu geben. Ein deutsches Heer unter dem Grafen Heinrich von Nassau und Franz von Sickingen wurde bald des Bouillon Meister. Franz I. fiel nun zwar selbst in die Niederlande ein, ließ sich aber bald zum Rückzug bewegen, da sich Heinrich VIII. von England jetzt entschieden für den Kaiser erklärte, dazu gestimmt durch seinen Minister Cardinal Wolsey, den Karl durch das Versprechen, ihn zum Papste zu machen, geködert hatte, im October 1521. Was den kleinen König Heinrich betrifft, so eroberten ihm zwar die Franzosen unter l'Esparre Navarra zurück, verloren es aber wieder und l'Esparre selber wurde gefangen. Unter den spani=

schen Offizieren zeichnete sich damals durch die tapferste Vertheidigung der Burg von Pampeluna Ignaz de Loyola aus, der bei diesem Anlaß schwer verwundet wurde, im Sommer 1521.

Inzwischen unterhandelte Karl auch eifrig in Italien, um den Papst wieder auf seine Seite zu ziehen, und Leo X. fand es in der That gerathen, ihm zu willfahren, um wo möglich mit seiner Hülfe, ohne die er allein nichts ausrichten konnte, die deutsche Reformation zu unterdrücken, und weil der Kaiser überhaupt jetzt über mehr Mittel zu gebieten hatte, als der König von Frankreich. Der Krieg in Italien brach schon 1521 wieder aus. Ein kaiserliches Heer unter dem Marchese von Pescara vereinigte sich mit einem päpstlichen Corps unter dem Herzog Gonzaga von Mantua und beide wurden unter den Oberbefehl des Prosper Colonna gestellt. Der französische Befehlshaber in der Lombardei, Lautrec, hatte kein Geld und obgleich er die ganze Lombardei ausplünderte, konnte er damit doch nur ein paar tausend Schweizer erkaufen, während sein König ihn nicht unterstützte und, in Wollüste versunken, sehr von seiner früheren Thatkraft nachgelassen zu haben schien. Lautrec ließ sich am 19. November 1521 in Mailand überfallen, wo man dem Pescara heimlich die Thore geöffnet hatte, konnte sich aber noch ins Venetianische zurückziehen. Franz Sforza wurde in Mailand wieder eingesetzt. Am 1. December aber starb Leo X. unerwartet schnell und die kaiserlich gesinnte Mehrheit der Cardinäle wählte nach dem Wunsche Karls V. dessen Lehrer, der vor einigen Jahren für ihn in Spanien regiert hatte und jetzt zurückgekehrt war, unter dem Namen Hadrian VI. Im folgenden Jahr 1522 gestalteten sich die Dinge in Italien für den Kaiser noch glücklicher. Die Schweizertruppen empörten sich gegen Lautrec aus Mangel an Sold und verlangten Geld oder eine Schlacht. Er wurde dadurch genöthigt, am 29. April eine Schlacht bei Bicocca anzunehmen, indem ihm außer Pescara auch noch deutsche Landsknechte unter Georg von Frundsberg gegenüber standen. Hier erlitten nun seine Schweizer eine furchtbare Niederlage und er sah sich gezwungen, Italien ganz aufzugeben. Auch Genua, wo sich die Franzosen allein

noch zu halten suchten, wurde im Mai von den Kaiserlichen erstürmt und geplündert.

6.

Ausbreitung der lutherischen Lehre.

Der Kaiser hatte nothwendig in Spanien zu thun, reiste dahin ab und überließ, nachdem er sich mit den deutschen Reichsfürsten gut gestellt hatte, diesen das Reichsregiment, in welchem Friedrich von Sachsen eine vorragende Stellung einnahm. Er mochte hoffen, sein Papst Hadrian werde die Deutschen beruhigen und noch eine Reform zu Stande bringen, durch die eine Kirchentrennung vermieden werden könnte.

Diesem frommen und ehrwürdigen Greise war es heiliger Ernst mit der Kirche und ihrer Reformation, er wollte daher gern dem berechtigten Andrängen der Laien genügen und die Mißbräuche abschaffen, andrerseits aber auch die heillose Kirchenspaltung verhindern. Luther selbst hatte anfänglich auch keine Spaltung gewollt, aber unter Leo X. hatten ihm die Vorkämpfer des Papstthums die Voraussetzung aufgedrungen, daß Rom niemals einen Fehler eingestehen und zurücknehmen werde, und er war schon zu weit gegangen. Das Wohlwollen des neuen Papstes kam zu spät. Auch war derselbe ein Greis, der nächste Papst konnte schon wieder anders denken. Ein tiefes Mißtrauen machte jede Ausgleichung unmöglich. Die Fürsten aber unterhielten die Zwietracht aus Gier nach den geistlichen Gütern. Hadrian setzte sich mit dem deutschen Reichsregiment in Verbindung, alle seine Bitten fruchteten nichts mehr bei diesem Fürstenconvent, der in Nürnberg einfach die alten Beschwerden gegen Rom erneuerte und einen Beschluß faßte, der scheinbar dem Reformbestreben des Papstes entsprach, in der That aber nur den Wittenbergern zu Gute kam, nämlich den Beschluß, „es solle fortan nur das wahre, lautere und heilige Evangelium nach der Lehre und Auslegung der bewährten und von der christlichen Kirche angenommenen Schriften

gelehrt werden." Diese zweideutigen Worte konnte der Papst zu Gunsten der Tradition und der päpstlichen Doctrin auslegen, eben so gut aber konnte Luther daraus die ausschließliche Geltung der h. Schrift und seiner augustinischen Auslegung derselben entnehmen. Das Reichsregiment hatte sich damit offenbar der lutherischen Neuerung angenommen.

Diese schritt nun auch unaufhaltsam fort. Schon 1521 hatte Melanchthon die loci communes verfaßt, einen ersten Abriß aller neuen lutherischen Glaubenslehren. Unter den Fürsten stellte sich zuerst Landgraf Philipp von Hessen dem sächsischen Kurfürsten zur Seite und ließ dem Lutherthum in seinem Lande freien Lauf. Eben so Heinrich, der Bruder des Herzog Georg von Sachsen von der albertinischen Linie. In Pommern durfte Bugenhagen lutherisch predigen. Christian II. von Dänemark ließ sich lutherische Prediger kommen. Die Grafen von Oldenburg und die von Hanau, auch Erich von Braunschweig neigten zu Luther, dem er zu Worms auf dem Reichstage in der verhängnißvollen Stunde, da er vor dem Kaiser stand, einen Becher voll guten Eimbecker Bieres zuschickte. Am bedeutungsvollsten wurde im J. 1522 ein Besuch des Hochmeisters Albrecht von Brandenburg bei Luther in Wittenberg. Man macht sich einen Begriff, wie groß und weit verbreitet Luthers Ansehen war, wenn man erfährt, der Hochmeister kam eigends, um mit Luther die Säcularisirung des preußischen Ordenslandes zu verabreden. Er selbst wollte lutherisch werden, die Ordensritter, die es nicht auch würden, vertreiben, sich des Landes bemeistern, es als erbliches Herzogthum benützen und heirathen, um seinen Stamm darauf fortzupflanzen. Diesen Treubruch billigte Luther und sanctionirte mit Freuden diese erste große Verweltlichung eines geistlichen Besitzthums, welche jedoch erst 1525 ausgeführt wurde.

Durch dieses Beispiel wurden die Erzbischöfe und Bischöfe von fürstlicher Geburt aufgefordert, allmählig auch die Bisthümer zu säcularisiren. Wirklich erfolgten die Säcularisationen früher oder später in allen katholischen Ländern, aber viel weniger in Folge der Reformation, als des Uebergewichts, welches die weltliche Macht schon

vorher über die geistliche erlangt hatte. Der große Güterbesitz und die weltliche Fürstengewalt in den Händen von Geistlichen war etwas, was nicht mehr recht in die Zeit paßte. Er war einmal zeitgemäß gewesen, als Karl der Große die Bischöfe mächtig machen und bewaffnen mußte, um durch sie die widerspenstigen Fürsten zum Theil noch heidnischer Stämme im Zaum zu halten. Diese Zeiten waren längst vorüber, die geistlichen Fürsten stärkten das Kaiserthum und die Einheit des Reiches nicht mehr, wetteiferten vielmehr mit den Laienfürsten, das Reich zu plündern und die Nation zu zerstückeln. Auch der Religion dienten sie nicht mehr, die sie vielmehr durch ihre Pracht und Ueppigkeit nur zu oft entweihten. Wenn die geistlichen Territorien schon früher wären säcularisirt worden, wäre ein ärmerer Klerus vielleicht sittenrein geblieben und hätte es gar keiner Reformation bedurft. Nur dem Papste ziemte unter allen Umständen ein unabhängiger Kirchenstaat, weil er sonst geradezu der Unterthan des Kaisers oder Frankreichs hätte werden müssen. Für die Bischöfe aber wäre es besser gewesen, sie hätten immer nur den Hirtenstab geführt und sich nie mit dem Schwert bewaffnet, noch den Fürstenmantel umgehangen.

Unter den damaligen Bischöfen neigten die von Samland, Merseburg, Bamberg, Augsburg und Basel der Neuerung zu. Dem Beispiel Albrechts des Hochmeisters folgte auch sein Bruder der Markgraf Georg von Brandenburg, der für die ungarischen Güter seiner Gemahlin, der Wittwe des Johann Corvinus, das schlesische Herzogthum Jägerndorf eingetauscht hatte. Ebenso Herzog Friedrich von Liegnitz (ein Piast) und Karl von Münsterberg (ein Podiebrad), was von österreichischer Seite nicht verhindert wurde, obgleich diese Fürsten nur Vasallen Habsburgs waren. Viele Fürsten warteten nur die weiteren Erfolge der Reformation ab, um sich ihr anzuschließen, und nur wenige hingen so fest an der Kirche, daß sie nicht durch die Vortheile geblendet worden wären, die sich ihnen in den Säcularisationen darboten. Am meisten Anhang fand Luther in den Städten, in denen auch früher schon die bischöfliche Gewalt am lebhaftesten bekämpft worden war. Hier regten sich auch republikanische,

hussitische und schweizerische Ideen. Zuerst und am eifrigsten erklärten sich die Gemeinden in Magdeburg, Wismar, Rostock, Stettin, Breslau, Danzig und Riga für Luther, also im nordöstlichen ehemaligen Slavenlande, und hinwiederum gerade gegenüber in dem südwestlichen Winkel des Reichs an den welschen Grenzen. Hier trug vor allen Straßburg unter dem Stadtmeister Sturm und dem Gelehrten Butzer die Fahne Luthers voran. In Basel Oecolampadius (Hausschein), in Bern der Pfarrer Haller und der Maler und Dichter Niclas Manuel, in St. Gallen Vadianus, in Zürich Ulrich Zwingli. Der letztere hatte schon 1516 gegen die kirchlichen Mißbräuche, insbesondere gegen den Ablaßkrämer Samson, geeifert, sich aber durch eine römische Pension beschwichtigen lassen. Auch entweihte er selbst seine Priesterwürde, indem er mit einer Dirne lebte. Erst durch Luther wieder angeregt begann er 1519 das Reformationswerk durchzuführen, aber abweichend von Luther, nicht nur in der Prädestinations- und Abendmahlslehre, sondern auch im Cultus und der Kirchenverfassung. Ueberhaupt war es ihm viel weniger um den Glauben, als um die Kirchenverfassung zu thun. Seine Reform hatte einen wesentlich politischen Charakter.

Uebrigens sollte durch seinen Zwiespalt mit Luther deutlich werden, wie schwer es ist, aus der h. Schrift allein eine gleichförmige Lehre zu schöpfen, wie leicht dabei die einseitige und willkürliche Auslegung tiefe Unterschiede begründet und um wie viel bequemer es war, alles Alte niederzureißen, als etwas Neues, jedermann Befriedigendes zu bauen.

Es gährte in Wittenberg wie in einem Bienenstock. Melanchthon war unermüdlich, seinen Freund zu vertheidigen, namentlich gegen die Pariser Sorbonne, und das Panier der Bibel siegreich gegen die alte Scholastik in den Kampf zu tragen. Karlstadt begann gegen den Cölibat zu schreiben und zwei Pfarrer vom Lande, Seidler und Bernhardi, waren die ersten, welche Weiber nahmen. Seidler wurde im Gebiet des Herzog Georg von der albertinischen Linie in Thüringen ergriffen und eingesperrt, gegen Bernhardi aber schritt niemand ein. Gabriel Zwilling griff das Klosterwesen an, als sey es

gegen die Natur und gute Sitte, und ging schon so weit zu behaupten, „in der Kutte könne man nicht selig werden," da früher im Gegentheil die Tertiarier nur deshalb so sehr in Ansehen gekommen und Laien noch im Sarge mit Kutten bekleidet worden waren, weil man geglaubt hatte, „ohne Kutte könne niemand selig werden." So folgerecht rief ein Extrem das andere hervor. Hätte man das Mönchthum nicht wirklich unnatürlich übertrieben, so würde es auch nicht so blind angefeindet worden seyn. Derselbe Zwilling empörte sich auch zuerst gegen die h. Messe und jagte zu Wittenberg am 3. Dez. 1521 zum erstenmal, von einem Haufen Studenten begleitet, den Priester, als er eben Messe las, aus der Pfarrkirche hinaus. Das blieb ungestraft. Ein Convent der Augustiner stellte es jedem Mönche frei, im Kloster zu bleiben oder nicht. Die Universität Wittenberg unter Melanchthons Vorsitz decretirte schon die gänzliche Abschaffung der Messe. Als sie Widerspruch fand, fing wenigstens Karlstadt an, die Ceremonien der Messe und beim Abendmahl auch die Elevation wegzulassen.

Andere gingen noch weiter. In Zwickau in der Nähe von Böhmen hatten sich hussitische Gedanken im Volk erhalten und ein Tuchmacher, Claus Storch, eine neue Gemeinde der Heiligen gestiftet, die da meinten, die alte Kirche sey die babylonische Hure, aber gegen sie könnte Luthers einzige Waffe, der todte Buchstabe der Bibel, nichts helfen, es gehöre dazu Geist, der h. Geist, der sich unmittelbar in ihnen offenbare. Sie verbanden damit die hussitische Brüdergemeinde, entschieden republikanische und communistische Tendenzen. Luthers Abwesenheit benutzend kamen sie, aus Zwickau vertrieben, nach Wittenberg und Karlstadt schloß sich gleich an sie an. Sie würden bald alles zu oberst und unterst gekehrt haben, da sie vielen Beifall im gemeinen Volke fanden, wenn nicht Luther plötzlich von der Wartburg herabgekommen wäre und einen Tag um den andern donnernde Predigten gegen „die Schwarmgeister" gehalten hätte. Seinem Ansehen mußten sie weichen, 1522. Er blieb fortan in Wittenberg und half seinem Freunde Melanchthon, wie das Dogma, so den Cultus der neuen Kirche festzustellen. Die Messe fiel gänzlich weg, das Abendmahl wurde nur noch in beiderlei Gestalt ausge-

theilt, von den Sakramenten blieben nur zwei. Die ganze Liturgie wurde geändert, der Kirchengesang der Gemeinde eingeführt. Luther selbst dichtete schöne Kirchenlieder, indem er jedoch meist nur die schönsten lat. Kirchenhymnen ins Deutsche übertrug.

Im Jahr 1523 starb Papst Hadrian, wohl nicht an Gift, sondern am Alter. Ihm folgte der Cardinal Julius von Medici als Clemens VII., mit dem das alte mediceische Unwesen wieder begann, die leichtfertige Verhöhnung jeder berechtigten Reformbestrebung und die Hinneigung zur französischen Politik. Zunächst waren Papst und Kaiser noch einig, jener wollte diesen gegen die Reformation brauchen, und dieser jenen nicht erbittern. Also schickte der Papst den Cardinal Campeggio nach Deutschland und Karl V. aus Spanien ein strenges Decret, worin er befahl, die Acht gegen Luther, die noch nicht aufgehoben war, zu vollziehen. Ein Reichstag war nach Nürnberg ausgeschrieben, 1523. Als aber Campeggio hier ankam, mußte er sehen, wie eben unter Leitung des Predigers Osiander der Gottesdienst daselbst nach Luthers Form eingeführt wurde. In Regensburg hatte ihn der Pöbel verhöhnt, weshalb er in Nürnberg nicht mehr wagte, seinen Cardinalshut aufzusetzen. Auch des Kaisers Schreiben wurde nicht befolgt. Seinem offenen Befehl, man solle nicht mehr über die religiösen Streitfragen schreiben, setzte Sachsen, dem noch andere Reichsstände folgten, eine offene Protestation entgegen. Das hatte zur Folge, daß sich Ferdinand, des Kaisers Bruder, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern, der Erzbischof von Salzburg und die Bischöfe von Regensburg und Trident in einer besondern Zusammenkunft in Regensburg am 6. Juli 1524 ihrerseits verpflichteten, am Wormser Edikt (der Achtserklärung Luthers) festzuhalten.

Das wilde Gebaren der Neuerer rief schon an vielen Orten eine Reaction hervor. Hie und da wurden lutherische Prediger und Sendboten in katholischen Städten und Landschaften ergriffen und hingerichtet.

Wie sehr bei den lutherisch gesinnten Fürsten nicht religiöses Bedürfniß, sondern lediglich die Politik das Motiv ihrer Handlungs-

weise war, erhellt aus den Thatsachen, daß Friedrich der Weise bis an seinen Tod (am 4. Mai 1525) die Messe hörte und ein Katholik blieb, und daß der zweite Fürst nächst dem Sachsen, der sich Luthers annahm, Landgraf Philipp von Hessen, ein roher Mensch und gemeiner Sklave seiner Sinnlichkeit, jedoch voll ritterlicher Keckheit und fürstlicher Arglist war. Da zeigte sich nirgends eine wahre Gottesfurcht oder eine fromme Unterwerfung unter das viel empfohlene Wort Gottes, sondern nur ein berechnender Verstand, der die Reform zum Mittel des dynastischen Egoismus machte.

7.

Die neue Kirche.

Die große Forderung des 15. Jahrhunderts war eine Reform der gesammten Kirche gewesen, dringend nothwendig wegen der eingeschlichenen Mißbräuche, aber niemand hatte an eine Kirchentrennung, an die Gründung einer neuen Kirche gedacht. Dank der deutschen Fürstenpolitik, die es dahin brachte, daß die Reform nur sehr unvollkommen zu Stande kam, die Trennung aber mit allen ihren bösen Folgen, trotz des bessern Willens des Papstes, des Kaisers und des Volkes durchgesetzt wurde.

Die Fürstenpolitik allein gab demnach auch der neuen Kirche ihr ganzes Gepräge. Sie wurde Staatskirche, abhängig von der weltlichen Gewalt, ein Departement der Verwaltung, wie jedes andere, unter eines Juristen Leitung. Die Priester Gottes gewesen, wurden Staatsdiener. Dem Volk wurde zu glauben befohlen, was der Fürst wollte. Luther selbst jammerte zuweilen darüber, denn er hatte es, so lange er noch als frommer Mönch im Kloster lebte und über das Verderben der Kirche nachdachte, wahrlich anders gemeint. Eine Staatskirche hatte er nicht gründen wollen. Sein Werk aber war ihm unter den Händen durch die Juristen, durch die Spalatine dazu gemacht worden.

Luther und seine Freunde wurden lediglich Mittel und Werkzeuge der Fürstenpolitik, die sich in nichts berechneter äußerte, als in dem Werth, den sie auf die Einseitigkeit seiner Lehre legte, der Lehre von der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben und von der tiefen Verderbniß der menschlichen Natur. Daraus folgte nämlich erstens, daß der Fürst, wenn er nur glaubte oder sich einbildete oder vorgab, zu glauben, gerechtfertigt und entsündigt war, er mochte noch so viel sündigen. Luther sagt ja selbst: „Also macht unser Glaube, daß unser Dreck nicht stinkt," und „Wer an Christum glaubt, den mögen keine Werke beschädigen, wie viel und bös ihrer auch immer sind." Zweitens folgte aus der Lehre von der allein durch Glauben zu erlangenden Gnade, von der Verwerflichkeit des freien Willens auch der blinde Gehorsam und die Unterwürfigkeit unter die weltliche Obrigkeit um so gewisser, als die geistliche nicht mehr anerkannt wurde. In Luthers Lehre lief alles auf Straflosigkeit des Herrn und passiven Gehorsam des Volks hinaus. Münzer und die Wiedertäufer hatten ohne Zweifel Recht, wenn sie darin die so laut verkündete „evangelische Freiheit" vermißten. Nächst dem Corpus Juris hat nichts so sehr zur Unterdrückung aller Volksfreiheit in den protestantischen Gebieten mitgewirkt, als jene Lehre Luthers und schon deshalb war es nicht möglich, sie den Schweizern und Niederländern aufzudrängen, weil sie sich nicht politisch wollten knechten lassen. Man muß diesen Hauptpunkt fest im Auge behalten, wenn man die widrigen Zänkereien zwischen den sächsischen und schweizerischen Theologen richtig beurtheilen will. Es handelte sich dabei nicht um gemeine scholastische Klopffechtereien, sondern um den Kampf der beiden großen politischen Principe der Neuzeit, der absoluten Monarchie und der Republik.

Die tiefere Motivirung des Dogmenstreits ist lediglich in den politischen Interessen zu suchen. Darin allein war Consequenz, um derentwillen die Dogmatik sich mancherlei Inconsequenz mußte gefallen lassen. Sollte nach Luther die h. Schrift die alleinige Norm seyn, so hatte nicht Luther, sondern hatten die Wiedertäufer Recht, welche die Kindertaufe verwarfen, weil in der h. Schrift kein Wort

von Kindertaufe steht; Luther hielt aus Gründen einer vernünftigen Politik die Kindertaufe aufrecht und verdammte die Wiedertäufer, hatte damit Recht, widersprach aber offen seinem Princip. Luther behielt die Sonntagsfeier, die kirchliche Trauung und mehreres andere aus der katholischen Kirche bei, wovon nichts in der Bibel steht, und ließ andererseits eine Menge mosaischer Gebote fallen, die er folgerecht, weil der Buchstabe der h. Schrift sie vorschreibt, in seine neue Kirche hätte übertragen sollen. Dasselbe gilt auch von mehreren antimosaischen Vorschriften des neuen Testaments, aus denen die einseitigsten Secten der Neuzeit ihre demokratischen und communistischen Lehren geschöpft haben, betreffend die Verwerflichkeit des Eigenthums (Matth. 10, 9), des Eides (Math. 5, 37; Jak. 5, 12), jeder Sinnenlust (Luc. 16, 19), jedes obrigkeitlichen Amtes (Luc. 22, 25) ꝛc. Die bedeutungsvollste Inconsequenz der neuen Lehre war aber die Annahme eines allgemeinen Priesterthums, um damit die Priesterweihe und den Primat Petri zu beseitigen, während der Staatskirche doch um ihrer Zwecke willen zur bequemen Beherrschung der Seelen eine hierarchische Stufenleiter von Pfarrern, Dekanen, Superintendenten ꝛc., oder sogar Bischöfen belassen werden mußte.

Im Cultus mußte die lateinische Kirchensprache verschwinden, weil die neue Kirche nicht mehr die allgemeine, sondern nur die Landeskirche war. Eben so mußte die reiche Symbolik des Kirchenschmuckes und der kirchlichen Feste verschwinden, weil die neue Lehre nur die Erinnerung der ersten apostolischen Zeit festhielt und die Tradition und ganze Entwicklungsgeschichte der Kirche verwarf. Man mußte die h. Märtyrer und ihr Verdienst verleugnen, man mußte sogar der Mutter des Heilands unehrerbietig den Rücken kehren, weil ihre Verehrung zu innig mit der alten Kirche verwachsen war, als daß man ihnen nicht beiden hätte treu bleiben oder beiden untreu werden müssen. Gleichermaßen verschwand die Buße, die Ascese, verschwanden die guten Werke, denn der Glaube allein sollte rechtfertigen. Damit geschah der weltlichen Macht und der Weltlichkeit überhaupt ein großer Dienst. Indem die heiligen Autori=

täten wegfielen, traten die unheiligen desto mehr in Kraft. Die weltliche Majestät bekleidete sich mit dem Nimbus, den man den Heiligen raubte. Der Cultus des Despotismus und des Genius heiligten neue Altäre, Reliquien und Bilder weltlicher Größen.

Damit hing die Aufhebung des Cölibats zusammen. Luther selbst heirathete 1525 eine ehemalige Nonne, Katharina von Bora, und seine meisten Anhänger nahmen Frauen nach den Worten der h. Schrift, „der Bischof sey eines Weibes Mann.“ Alle Nachrichten aus jener Zeit stimmen darin überein, daß die Reformatoren und ihre Anhänger der menschlichen Natur die Stärke keuscher Entsagung nicht mehr zutrauten, ein der Menschheit ausgestelltes Armuthszeugniß, welches ihrer doch nicht würdig war, welches aber damals entschuldigt wurde durch die bischöflichen Maitressen, die als Madonnen in die Kirchen gemalt wurden, durch die Köchinnen der Pfarrer, durch so manchen Cynismus der Mönche und durch schlimme Erfahrungen, die man selbst in Nonnenklöstern gemacht hatte. Ohne Zweifel war es nöthig, da zu reformiren, wo die gemeinste Satyrnnatur die scheinheilige Maske vornahm. Aber man fiel ins andere Extrem, wenn man dem wahren Priester, der alle seine Gedanken auf Gott richtet und der über dem gemeinen Bedürfnisse steht, die Jungfräulichkeit nicht mehr gönnen, nicht einmal mehr zutrauen wollte.

Den zahlreichen Beispielen von Mönchen und Nonnen, die freiwillig aus den Klöstern liefen, stehen doch wieder andere gegenüber. In dem Kloster Reinbeck in Holstein tanzten die Nonnen, ehe sie auszogen, und zerschlugen Bänke, Tische und Fenster in jubelnder Lust. In Nürnberg sah man etwas ganz anderes. Hier lebte Charitas, Schwester des berühmten Gelehrten Wilibald Pirkheimer, als Aebtissin in einem Kloster, als man es ihr zu räumen befahl. Sie befand sich in ihrer Clausur wie in einem kleinen Paradiese, aufs innigste geliebt von allen Nonnen, in einem heiligen Frieden, der nun plötzlich durch das Anpochen roher Fäuste an die Klosterpforte gestört wurde. Die tumultuarische Reformationspartei in Nürnberg ging von dem Vorurtheil aus, alle Klöster seyen Nester

der Sünde, und wollten die Nonnen als arme Opfer „befreien.“ Aber sämmtliche Nonnen protestirten und wollten ihr Kloster nicht verlassen. Muthig rief Charitas „die evangelische Freiheit“ an, die damals in aller Munde war, und verlangte auch für ihre fromme Heerde Duldung. Erst Melanchthon konnte es durch sein großes Ansehen durchsetzen, daß die Nürnberger das arme Kloster in Ruhe ließen. Charitas starb in demselben erst 1532. Später wurde es dann doch von der großen Fluth weggeschwemmt.

Im Anfang gab es viel Tumult, nach und nach erfolgte die große Aenderung mit mehr Ruhe. Ueberall aber trat die Staatsgewalt, in den großen Territorien der Landesfürst, in den Reichsstädten der insgemein neugewählte Rath, in alle Rechte des Bischofs und Papstes ein und bemächtigte sich auch alles Kirchen- und Klosterguts. In einigen Staaten riß der Fürst allein alles an sich und ließ nur spärliche Besoldungen für die Pfarrer übrig. In andern erlaubte er seinen Höflingen, an der Beute Theil zu nehmen. Doch wurde nach der Mode der Zeit viel Kirchengut auch den Universitäten und Schulen zugewandt, denn die Juristen sorgten dafür, daß die heidnische Renaissance mit der Reformation Hand in Hand gehen mußte. Wer stand ihnen dafür, daß so gewaltige Geister, wie Luther, von mystischer Richtung, nicht einmal ihr Juristenjoch würden abwerfen wollen? Darum durfte die Theologie auf den Universitäten überhaupt nur noch eine Großmutterrolle spielen, die ausgewählte Braut aber wurde die heidnische Wissenschaft, das Studium der Classiker.

8.

Franz von Sickingen.

Franz von Sickingen vermaß sich großer Dinge. Da ihm bisher alles gelungen war, da er sich im Besitz vieler festen Burgen und großer Geldsummen befand, der Kaiser, wetteifernd mit dem König von Frankreich, ihn geehrt hatte, hunderte von Rittern seines Winks

gewärtig waren und die gemeinen Söldner sich zu tausenden zu seinen Fahnen herbeidrängten, glaubte er die Wirren der Zeit benutzen zu sollen, um sich ein Fürstenthum zu erobern. Die Reformation, welche den Gedanken an die Säcularisation aller geistlichen Fürstenthümer ins Volk geworfen hatte, sollte ihm zum Vorwand dienen, den Kurfürsten Erzbischof Richard von Trier seines Landes zu berauben, und als Mittel dazu sollte ihm die ganze deutsche Ritterschaft dienen, für deren Vorkämpfer gegen die Fürstenmacht er sich wenigstens zunächst ausgeben wollte, obgleich er eigentlich nur im Sinn hatte, sich selbst unter den Fürsten niederzusetzen.

Die unmittelbaren Reichsritter von Schwaben, Franken und bei Rhein hielten einen Tag zu Landau, an dem sie einen Bund schlossen und den Sickingen zu ihrem Haupt wählten, 1522. Ritter Hartmuth von Kronberg, sein Eidam, übernahm es, dem Kaiser selbst die Beschwerden der Ritterschaft gegen die Fürsten in einem Schreiben vorzulegen und ihm den Gedanken einzugeben, er solle sich mit dem niedern Adel verbinden gegen die Fürsten, als das beste Mittel, endlich einmal wieder wahrer Kaiser zu werden. Mittelst der Reformation, glaubte man, könne der Kaiser überall das Volk aufregen, daß es die ihm so lästigen Fürsten verjage, dann bleibe er wieder allein übrig und könne sich wieder wie Karl der Große an die Spitze des Adels und Volkes stellen, ohne Fürsten. Andere hatten jedoch schon erspäht, daß Karl V. die gefährliche Probe einer Revolution zu machen nicht Lust habe, sie glaubten indeß, die Bevölkerung in Deutschland sey dermaßen aufgeregt, daß auch ohne ihn die Reformation würde durchgesetzt und die Fürsten würden vertrieben werden. Diese Schwärmer waren es, die geradezu sagten, Luther soll unser Papst und Sickingen soll unser Kaiser werden.

Ulrich von Hutten, der, selber ohne Güter, auf der Ebernburg unter Sickingens Schutz lebte, diente ihm und der Partei mit Flugschriften. In der einen „Beklagunge der freistätte deutscher Nation" klagt er heftig über die Fürsten und fordert die Städte auf, sich mit der Ritterschaft gegen sie zu verbinden. Nicht lange vorher hatte er in junkerhaftem Ton über die Spießbürger und Pfeffersäcke in den

Städten gespottet. Die bedeutendste Flugschrift jener Tage war „der Karsthans“, dem Hutten zwar zugeschrieben, aber nicht von ihm, worin in groben Versen die ganze bisherige Politik deutscher Fürsten, das systematische Aussaugen des Reichs und aller seiner Stände und Stämme durch die dynastischen Schmarotzerpflanzen aufs schärfste, treuste und wahrste charakterisirt war.

Das war alles richtig. Die Fürsten allein mit ihrem Sonderinteresse zerspalteten, schwächten und erniedrigten unser Reich vor andern Nationen, über die wir einst geherrscht hatten, und sie waren jetzt eben im Begriff, das unglückliche deutsche Volk noch vollends in die neuen Fesseln der mediceisch-valesischen Renaissance zu schlagen. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn sich nicht noch irgend ein altgermanischer Instinct im Volk geregt hätte, der gegen dieses moderne Fürstenjoch sich auflehnte. Aber die Ritterschaft, wie sehr auch ihre Klagen begründet erschienen, war doch selbst schon sehr verderbt und gewährte den Bürgern und Bauern keine Bürgschaften. Wetteifernd mit den Fürsten, hatte der Adel die Bauern gepreßt und höhnisch die Städte geneckt und befehdet, den Bürgerstand verachtet, den nützlichen Kaufmann geplündert.

Am 27. August 1522 kündigte Sickingen dem Kurfürst Richard den Vernichtungskrieg an und erließ zugleich ein Manifest an das Volk, worin er ihm „Erlösung von den Pfaffen und evangelische Freiheit“ verkündete. Er hatte damals nicht mehr als 5000 Mann, aber er rechnete auf den Zuzug der ganzen deutschen Ritterschaft. Im Kölnischen rüstete für ihn der Bastard von Sombreff, im Limburgischen Franz Voß, im Cleveschen Ronnenberg, im Braunschweigischen Minkwitz, die meiste Hülfe aber erwartete er vom Oberlande und sogar der Mainzer Kurfürst, Albrecht von Brandenburg, unterstützte ihn heimlich, aus Neid gegen den Trierer und aus Angst vor der Revolution. Aber Richard von Greifenklau, der Trierer Kurfürst, vertheidigte seine Hauptstadt gut, die Zuzüge im Norden wurden durch die Fürsten aufgehalten und zerstreut. Noch im September mußte Sickingen von Trier abziehen. Nun aber verfolgte ihn Richard und wurde dabei von Philipp von Hessen unterstützt. Im

Frühjahr 1523 sah sich Sickingen in seiner Burg Landstuhl überfallen. Durch Kanonenschüsse wurden die Mauern zertrümmert, ein Balkensplitter verwundete ihn tödtlich und er fiel noch lebend seinen Feinden in die Hände. Vergebens hatte er noch in den letzten Tagen auf die Hülfe der Ritterschaft gehofft, die ihm zugesagt hatte, ihn aber aus Feigheit im Stiche ließ. Er klagte namentlich über die Zollern und Fürstenberg. Richard und Philipp fanden ihn sterbend und falteten die Hände zum Gebet. Und doch konnte Philipp die Gemeinheit seiner Natur nicht zähmen und frug den Sterbenden noch, wo er seine Schätze verborgen habe? Sickingen gab ihm eine verächtliche Antwort und starb. Die servile Professorengeschichtschreiberei unserer Universitäten, welche überall die Fürsten vergötterte, hat jenem Philipp den Ehrennamen des „Großmüthigen" zugetheilt. Philipp besaß Kühnheit und Verschlagenheit, aber großmüthig ist er nie gewesen. Als er in seinem Lande die Reformation einführte, vernichtete er auch den alten Cultus am Grabe seiner Ahnfrau, der h. Elisabeth in Marburg, und rief, indem er ihre Leiche aus dem Sarge werfen ließ, mit rohem Munde: komm' heraus, alte Muhme!

Die Ritterschaft wollte sich nicht in die Niederlage Sickingens mit fortreißen lassen und hoffte noch auf dem Rechtswege etwas zu erlangen. In einer Klageschrift, die sie auf dem Nürnberger Reichstage 1523 eingab, faßte sie die Summe ihrer Beschwerden zusammen. Darin heißt es, die großen Fürsten erlauben sich jede Willkür gegen den schwächeren Adel, berauben ihn, strafen ihn gegen alles Recht und wenn der Adel beim Reichstage oder Reichskammergericht Recht suche, könne er es nicht finden, weil überall nur die großen Fürsten die Hand im Spiel haben und der Kaiser nichts gelte. Wenn nun der Adel sich waffne, um sein unterdrücktes Recht in ehrlicher Fehde selber zu verfechten, dann schreie alles über Faustrecht, Gewaltthat, Raubritterwesen rc. und alles falle über den Adel her, als ob er und nicht die Fürsten der schuldige Theil wären. Die Klage war gerecht, weil aber die Fürsten allein die Macht hatten und Richter in eigener Sache waren, ließen sie die Klage unbeachtet. Nur wenn die Ritterschaft in Masse und im Verein mit den Städten für Sickingen aufgetreten

wäre, hätte sie möglicherweise das Netz zerreißen können, was damals von den vereinigten Fürsten über die deutsche Nation geworfen wurde.

Die Anhänger Sickingens wurden verfolgt. Ulrich von Hutten, der das Schwert nicht für ihn gezogen hatte, sondern immer nur mit der Feder arbeitete, floh nach Basel, fing dort auf höchst übermüthige Art über den alten Erasmus zu schimpfen an, wurde aber von demselben in einer Schrift „Ein Schwamm, um den Schmutz abzuwaschen, den Hutten auf mich geworfen," derb abgefertigt und mußte Basel meiden. Bald darauf starb er auf der Insel Ufnau im Züricher See an der Siphylis, die er nicht mehr los geworden war. Ein sehr talentvoller, aber eitler und gewissenloser Abenteurer vom adeligen Proletariat, den ein beschränkter Parteigeist beinah in gleiche Linie mit Luther gestellt hat und noch stellt.

Ein anderer berühmter Ritter jener Zeit, Götz von Berlichingen aus Jarthausen an der Jart, erscheint im Gegensatz gegen den federfuchsenden Hutten als ein Mann des Schwertes, als echter Typus der muthig, aber machtlos gegen die Fürstengewalt ringenden Ritterschaft. Nichts war seinem deutschen Gemüth widriger als die moderne lateinische Juristerei und nicht nur in eigenen Angelegenheiten griff er lieber zum Schwert, als daß er sich in den Prozeßweg weisen ließ, sondern er lieh sein Schwert auch andern, denen nach seiner Meinung Unrecht geschehen war. Dann freilich, wenn er ehrlich die Fehde angesagt hatte, war er auch ein vollkommener Raubritter und nahm, was er fand, zum Ersatz des beschädigten Theiles weg. Auch er übrigens half Sickingen nicht und blieb deshalb ungestraft. Er hatte die rechte Hand verloren, dieselbe aber durch eine eiserne ersetzt, mit der er trefflich focht.

Der unbändigste und ruchloseste damalige Raubritter war gleichfalls ein Franke, Thomas von Absberg, der mit seinen Gesellen den greulichsten Unfug übte, einen Grafen von Oettingen ermordete, allen Gefangenen die Hände abhieb und großen Raub zusammenbrachte. Als der schwäbische Bund 1523 gegen ihn rüsten wollte, fürchtete sich das Reichsregiment in Nürnberg vor dessen Macht und suchte es zu hintertreiben. Neben dem jungen Ferdinand war damals

der wilde Markgraf Casimir von Brandenburg-Culmbach ins Regiment gekommen, ein moralisches Scheusal, der im Bunde mit seinen Brüdern Johann und Georg seinen alten Vater Friedrich auf der Plassenburg einsperrte und für wahnsinnig ausgab, und der nur deshalb der Reformation zuneigte, um durch Erwerb eines geistlichen Fürstenthums seine Schulden bezahlen zu können. Mit ihm verstand sich Johann von Schwarzenberg und der Spanier Salamanca, den Ferdinand mitgebracht hatte, und die einen Augenblick wähnten, durch Entfesselung der Revolution dem kaiserlichen Ansehen dienen zu können. Aber die Fürsten waren zu mächtig und gehorchten dem Reichsregiment nicht mehr. Der schwäbische Bund rückte in Franken ein, zerstörte den Absberg und 26 andre Burgen und stiftete Ruhe. So war es in diesem Kampfe wie in dem gegen Sickingen nicht das Reichsregiment, das half, sondern die verbündeten Fürsten waren es. Das Reichsregiment verlor allen Credit, zog von Nürnberg nach Eßlingen und löste sich auf. Die Fürsten allein blieben Herren der Lage.

Zweites Buch.

Der Bauernkrieg und Habsburgs Glück.

1.

Der schwäbische Bauernkrieg.

Die Wellen der Revolution sollten aber bald höher gehen, denn das gemeine Volk erhob sich in der gleichen Absicht wie die Ritterschaft, um die geistlichen und weltlichen Fürsten zu verjagen und als ein freies und einiges deutsches Volk allein unter dem Kaiser zu stehen. Aber es hätte früher die Ritter unterstützen sollen. Es stand jetzt allein, zwar unermeßlich zahlreich, aber undisciplinirt und durch seine groben Neigungen und Leidenschaften der Vernunft beraubt, die eine militärische Organisation in seine Massen hätte bringen können.

Schon vor Luthers Auftreten gährte die Bauernwelt aus Unmuth über die Bedrückungen, die sie durch das alte Herren- und Faustrecht, durch die Verheerungen von Dörfern und Feldern auf Jagden, in Fehden und Kriegen 2c. und nicht minder durch das moderne Finanz- und Besteuerungssystem erduldeten. Mit dem Geldbedürfniß der Fürsten und des Adels hatten sich auch die bäuerlichen Lasten und Abgaben vermehrt. Mit der Renaissance, fürstlichen Tyrannis und Juristerei war auch die Behandlung des gemeinen Volks grausamer geworden, die Carolina offenbar ein Rückschritt, eine traurige Verschlimmerung. Wie die Bauern, so litten aber auch die armen

Leute in den Städten. Die organische Gliederung der Stadtbevölkerung in Geschlechter und Zünfte war vielfach durchbrochen und mit der Renaissance war auch der alte Gegensatz, an dem zuletzt das römische Reich zu Grunde ging, nämlich der zwischen Reichen und Armen wieder hervorgetreten. Die Genossenschaften als solche waren nicht mehr stark genug, eine aristokratische Gleichheit unter ihren Mitgliedern zu behaupten. In den bedeutendsten Städten entstanden kolossale Vermögen in der Hand einzelner Kaufleute, z. B. der Fugger und Welser in Augsburg, der Rothschilde des 16. Jahrhunderts. Diese borgten dem Kaiser und den Fürsten und erhielten dafür Monopole zugesichert, mittelst welcher sie den gewinnreichsten Handel, die Bergwerke &c. in ihre Hände brachten und jede Concurrenz niederschlugen. Wenn sich nun der Reichthum weniger Familien berghoch zusammenhäufte, ging er vielen tausend andern Familien verloren. Denn jeder Fluth entspricht auf der andern Seite eine Ebbe. Also auch die kleinen Bürger hatten ökonomische Gründe zu bittern Klagen. Allein die Reformationsidee beschleunigte den Ausbruch der Empörung, sofern „die evangelische Freiheit" eine Parole wurde, unter der man der Reformation die Revolution bequem unterschieben konnte. Wie nämlich Luther auf eine vorhierarchische Zeit hinwies, in welcher die h. Schrift allein und noch nicht die canonischen Bücher und Decretalien gegolten, so verlangte das gemeine Volk jetzt, von lutherischen Prädicanten dazu verleitet, auch die Rückkehr zur communistischen Brüderlichkeit der ersten Christen und glaubte, im Worte Gottes seyen alle ihre Forderungen begründet und durch dasselbe geheiligt. In diesem Sinne wirkten unter dem gemeinen Volke Schwabens der Wiedertäufer Hubmaier, der aus Thüringen geflüchtete Schwärmer Thomas Münzer, ein Johann Strauß in Eisenach, der im neuen Reich Gottes alle Schulden tilgen und Gemeinschaft des Vermögens einführen wollte &c.

Einzelne Aufstände der Bauern begannen zuerst in den Umgebungen des Bodensees. Im Hegau wurde schon 1522 wieder der alte Bundschuh erhoben, diesmal ein goldener Schuh mit dem Wahlspruch: „Wer frei will seyn, der folge diesem Sonnenschein". Er wurde wieder unterdrückt, ebenso ein Bauernaufruhr bei Nürnberg

im Frühjahr 1524. Im Herbst desselben Jahres erhoben sich die Bauern in der Grafschaft Stühlingen gegen die übermüthige Gräfin von Lupfen, die ihnen angeblich soll befohlen haben, Schnecken zu sammeln, um Garn darauf zu winden. Von einem Müller angeführt, zogen sie triumphirend in Waldshut ein, wo ihnen Hubmaier vorgearbeitet hatte. Schon belagerten sie Donaueschingen, als der schwäbische Bund ein Heer unter Georg Truchseß von Waldburg gegen sie entsandte, der sie in Güte zur Ruhe brachte. Aber im Frühjahr 1525 brach in ganz Schwaben der Bauernaufruhr in hellen Flammen aus. Zuerst standen die Bauern der Abtei Kempten unter einem gewissen Schmied, genannt Knopf, auf, vertrieben den Fürstabt Sebastian von Breitenstein, zerstörten am Charfreitage das Stift und zerschlugen alle Heiligenbilder. Die Bürger in Kempten retteten dem Abt nur unter der Bedingung das Leben, daß er ihnen seine Herrenrechte abtrat. Auch die Bürger der Stadt Memmingen wurden vom lutherischen Prediger Schappeler aufgereizt. Die zahlreichen und riesenhaften Bauern des Allgäu erhoben sich gegen den Bischof von Augsburg und ihnen schlossen sich die Bauern des Truchseß selber an. Ganz Oberschwaben war in Aufruhr. Das größte Bauernheer, den sog. Seehaufen, sammelte Eitelhans Müller am Bodensee. Ein anderer von 18,000 Mann kam in Baldringen zusammen und hieß davon der Baldringer Haufe. Ein dritter zog vor Ulm und ängstigte die dort versammelten Gesandten des schwäbischen Bundes. Der vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg, der seine einzige Hoffnung auf die Reformation setzte, daher die geflüchteten Ritter Absberg und Kronberg bei sich aufnahm, hatte in der ihm gehörigen Grafschaft Mömpelgard schon die Reformation eingeführt und sich mit den Schweizer Reformirten in Verbindung gesetzt. Jetzt knüpfte er auch mit den Bauern an und zog ihnen mit 15,000 Schweizern zu Hülfe. Zwischen diesen und den Bauern in Tuttlingen eingeschlossen und in der größten Gefahr bewährte der Truchseß doch eine überlegene Klugheit. Er zahlte nämlich den Schweizern den Sold, den ihnen Herzog Ulrich nur versprochen hatte, wirklich aus, unter der Bedingung, daß sie wieder heimzögen. Das thaten sie denn auch und nun fiel der

Truchseß mit 2000 Reitern, 7000 Mann Fußvolk und trefflichem Geschütz, das ihm die größeren Städte hergeliehen hatten, plötzlich über den Baldringer Haufen her. Dieser hatte sich getheilt und beschäftigte sich mit Plündern und Niederbrennen der Klöster und Schlösser. Auf einen Angriff nicht gefaßt, wurden 2000 Bauern plötzlich von der Reiterei des Bundes angegriffen und niedergehauen; 4000 andere faßte der Truchseß im freien Felde, zersprengte sie zuerst mit Kanonenschüssen und ließ sie dann durch seine schnellen Reiter verfolgen und sämmtlich zusammenhauen bei Leipheim; wenige Tage später vernichtete er den Rest des Baldringer Haufens auf dieselbe Art bei Wurzach. Den Kanonen und der Reiterei hielten die schlecht bewaffneten Bauern nirgends Stand. Den Pfarrer Wehe, der dem Haufen in Leipheim gepredigt hatte, und andere Bauernführer ließ der Truchseß enthaupten. Als dieser aber nun auch den großen Seehaufen angreifen wollte, bei dem sich wahrscheinlich versuchte Landsknechte befanden, wurde er von demselben bei Weingarten dergestalt eingeschlossen, daß er sich nur durch Unterhandlungen retten konnte, 17. April 1525.

Die Bauern zeigten sich hier ziemlich gemäßigt, sandten ihre Forderungen in zwölf Artikeln ein und verlangten, dieselben sollten einem Schiedsgericht vorgelegt werden, dessen Mitglieder des Kaisers Bruder, Erzherzog Ferdinand, der Kurfürst von Sachsen, Luther und Melanchthon seyn sollten. Die zwölf Artikel verlangten: 1) die Bauern sollen sich ihre Pfarrer selbst wählen, und diese das Wort Gottes lauter und rein nach dem Evangelium predigen; 2) die Bauern sollen nichts mehr zahlen als den von Gott befohlenen Zehnten, wovon der Pfarrer leben und von dessen Ueberschuß das gemeine Wesen und die Armen versorgt werden sollen; 3) die Leibeigenschaft soll als gottlos für immer abgeschafft seyn; 4) Jagd, Vogel- und Fischfang soll frei seyn, wie die Luft; 5) der Wald und das Holz ebenfalls; 6) die Frohn- und Spanndienste sollen ermäßigt werden; 7) der Bauer soll dem Herrn nur durch einen freien und festen Vertrag und durch keine Willkür verpflichtet seyn; 8) der Zins von den Lehngütern soll ermäßigt werden, damit der Bauer nicht den ganzen Ertrag seiner

Arbeit an den Herrn abgeben und umsonst arbeiten müsse; 9) das Recht soll nach einem festen, alten Gesetz, nicht nach neuen Satzungen und Willkür gehandhabt werden; 10) wer mit Unrecht Gemeindegüter an sich gerissen, soll sie zurückstellen; 11) die Abgabe bei Sterbefällen soll aufgehoben seyn, damit Wittwen und Waisen nicht um das Ihrige gebracht werden; 12) diese Artikel soll man annehmen, oder aus der Bibel widerlegen. Urheber der 12 Artikel ist wahrscheinlich Doctor Fuchs von Fuchsstein gewesen, der früher bei der Reichsregentschaft angestellt, jetzt ein Agent des Herzogs Ulrich bei den Bauern war.

In den 12 Artikeln, wie in allen Forderungen, welche die Bauern in den verschiedenen Landschaften des südlichen und mittleren Deutschland damals geltend machten, wird überall nichts Neues, sondern nur Herstellung des Alten verlangt und sind sie weniger gegen den Feudaladel an sich, als gegen dessen neue Anmaßungen und Bedrückungen und gegen die neuen Gesetze der fürstlichen Beamten, gegen die Juristerei, Schreiberei und Abgabenschererei gerichtet. Die Tiroler Bauern verlangten vom Erzherzog Ferdinand nichts als ihre „alten Landesfreiheiten," die Verbannung der neuen geschriebenen Gesetze und insbesondere die Abschaffung der „Fuggerei," d. h. der von seinem spanischen Rath Salamanca neu eingeführten Monopole und Handelscompagnien, durch die das Land mit fremden unnützen Luxuswaaren überschwemmt und alles vertheuert wurde. Auch der Wildschaden, über den die Bauern so sehr klagten, die Verheerung der Aecker durch übertriebene Hegung des Wildes war ein neues Uebel und die fürchterlichen Strafen, die das Jagdrecht der Herren schirmen sollten, gingen von den Fürsten, nicht von den Rittern aus.

Luther selbst wollte nichts von den Bauern wissen. Je mehr ihm Schuld gegeben wurde, er sey es, der zuerst die alte Welt aus den Fugen gerissen habe, und seine Schüler seyen es, die unter dem Vorwand der evangelischen Freiheit alles Hohe erniedrigen wollten, um so nothwendiger war es für ihn, sich zu rechtfertigen. Er konnte nicht mit den Bauern gehen, denn dann würden ihm die Schwarmgeister bald über den Kopf gewachsen seyn. Er mußte also auf der

Seite der Fürsten stehen, an die er überhaupt schon fest gebunden war. Man findet in seinen Aeußerungen über die Bauern Widersprüche. Sein Rechtssinn ließ sich schwer beugen und mehrmals übermannte ihn das Mitleid, so daß er den Fürsten die schwersten Vorwürfe machte, sie seyen es, die durch ihre Ueberbürdungen den Landmann zur Verzweiflung gebracht haben. Dann aber graute ihm wieder vor der Rohheit der Bauern und vor dem Freiheitsschwindel, in den sie sich durch die Demagogen hineinreißen ließen. Daher die Aeußerung, die er gegen einen Herrn von Einsiedel that: „Der gemeine Mann müsse mit Bürden beladen seyn, sonst werde er übermüthig.“ Das stimmte überhaupt mit seiner Grundansicht von der verderbten Menschheit zusammen und mit seiner Lehre vom leidenden Gehorsam, die den Fürsten so trefflich zu Statten kam und ohne die er sich niemals die Gunst der Fürsten würde erworben haben. Er schrieb damals an die Bauern: „Daß die Oberkeit böse und unrecht ist, entschuldigt keinen Aufruhr, denn die Bosheit zu strafen gebührt nicht einem Jeglichen, sondern nur der Oberkeit.“ Das war nun freilich keine Logik, welche die Bauern hätte beruhigen können.

Unter diesen Umständen kam das in Weingarten geforderte Schiedsgericht begreiflicherweise nicht zu Stande und nur das Recht des Stärkeren sollte entscheiden.

Es wurden in jenen Tagen arge Umtriebe gemacht. Der junge Erzherzog Ferdinand, den man schon beim Reichsregiment mißbraucht hatte, sollte auch der Bauernbewegung Vorschub leisten, indem man ihm vorspiegelte, er werde dadurch Alleinherr in Deutschland werden. Nachdem sich sein Bruder Karl nicht herbeigelassen hatte, mittelst der kirchlichen Reformation Luthers die alte Kaisergewalt wiederzuerlangen, versuchte man es mit dem noch jüngeren und unerfahrenen Ferdinand. Man suchte ihn zunächst dadurch zu verlocken, daß die Allgäuer Bauern österreichisch zu werden versprachen, wenn er die 12 Artikel annähme. Er unterhandelte mit ihnen im Mai zu Füßen und sie schlossen zusammen einen Vertrag. Wenn aber der Allgäu österreichisch wurde, war Bayern gefährdet. Herzog Wilhelm von Bayern feuerte daher den schwäbischen Bund an, sein

Aeußerstes zu thun. Der Papst unterstützte Wilhelm aufs lebhafteste und bewilligte ihm ein Fünftel der geistlichen Einkünfte in Bayern. Dagegen wurde, nachdem auch die Bauern im Erzbisthum Salzburg aufgestanden waren, den Bayern der arglistige Antrag gemacht, dieses Erzbisthum zu säkularisiren und mit Ferdinand zu theilen. Auch die Tiroler Bauern hatten sich erhoben, zuerst unter Michael Geißmayr, dem Schreiber des Bischof von Brixen. Ferdinand unterhandelte mit ihnen und suchte sie zu begütigen, um mittelst ihrer neue Erwerbungen zu machen. So schlug er damals schon das Zillerthal, das zum Erzbisthum Salzburg, und die Stadt Füßen, die zum Bisthum Augsburg gehörte, zu Tirol.

In dieser kritischen Zeit bewährten sich die altbayerischen Bauern allein als conservativ. Indem sie in großer bewaffneter Masse auf den Peißenberg zogen, um diesen gegen die Allgäuer (Schwaben) zu vertheidigen, folgten sie dem Instinkt des Volksstammes und zugleich der Anhänglichkeit an die Kirche und an das Fürstenhaus. Auch alle Mitglieder des schwäbischen Bundes, Fürsten, Herren und Städte, hatten ein Interesse, mit Bayern vereinigt dem revolutionären Beginnen des Erzherzog Ferdinand entgegenzutreten. Die Seele der antiösterreichischen Bewegung war aber diesmal der bayrische Kanzler Leonhard von Eck, der von seinem Herzog jede Versuchung, sich durch die Aussicht auf Kirchenraub zu Ferdinand hinüberziehen zu lassen, abwehrte.

2.

Der fränkische Bauernkrieg.

Wie in Schwaben von Kempten, so ging in Franken die große Bewegung von Rottenburg an der Tauber aus. Hier hatte der lutherische Prediger Deuschlin das Volk aufgeregt und erschien auch der aus Wittenberg vertriebene Karlstadt. Der alte conservative Stadtrath wurde abgesetzt, lauter Demagogen eingesetzt und aus

der Stadt verbreitete sich der Aufruhr ringsumher im Lande. Die Bauern rotteten sich zusammen und stürmten die Schlösser der Herren, um sie zur Unterzeichnung der 12 Artikel zu zwingen. Die Grafen von Hohenlohe mußten nachgeben und ihrem Beispiel folgten viele andere größere und kleinere Herren. Die sich weigerten, wie der Graf von Oettingen, wurden gefangen. Den weltlichen Herren erging es noch glimpflich, gegen die geistlichen war der Haß viel größer und die Klöster wurden alle niedergebrannt. Den ersten großen fränkischen Haufen führte Florian Geyer an, ein verrufener Gesell, dessen Hauptgeschäft bisher gewesen war, Landsknechte zu werben. Ein zweiter Haufen unter Bermeter zwang den Grafen von Henneberg zur Unterwerfung und hauste übel in Ochsenfurt.

Weiter westlich im Odenwalde sammelte sich ein Bauernheer unter dem lüderlichen Schenkwirth Metzler und bei Heilbronn noch ein anderes unter Jäcklein Rohrbach und beide vereinigten sich und hießen fortan „der helle Haufen Odenwalds und Neckarthals." Auch sie verbrannten die Klöster und Schlösser und schonten die letztern nur, wenn die Herren die 12 Artikel annahmen. Das thaten die meisten. Doch hatte sich eine gute Anzahl fränkischer und schwäbischer Herren in die feste Stadt Weinsberg geworfen, in deren Burg der Graf von Helfenstein commandirte, ein Liebling des Erzherzog Ferdinand und Gemahl einer natürlichen Tochter des alten Kaiser Max. Dieser unterhandelte mit den Bauern, um sie hinzuhalten, bis der Truchseß kommen würde, verrieth aber seine böse Absicht, indem er den Rittern erlaubte, einen Ausfall zu machen und eine Schaar unbesorgter Bauern bei Neckarsulm zu überfallen. Da zog der ganze helle Haufen, mit dem sich damals auch der fränkische oder „schwarze" Haufen unter Florian Geyer vereinigte, rachedurstend herbei und umringte Weinsberg. Zwei Bauern mit einem Hut auf einer hohen Stange erschienen vor den Mauern und riefen: „Eröffnet Stadt und Schloß dem hellen christlichen Haufen, wo nit, so thut Weib und Kind aus, denn wir stürmen." Ritter Dietrich von Weiler verhöhnte diese Boten der Bauern und ließ gegen den Kriegsgebrauch auf sie schießen. Plötzlich aber stürmte Florian Geyer

das hoch über die Stadt hinüberragende Schloß. Da entstand in der Stadt die schrecklichste Verwirrung. Die Ritter schwangen sich auf ihre Rosse und wollten fliehen, wurden aber von den Bürgern mit Gewalt zurückgehalten. Haben wir euch geholfen, hieß es, und ihr wollt uns nun in der Noth stecken lassen? Sie mußten bleiben und sich wehren, wurden aber alle bald von den eindringenden Bauern überwältigt, nur wenige erschlagen, die meisten gefangen, am 17. April 1525. Der dicke Dietrich von Weiler, der auf einen Thurm geflüchtet war, wurde von demselben hinabgestürzt. Man rathschlagte, was mit den Gefangenen zu thun sey, und eingedenk der Treulosigkeit der Ritter bei Neckarsulm, und der Grausamkeit, mit welcher so eben der Truchseß die Bauern in Oberschwaben behandelt hatte, beschlossen die Hauptleute der Bauern, die siebzig in Weinsberg gefangenen Grafen und Ritter hinzurichten, „um dem Adel ein sonderbar Entsetzen und Furcht einzujagen," und um den Herrn zu zeigen, daß, wenn sie das Leben der Bauern nicht schonten, auch das ihrige nicht geschont werden würde. „Wozu brauchen überhaupt diese Müssiggänger zu leben?" frug Jäcklein Rohrbach mit dem ganzen Stolz der arbeitenden Klasse. Hierauf machten die Bauern Spalier und hielten ihre Spieße vor, die Herren aber mußten zwischen hindurch gehen und wurden im Laufen von den Bauern aufgespießt. Das war eine bei den Landsknechten aufgekommene Todesstrafe und hieß „durch die Spieße jagen," später Spießruthenlaufen. Der Pfeifer Melchior Nunnenmacher spielte zu dem gräßlichen Todestanze des Adels in Weinsberg lustig auf. Umsonst flehte die schwangere Gräfin von Helfenstein die Bauern fußfällig an, das Leben ihres Gatten zu schonen, sie wurde verlacht, das Geschmeide von ihrem Halse gerissen, ihr junger Sohn von einem Spieße verwundet. Ein rasendes altes Weib grub mit einem Messer in die Leiche des schon erstochenen Grafen, schnitt das Fett heraus und schmierte sich damit die Schuhe. Die unglückliche Gräfin wurde endlich halbtodt auf einem Mistwagen fortgeführt.

Als Luther diese Greuelthat erfuhr, erließ er eine Flugschrift „Wider die stürmenden Bauern," worin er alle Welt aufforderte,

„die Bauern zu würgen, zu stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, wie man einen tollen Hund todschlagen muß. Die Oberkeit hat eine gute Sach und wer auf der Oberkeit Seite erschlagen wird, ist ein rechter Märtyrer vor Gott. Wiederum was auf der Bauern Seite umkommt, ist ein ewiger Höllenbrand.“ Er erhitzte sich so sehr, daß er sogar denen, die ihn um Mäßigkeit und Menschlichkeit anflehten, drohte: „Die mein Büchlein tadeln, sollen das Maul zuhalten, und sich fürsehn, denn gewiß sind sie auch aufrührerisch im Herzen. Darum soll die Oberkeit solchen auf die Hauben greifen, daß sie das Maul zuhalten und merken, daß Ernst sey. Zudem, schließt er, „der Esel will Schläge haben und der Pöbel mit Gewalt regiert seyn.“ Nur Erasmus hatte den Muth ihm zu sagen: „obgleich du die Bauern nicht anerkennst, ist ihr Aufruhr doch nur eine Folge deiner Reformation und eigentlich dein Werk.“ Und Caspar von Schwenkfeld, ein adeliger Schlesier und mystischer Schwärmer, aber von engelgleicher Milde und Sanftmuth in dieser Zeit der Barbarei, sagte, was ihm Luther nie verziehen hat: „Luther hat das Volk aus Aegypten (dem Papstthume) durch das rothe Meer (den blutigen Bauernkrieg) geführt, aber in der Wüste sitzen lassen.“

Die Bauern kümmerten sich nicht um Luthers Zorn. Florian Geyer ging mit seinen Schwarzen nach Franken zurück, um systematisch Klöster und Burgen zu zerstören. Der helle Haufen aber lagerte bei Heilbronn und hielt großen Kriegsrath zu Gundelsheim. Die Seele desselben war Wendel Hippler, vormals Diener der Grafen von Hohenlohe, die ihn ungerecht mißhandelt hatten und an denen er jetzt Rache nahm. Er gab den Bauern den klugen Rath, den kleinen Adel zu schonen und vielmehr für ihre Sache zu gewinnen, weil sie beide ein gleiches Interesse gegen die Fürsten verbände. Sodann sollten sie alles thun, um die Landsknechte, die im Solde der Fürsten standen, zu sich herüberzuziehen, was nicht schwer seyn könne, denn es seyen ja Söhne von Bauern wie sie. Ohne eine Reiterei, wie sie der niedere Adel darstellte, und ohne ein disciplinirtes Fußvolk, wie das der Landsknechte, würden sie trotz ihrer großen Zahl doch am Ende gegen die Fürsten nichts ausrichten.

Hiedurch belehrt griffen sie den armen Ritter Götz von Berlichingen auf und zwangen ihn, ihr Obergeneral zu werden. Er willigte nur aus Todesangst ein, denn sie hätten ihn sonst umgebracht.

Die Operationen, die er sofort mit dem hellen Haufen vornahm, waren nicht ungeschickt. Er wandte sich nämlich nordwärts in die noch nicht insurgirten Gegenden, um auch sie aufzuregen und eine ungeheure Macht zusammenzubringen, welcher der Truchseß, der im Süden gesiegt hatte, nicht gewachsen wäre. Er warf sich in den Spessart und nachdem von hier aus dem Main entlang das ganze mittlere Rheinland in revolutionären Brand gesteckt war, nach Würzburg, um von da mit dem thüringischen Aufstand in Verbindung zu treten und Bayern im Rücken zu fassen. In Aschaffenburg selbst mußte der Bischof Wilhelm von Straßburg, Statthalter des Erzstift Mainz, die 12 Artikel annehmen. Alsbald erhoben sich die Bauern des benachbarten Rheinlands und bildeten sich große Heerhaufen derselben, der des Friedrich Wurm zu Bruchsal, der Kleberger in Weissenburg, der Kolbenhaufen im Wasgau, noch zwei andere in Pfeddersheim und im Kraichgau. Adel und Geistlichkeit flohen in Burgen und Städte. Kurfürst Ludwig von der Pfalz unterhandelte mit den Bauern im Dorfe Forst, zog ihre Hauptleute zur Tafel und versprach, ihren Beschwerden auf dem nächsten Landtage auf Grund der 12 Artikel abzuhelfen.

Götz selbst und Metzler zogen von Aschaffenburg ostwärts, vereinigten sich wieder mit dem schwarzen Haufen Geyers und umringten die bischöfliche Stadt Würzburg. Der Bischof daselbst, Konrad von Thüngen, hatte bereits seine Bauern befriedigt, indem er ihnen versprach, ihre Abgeordneten als vierten Stand beim nächsten Landtage zuzulassen. Der helle Haufen aber achtete nicht auf dieses Uebereinkommen und der Bischof fand es gerathen zu fliehen, ließ aber den Domherrn Friedrich von Brandenburg zur Vertheidigung des sehr festen Schlosses, des s. g. Frauenberges, zurück. Die Stadt ließ sich nicht halten, weil die rebellischen Bürger sich mit den Bauern vereinigten. Nun begann die Belagerung des Schlosses, bei der sich das große Bauernheer viel zu lange aufhielt, während die übri-

gen Haufen vereinzelt blieben, sich beim Plündern zerstreuten und den Fürsten Zeit ließen, sich besser zu rüsten und ihre Streitkräfte zu vereinigen.

In Württemberg auf der Neckarseite der rauhen Alb sammelte der Bauer Matern Feuerbacher 25,000 Mann und schreckte damit die ferdinandeische Regierung in Stuttgart. Man verwies ihn auf den Landtag, aber er spottete: auf dem Landtage landtage man doch nichts, als daß man Geld geben müsse. Anstatt sich aber mit den Allgäuer- und Seebauern gegen den Truchseß zu vereinigen, vertrieben sich die württembergischen Bauern die Zeit mit dem Plündern und Niederbrennen von Klöstern und Burgen und zerstörten unter andern wahnsinnigerweise die alte Kaiserburg Hohenstaufen. Eitelhans Müller, den die Unterhandlungen in Weingarten anwiderten, zog mit seinem Hegauer Haufen in den Schwarzwald, setzte sich hier in Verbindung mit den oberrheinischen Bauern, belagerte Freiburg im Breisgau und nahm diese Stadt am 26. Mai durch Vertrag ein.

Mittlerweile hatte am 12. Mai Wendel Hippler in Heilbronn einen hohen Rath der Bauern eröffnet und im großen Styl umfassende Reformen des deutschen Reichs vorgeschlagen. Sie waren lange nicht so radical, als man hätte erwarten sollen. Er wollte nur kirchlich reformiren und das ganze Reich lutherisch machen, aber Fürsten und Herren sollten bleiben und nur zum geistlichen, Herren- und Bürgerstande der Bauernstand als der vierte beim Reichstag vertreten seyn. Alle bäuerlichen Lasten sollten aufhören, die Herren aber dafür durch das säcularisirte Kirchengut reichlich entschädigt werden. Man darf sich nicht wundern, daß solche Vorschläge auftauchten, die einen Augenblick sogar praktisch erscheinen konnten, bei ruhiger Besinnung sich aber als unausführbar erwiesen. Die Bauern selbst kümmerten sich gar nicht um ihre Vertreter und Rathgeber in Heilbronn. Sie genoßen ihrer neuen Freiheit in der rohesten Weise, sie schwärmten herum, plünderten, soffen und lärmten, dachten aber nicht daran, weder sich in Waffen zu üben, noch tüchtigen Führern zu gehorchen, und brachten ihre Hauptleute und Prediger durch ihren verstockten Ungehorsam in nicht geringe Noth.

Wenn man diese deutschen Bauern von 1525 mit den Hussiten von 1425 vergleicht, so erscheinen die ersteren in einem schlimmen Lichte. Wohin war es mit den tapfern Alemannen und Franken gekommen, daß sie, obgleich in Waffen und zu kühner That entschlossen und in ihrer Ueberzahl sogar des Siegs gewiß, doch nur wie eine brünstige Heerde Vieh wild durcheinanderliefen, um sich am Ende abschlachten zu lassen!

3.

Niederlage der Bauern.

Durch die Entfernung der Schweizer, durch die Beschwichtigung des Seehaufens und der Allgäuer und durch die conservative Haltung des bayrischen Landvolks war schon die größte Gefahr abgewendet. Georg Truchseß bekam freie Hand und folgte dem Hegauer Haufen in den Schwarzwald nach, um Freiburg zu retten, als die Ferdinandeische Regierung in Stuttgart ihn dringend um Hülfe anging. Er kehrte daher nach dem Neckar um. Feuerbacher, der mit seinem Haufen gerade Herrenberg belagerte, unterhandelte mit ihm und war zum Frieden geneigt. Eitelhans Müller aber, der die Hegauer führte, und der vertriebene Herzog Ulrich ließen die Bauern dringend vom Frieden abmahnen. Feuerbacher wurde nun beseitigt und nach Hipplers Plane wieder ein Edelmann, Schenk von Winterstetten, zum Bauerngeneral ernannt. Dieser Schenk war mit dem Truchseß verwandt und führte die Bauern so ungeschickt, daß er sie, anstatt sie mit dem Hegauer Haufen zu vereinigen, bei Sindelfingen dem Truchseß in die Hände lieferte, der hier ganz bequem sein altes Manöver wiederholte. Die dummen Bauern standen im offenen Felde ungedeckt, wurden durch Kanonenschüsse auseinander gesprengt und, ehe sie den zu weit entfernten Bergwald erreichen konnten, von den bündischen Reitern eingeholt und niedergehauen. Keiner wurde geschont und allein an diesem Tage, es war der 12. Mai, kamen 8000 Bauern um. Am Abend der Schlacht wurde noch der Pfeifer

gefangen, der zu Weinsberg aufgespielt hatte. Der Truchseß ließ ihn mit einer langen Kette an einen Baum binden und an einem langsamen Feuer verbrennen. Die Ritter trugen selbst das Holz herbei und ergötzten sich an den Sprüngen und an dem Geheul des Gemarterten. Dann zu noch eclatanterer Rache zog der Truchseß vor Weinsberg, ließ die Stadt und alle umliegenden Dörfer verbrennen und den Jäcklein Rohrbach, den man gefangen hatte, auf die gleiche Art zu Tode martern wie den Pfeifer.

Zu derselben Zeit unterlagen die Bauern auf dem linken Rheinufer. Nicht ohne Zuthun des vertriebenen Ulrich in Mömpelgard hatten sie sich im Suntgau und Elsaß erhoben, während auch auf dem rechten Rheinufer und weiter hinab in der Pfalz, im Bisthum Speier und im Mainzischen überall der Aufruhr entbrannte. Der Reformator Butzer in Straßburg ging vergebens hinaus, um die Bauern zum Frieden zu mahnen. Unter ihrem Hauptmann Gerber von Molsheim eroberten sie Zabern, das große Schloß des Bischofs von Straßburg, und zerstörten Klöster und Schlösser. Ein anderer Bauernhaufen im Suntgau unter Wolf Wagner von Rheinau that dort das nämliche. Nun aber trat Herzog Anton von Lothringen, als auch seine Bauern Miene machten, sich den Elsäßern anzuschließen, mit großer Entschlossenheit auf und führte ein ansehnliches Söldnerheer gegen die wie gewöhnlich schlecht bewaffneten, ungeordneten und nur roh tumultuirenden Bauern. Zuerst überfiel er sie in Lupfenheim, wo sie sich zwar in der brennenden Kirche noch wehrten, aber 6000 Mann verloren. Dann schloß er den Gerber, der noch 18,000 Bauern unter sich hatte, in Zabern ein, wo er aus Mangel an Lebensmitteln capituliren mußte. Herzog Anton gewährte ihm freien Abzug mit Zurücklassung der Waffen. Sobald aber die Bauern ihre Waffen niedergelegt hatten, erklärte Anton, Ketzern und Rebellen brauche man das Wort nicht zu halten, und ließ sie allesammt niederstechen, den Gerber aber henken, am 17. Mai. Als der Herzog in sein Land zurück ging, hatten sich die über den Mord ihrer Brüder wüthenden Elsäßer Bauern wieder gesammelt, verlegten ihm bei Scherwiller den Paß und schlugen sich so verzweiflungsvoll mit ihm

herum, daß sie ihm 900 Mann tödteten, selber aber einen noch zehnmal größeren Verlust erlitten.

Durch die Niederlagen am Neckar und im Elsaß wurden nun die Bauern am Oberrhein eingeschüchtert, gaben die Belagerung von Freiburg auf und unterhandelten mit dem Markgrafen Philipp von Baden. Die vorderösterreichische Regierung aber und der oberländische Adel nahmen blutige Rache. Eitelhans Müller wurde enthauptet, auch viele andere Bauernführer und Prediger litten die Todesstrafe. Im Hegau wurden viele Dörfer verbrannt, viele Bauern geblendet und verstümmelt. Am unbarmherzigsten wüthete man unter den Wiedertäufern, an deren Spitze sich Hubmaier in Waldshut noch eine zeitlang wehrte. Ihm selbst glückte es zu entkommen. — Weniger blutig endete der Aufruhr am Mittelrhein. Die Bauern wehrten sich hier nicht mehr. Kurfürst Ludwig von der Pfalz wollte die Bauern, die sich mit ihm vertragen hatten, schützen, aber die andern Fürsten und Herrn tadelten ihn deshalb und selbst der sanfte Melanchthon ließ sich damals von Luthers Wuth anstecken und schrieb, was sicher nicht aus seinem Herzen kam, an den Kurfürsten Ludwig, er handle nicht gegen sein Gewissen und sey frei von aller Schuld, wenn er auch die bäurischen Rotten trotz der Verträge niedertrete. Jetzt erst hetzte sich der Kurfürst selber in einen ihm unnatürlichen Blutdurst hinein, ließ seine Söldner die Dörfer plündern und viele Gefangene hinrichten. Dann zog er mit dem Kurfürsten von Trier, den Bischöfen von Würzburg und Speier und mit dem Deutschmeister von Mergentheim, mit denen bei Fürfeld auch der Truchseß sein siegreiches Heer vereinigte, gegen Würzburg, um den Frauenberg zu entsetzen.

Dieses Heer der vereinigten Fürsten zählte zwar nur 12,000 Mann, bestand aber aus den tüchtigsten Rittern, Schützen und Landsknechten und war mit zahlreicher Artillerie versehen. Zu spät erkannten die Bauern, wie thöricht sie gehandelt hatten, sich vor Würzburg aufzuhalten, während ihre Hülfe am Neckar und Rhein so dringend nöthig gewesen wäre. Sie machten noch einen Versuch, durch Unterhandlungen dem Kampfe vorzubeugen, indem sie einen

fränkischen Landtag nach Schweinfurt ausschrieben und am 26. Mai mit den Herrn und Städten, die in ihrer Gewalt waren, wirklich eröffneten. Aber die zum Entsatz heranrückenden Fürsten wollten nichts von Schweinfurt wissen und sagten nur: ihr Schweine fort! Nach so vielen Siegen hofften sie auch noch dieses Bauernheer zu überwinden und wollten keine Gnade mehr gewähren. Als der Entschluß der Fürsten kund wurde, löste sich der Landtag auf und trat in den Reihen der Rebellen unbeschreibliche Verwirrung ein. Vergebens wandte Wendel Hippler im Lager vor Würzburg alle seine Beredsamkeit an, um die Bauern zusammen zu halten, denn vereinigt waren sie bei ihrer großen Zahl immer noch im Stande zu siegen. Sie konnten vereint den Fürsten entgegen ziehen, oder dieselben erwarten, nur trennen durften sie sich nicht. Nun blieb aber der fränkische Haufen unter Geyer zurück und nur der helle Haufen unter Götz von Berlichingen zog gegen die Fürsten aus. Als er aber das Lager der letzteren ansichtig wurde, wagte er keinen Angriff und zog sich zurück. In der nächsten Nacht, am 28. Mai ritt Götz heimlich auf und davon und ließ die Bauern im Stich. Dennoch hätten sie noch einen großen Schlag ausführen können, denn in der nämlichen Nacht kam Florian Geyer mit 5000 Mann von Würzburg aus nach und stieß bei Neckarsulm auf die Wachtfeuer der Fürsten, die sich keines Angriffs versahen. Aber der helle Haufen hatte sich schon zu weit entfernt und war durch Götzens Flucht zerrüttet und demoralisirt. Würden beide Haufen in jener Nacht vereinigt das fürstliche Lager angegriffen haben, so wären die Fürsten und Ritter wahrscheinlich verloren gewesen, denn man wußte, daß sich die Landsknechte nicht gegen die Bauern schlagen wollten. Das Schicksal spielte hier mit den Menschen wunderbar. Die große Entscheidung hing von den Zufällen einer einzigen Nacht ab.

Am folgenden Tage hielt der Truchseß ein schreckliches Gericht in Neckarsulm, ließ sechzig Bauern hinrichten und acht Dörfer verbrennen. Am 2. Juni stieß er auf den hellen Haufen, der sich unter Metzler bei Königshofen verschanzt hatte. Als aber die Wagenburg der Bauern von Kanonenkugeln zerschmettert wurde, gab Metzler die

Flucht und die fürstlichen Reiter hatten wieder freies Spiel, die über das offene Feld fliehenden Bauern zu tausenden niederzuhauen. Nur 3000 Bauern erreichten einen Wald, wo man sich noch bis in die Nacht mörderisch schlug und wo noch lange nachher ganze Haufen menschlicher Gebeine unter dem abgefallenen Laube lagen. Am längsten wehrten sich hier 300 Bauern innerhalb eines Verhaues und ergaben sich erst, als ihnen Graf Wilhelm von Fürstenberg das Leben sicherte. Florian Geyer war damals zum Markgrafen Casimir von Culmbach geeilt, der schon früher beim Reichsregiment eine sehr revolutionäre Tendenz kund gegeben hatte und zu denen gehörte, die auch den Erzherzog Ferdinand in die Revolution mit hinein reißen wollten. Von ihm hoffte Geyer noch Hülfe, aber zu spät, denn der Markgraf wollte sich nicht mehr compromittiren. Geyer ritt die ganze Nacht, um noch wenigstens zu der Schlacht bei Königshofen zurecht zu kommen und in der Führung den elenden Metzler zu ersetzen. Aber er kam zu spät, die Schlacht war schon verloren. Dennoch liefen die Fürsten eine neue große Gefahr, sie hatten die Schlacht nur mit ihren Kanonen und Reitern gewonnen, das Fußvolk der Landsknechte aber gar nicht gebraucht, weil sie sich vor ihm fürchteten. Dennoch verlangten die Landsknechte jetzt trotzig einen Schlachtsold, zogen, da sie ihn nicht erhielten, aus dem fürstlichen Lager ab und machten Miene, sich mit den Bauern zu vereinigen. Da faßte der Truchseß, allen andern an Geist überlegen, einen raschen Entschluß und eilte mit der Reiterei dem schwarzen Haufen entgegen, ehe sich die Landsknechte mit demselben vereinigen konnten. Florian Geyer und seine Schwarzen bewährten ihren Ruhm als die tapfersten unter den Bauern. Dieses Lob verdienten wenigstens die 600 Getreuen, die in geschlossenem Viereck, während sie sich zurückzogen, alle Reiterangriffe siegreich abschlugen und sich dann noch in der Nacht in dem Flecken Ingolstadt löwenmüthig wehrten, bis sie zuletzt in der brennenden Kirche oder unter den Trümmern des Schlosses umkamen. Geyer entrann im Dunkeln, wurde aber einige Tage später auf freiem Felde gefunden und niedergestochen.

Nach diesem letzten Kampfe hörte aller Widerstand auf. Die

Stadt Würzburg öffnete am 7. Juni den Siegern ihre Thore und der Frauenberg wurde entsetzt. Der Truchseß aber hielt ein entsetzliches Blutgericht und ließ 19 Bürger und 36 Hauptleute der Bauern durch seinen „lustigen Knecht Hans“ unter lautem Gelächter köpfen. Außer den gerichtlichen Hinrichtungen kamen eine Menge andere vor, welche sich die übermüthigen Reiter erlaubten. Zu Giebelsstadt zwangen sie sieben Bauern, einander selber umzubringen, und sahen lachend zu. Ueberhaupt gesellte sich dem Morde in diesem Kriege immer roher Spaß und sogar mehr auf der fürstlichen als bäurischen Seite. Der heimgekehrte Bischof von Würzburg zog, von Henkern begleitet, von Ort zu Ort durch seinen Sprengel und ließ unter seinen Augen 295 Aufrührer hinrichten. Am empörendsten war das Benehmen des Markgrafen Casimir, der noch kurz vorher mit Florian Geyer und dem Schweinfurter Landtage in Verbindung gestanden und an den revolutionären Umtrieben des Reichsregiments und der Ferdinandeischen Camarilla theilgenommen, ja mit Hülfe der Revolution Herzog von ganz Franken zu werden gehofft hatte, jetzt, da sich die Dinge anders gestalteten, sich im Blute der Bauern von jedem Verdacht rein zu waschen suchte, und über die Bauern im Rieß herfiel, die den Grafen von Oettingen vertrieben hatten. Bei Ostheim hieb er ihrer 4000 nieder. Ein großes Bauernheer vom Aischgrunde kam ihm in den Rücken und bedrängte ihn so, daß er zu Mellrichsstadt lieber unterhandelte. Als aber die Bauern erfuhren, wie schlimm es ihren Brüdern bei Würzburg ergangen sey, besorgten sie, der Truchseß werde den Markgrafen verstärken. Ihm zu widerstehen, hielten sie sich für zu schwach und gingen auseinander. Nun aber fiel Casimir über sie her, brannte ihre Dörfer nieder und beging die scheußlichsten Greuel mit Foltern, Fingerabschneiden, Augenausstechen, Brandmarken, Verstümmeln, lebendig Spießen und Braten. Ein deutscher und christlicher Fürst, wüthete er gleich einem Türken oder Mongolen.

In Würzburg trennten sich die rheinischen Fürsten vom Truchseß und gingen in ihre Länder zurück. Bei Pfeddersheim stellte sich ihnen noch einmal ein Bauernhaufen entgegen, der aber 500 Mann

verlor und zerstreut wurde. Nachdem die Ruhe am Rhein vollkommen hergestellt war, ließ Kurfürst Richard von Trier noch 800 gefangene Bauern niederstechen. Auch der Deutschmeister übte arge Rache an seinen Bauern. — Der Truchseß vereinigte sich mit Casimir, um im Bamberger Bisthum die Ruhe herzustellen. Hier hatten die Bauern zwar auch anfangs Schlösser und Klöster verbrannt, sich nachher aber durch Versprechungen beschwichtigen lassen, wobei besonders die Stadt Nürnberg vermittelte, so daß der schon beschlossene Zuzug der Bamberger Bauern nach Würzburg unterblieb. Jetzt traf sie die Rache, wie alle andern. In Bamberg wurden 12 Bürger, in Neustadt an der Aisch 18, in Rottenburg an der Tauber 17, darunter auch der Prediger Deuschlin, geköpft. Diesen Hinrichtungen folgten nachher noch viele andere und noch mehr Confiscationen. Viele Bauern konnten die Befreiung von der Todesstrafe nur durch den Verlust ihrer letzten Freiheiten und durch Uebernahme neuer Lasten erkaufen.

4.

Der thüringische Bauernkrieg.

Was Kempten für Schwaben, Rottenburg für Franken gewesen, das wurde in demselben Frühjahr 1525 die Stadt Frankenhausen für Thüringen, der Ausgangspunkt einer großen Bauernrevolution. Dieselbe erhielt aber hier einen mehr religiösen Anstrich, weil der schwärmerische Prophet Thomas Münzer an ihrer Spitze stand.

Dieser merkwürdige Mann war aus Stolberg im Harz gebürtig, stand damals im besten Alter, trug einen großen Prophetenbart, der zu seinen ernsten und regelmäßigen Zügen sehr wohl stand und ihm in Verbindung mit einer halborientalischen Tracht ein ehrwürdiges Ansehen gab. Sein Wandel war rein und was ihn trieb, blieb fern von jeder Gemeinheit und war eine hohe Begeisterung. Auch läßt sich seinen Grundideen eine große Wahrheit nicht ab-

sprechen, und was die andern Lenker der Zeit thaten, bestand schlecht vor seiner gesunden Kritik. Allein man konnte ihn insofern wieder des Wahnsinns zeihen, als er sich einbildete, ihm werde es gelingen, durch bloße Macht des Worts die so tief in der Dummheit und Sünde begrabene Menschheit zu dem Ideal zu erheben, das er sich von ihr gemacht hatte. Er gehörte zu Luthers frühesten Anhängern und war auch einmal bei ihm in Wittenberg, wich jedoch bald von ihm ab. Er war der Meinung, was man aus der h. Schrift mit bloßer philologischer Worterklärung herauskünstele, widerspreche sich nicht nur sehr oft und sey willkürlicher Auslegung unterworfen, sondern es sey überhaupt ein geistloses Treiben, nur Worte nachzubeten, Es bedürfe des Geistes. Der h. Geist habe sich nicht nur einmal im Pergament und Papier offenbart, sondern auch in den Aposteln, in den Jüngern, im lebendigen Geist, wie kleine Lichter an großen sich entzünden. Dieser h. Geist aber könne nicht irren. Aber seine Verkünder? Münzer vergaß, daß wie die Schriftgelehrten und Pharisäer aus der Schrift machten was sie wollten, eben so auch seine eigenen Anhänger, indem sie unmittelbar den heiligen Geist empfangen zu haben wähnten, auch wieder aus dem Geist machten, was sie wollten.

Er hielt sich einige Zeit in Prag auf, wo er hussitische Gedanken aufgenommen zu haben scheint, denn als er 1524 als Pfarrer in Altstadt in der goldenen Au Thüringens angestellt wurde, begann er hier republikanische und communistische Wühlereien und stellte sich dem Heros der Reformation in Wittenberg mit der Miene einer hohen geistigen Ueberlegenheit gegenüber, indem er ihm vorwarf, daß er die Menschen nicht befreie, sondern vielmehr in eine noch tiefere Knechtschaft bringe, weil er sie in die Willkür der Fürsten dahingebe. Mit tiefer Verachtung schrieb er an Luther: „Wie magst du dich mit dem Schutz und Schirm deines Fürsten aufblasen, den ich nie gesucht noch begehrt habe? Die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei sind unsere Fürsten, nehmen alle Kreatur zum Eigenthum, alles muß ihrer seyn. Sie stehlen alles, trotz der Gebote Gottes, wenn aber ein armer Mann stiehlt, lassen sie ihm

das Gebot Gottes vorhalten: du sollst nicht stehlen! und lassen ihn henken. Der Herr Doctor Lügner aber (Luther) sagt Amen dazu." Münzer wurde nun, nicht ohne Zuthun Luthers, von Altstadt vertrieben, erließ aber eine zornige Schrift „wider das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg," worin er Luther einen „schmeichelnden Schelm" der Fürsten nennt, der als absichtlicher Lügner die heilige Sache Gottes und des Volkes verrathe. „Du bist lediglich nichts, sagte er ihm, als das politische Werkzeug deines Kurfürsten und seines Spalatin. Sie schützen und hätscheln dich, weil du ihnen den Erwerb des Kirchenguts verschaffst. Du prahlst mit deinem Muth, aber das Staupicianum Oraculum stand immer hinter dir und mochte dir wohl helfen. Zu Worms war alles vorbereitet, der Kaiser wehrlos. So du zu Worms hättest geschwankt, wärest du eher erstochen worden vom Adel, denn losgegeben, weiß doch ein jeder."

Noch heftiger erklärte sich Münzer gegen die Lehre Luthers vom leidenden Gehorsam, von der unverbesserlichen Verderbtheit der Menschennatur und von der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben. Das erklärte Münzer für einen Seelenmord des Volks. „Du selbst bist ein Teufel, indem du ohne allen Verstand Gott machst zur Ursach alles Bösen. Du willst es Gott in den Busen stecken, daß du ein armer Sünder bist." Wie jeder sündige auf eigene Verantwortung, so könne auch jeder sich nur entsöhnen durch eigene Kraft unter Gottes Beistand. Der freie Wille gehöre dazu eben so nothwendig, wie das Vollbringen guter Werke. Nicht der positive, träge, unthätige Glaube an den todten Buchstaben, sondern die freie edle That der Liebe aus dem Geiste Gottes sey des Menschen würdig. Es ist freilich bequemer, ruft Münzer Luthern zu, die Hände in den Schoß zu legen und sich auf den honigsüßen Christum zu verlassen, als Christo nachzufolgen und selbstthätig mit ihm zu wirken und zu leiden. Aber, ruft er entrüstet aus: „wer dem bittern Christus nicht folgen will, wird sich am Honig todt fressen."

Er flüchtete nach dem Oberrhein und kam mit Hubmaier in

Waldshut und mit den Wiedertäufern in Verbindung. Diese Leute gestatteten die Taufe erst in den Jahren der Reife, weil der menschliche Geist erst alsdann fähig wird, den göttlichen Geist zu empfangen. Die schon als Kinder getauften wurden also von ihnen wiedergetauft. Diese Lehre entsprach ganz der des Thomas Münzer, so wie sie auch aus der brüderlichen Gleichheit aller Wiedergetauften und im Geist Wiedergebornen schlechthin die republikanische Verfassung folgerte.

Der Ausbruch des großen Bauernkriegs gestattete dem flüchtigen Propheten, nach Thüringen zurückzukehren, wo er dann im Frühjahr und Sommer 1528 die größte Thätigkeit entwickelte. Diesmal öffnete ihm die Stadt Mühlhausen in der goldenen Au die Thore und er wußte die rebellische Gemeinde dermaßen zu begeistern, daß er als Dictator auftrat und die ganze große Gemeinde des h. Geistes, die sich um ihn zusammenschaarte, unumschränkt beherrschen konnte. Auch vom Lande her lief ihm alles zu, und da er hörte, wie auch in Franken und Schwaben das ganze Volk aufgestanden sey, zweifelte er nicht mehr am Siege und erließ die kühnsten Manifeste: „Ich bin nicht gekommen, Friede zu bringen, sondern das Schwert. Christus hat befohlen, Lucä 19, nehmet meine Feinde und würget sie vor meinen Augen und Deut. 7 steht: ihr sollt euch nicht erbarmen über die Abgöttischen. Zerbrecht ihre Altäre. Die bösen faulen Christen soll man ausrotten." Ein Mönch, Namens Pfeiffer, hatte sich an Münzer angeschlossen und war noch hitziger als dieser selbst. An der Spitze eines Bauernheers fiel er ins Eichsfeld ein und plünderte es greulich aus. Auch hier galt es den Klöstern und Schlössern. Eben so wurden die Grafschaften Stolberg und Mansfeld verheert. Da erließ Münzer ein jubelndes Manifest an die Bergleute von Mansfeld: „Nur dran, dran, dran, es ist Zeit, die Bösewichter sind verzagt wie die Hunde. Laßt euer Schwert nicht kalt werden von Blut, schmiedet Pinkepank auf dem Ambos Nimrod, werft ihnen den (babylonischen) Thurm zu Boden. So lange sie leben, werdet ihr der Angst nicht los. Ihr findet Gott nicht, so lange sie (die Fürsten) über euch regieren." Er unterschrieb

sich Thomas Münzer, ein Knecht Gottes wider die Gottlosen. In andern Flugblättern jener Zeit unterschrieb er sich auch Thomas Münzer mit dem Hammer oder mit dem Schwert Gideons.

Die Herren ermannten sich endlich und Graf Albrecht von Mansfeld überfiel mit seinen Reitern 200 Bauern in Osternhausen und ließ sie alle niederstechen. Da stutzten die bisher übermüthigen Bauern und noch mehr, als endlich auch der Kurfürst Johann von Sachsen, der seinem am 4. Mai verstorbenen Bruder, dem weisen Friedrich, nachgefolgt war, Herzog Georg von Sachsen, Philipp von Hessen und Heinrich von Braunschweig dem Grafen von Mansfeld zu Hülfe kamen. Friedrich der Weise hatte sich in seiner klugen und lauernden Manier immer zurückgehalten und auf die dringenden Bitten, er möchte gegen die Bauern zu Felde ziehen, nur geantwortet: „das sey ein großer Handel, man habe den armen Leuten zu solchem Aufruhr Ursach gegeben, sonderlich mit Verbreitung des Wortes Gottes.“ Sein Bruder Johann, viel beschränkter an Verstand, war ein desto eifrigerer und aufrichtigerer Anhänger Luthers und wurde von diesem angeregt, die Bauern niederzukämpfen. Denn man kann sich denken, wie erbittert Luther über Thomas Münzer war.

Münzer concentrirte seine Leute in der wie Mühlhausen in Revolutionszustand versetzten Stadt Frankenhausen und erwartete hier zuversichtlich die Hülfe — des h. Geistes. Die ungeheure Aufregung der Zeit scheint ihn um den Verstand gebracht zu haben. Die Schwärmerei und Unvernunft, zu glauben, deutsche Spießbürger und Bauern des 16. Jahrhunderts könnten sich zu dem Menschheitsideal erheben, was ihm vorschwebte, verrieth schon eben so viel Wahnsinn, wie die Predigt, in der er den Bauern verkündete, der h. Geist selbst werde herabkommen und für sie streiten. Die fürstliche Armee zog vor Frankenhausen und Münzer stellte ihr seine Bauern am 15. Mai 1525 im offenen Felde entgegen. Melanchthon hat die Schlacht beschrieben und ausführlich die Reden angeführt, die Münzer hier und Landgraf Philipp dort an ihre Heere

gehalten haben sollen. Man hat Melanchthon vorgeworfen, er habe diese Reden erfunden. Indeß war er ein gewissenhafter Mann und wenn auch namentlich Philipp nicht so gesprochen hätte, wie ihn Melanchthon sprechen läßt, so ist es immer von Bedeutung, daß Melanchthon so etwas schreiben und dem Landgrafen in den Mund legen konnte. Philipp soll nämlich sehr demüthig geredet, seine und anderer Fürsten Sünden eingestanden, aber sein Kriegsvolk ermahnt haben, „die Obrigkeit bedürfe der Unterstützung gerade am meisten, wenn sie es habe fehlen lassen.“ Die Bauern hatten Fahnen, auf denen ein Regenbogen gemalt war, zum Zeichen ihres Bundes mit Gott. Als sich nun vor der Schlacht auch ein wirklicher großer Regenbogen am Himmel sehen ließ, erfüllte das den Propheten mit dem Glauben, der Himmel selbst öffne sein Thor, um ihm mit seinen Engeln zu helfen. Seine Bauern theilten diesen Glauben und gafften den Himmel an. Unterdeß ließ der Landgraf seine Reiter einhauen, sie sprengten die Bauern auseinander, drangen in ihre Wagenburg ein und hieben alles vor sich nieder. Hier fielen 5000 Bauern. Nachher nahmen die Fürsten Frankenhausen ein, ließen die Stadt plündern und hier noch 400 Bauern köpfen.

Da war der Aufruhr auf einmal gestillt. Die Bauern verkrochen sich. Die Rädelsführer und Prediger des Aufruhrs wurden überall ergriffen und geköpft, 40 in Langensalza, 12 in Sangerhausen ꝛc. Thomas Münzer selbst wurde auf einem Heuboden entdeckt und dem Herzog Georg ausgeliefert, der ihn furchtbar foltern ließ. Aus Georgs Händen ging er dann in die des Grafen Ernst von Mansfeld über, der sich gleichfalls das Vergnügen nicht versagen konnte, den verhaßten Propheten martern zu lassen. Pfeiffer hielt sich noch eine Zeitlang in Mühlhausen; als die Bürger die Stadt übergaben, floh er, wurde aber gefangen und zugleich mit Thomas Münzer und 26 andern geköpft, dann gespießt.

5.

Ferdinands Glück.

Nur noch die Bauern im Allgäu, Tirol und Salzburg standen unter den Waffen, aber nach so großen Erfolgen vermaß sich der schwäbische Bund, durch den siegreichen Truchseß die Verträge vernichten zu lassen, welche dieser selbst und andrerseits Erzherzog Ferdinand mit den Alpensöhnen geschlossen hatten. Der Truchseß überfiel die Bauern bei Kempten und verbrannte ihnen viele Dörfer, stieß aber bald auf eine große Uebermacht. Die Bauern hatten, 20,000 Mann stark, eine überaus feste Stellung bei Luibas. Da erschien zum Glück des Truchseß Georg von Frundsberg, der mit 3000 Landsknechten eben aus Italien kam und sogleich mit den Bauern unterhandelte, weil unter ihnen viele alte Landsknechte waren. In der Nacht auf den 16. Juli 1525 bekam die Friedenspartei im Lager der Bauern die Oberhand und sie gingen auseinander. Dieses Ereigniß wirkte mächtig auf Tirol zurück. Auch hier siegte unter den Bauern die Friedenspartei und Erzherzog Ferdinand fügte sich der Mahnung des schwäbischen Bundes und gab Füßen und das Zillerthal wieder heraus.

Nun war nur noch Salzburg übrig. Hier war es unterdeß wild hergegangen. Die Bauern unter Weitmoser belagerten den Erzbischof Mathäus Lang in seiner Burg. Graf Dietrichstein, der ihn entsetzen sollte, wurde zurückgeschlagen. Als er mit Verstärkungen wiederkam und grausam in den Dörfern wüthete, sich aber der Völlerei überließ, überfielen ihn die Bergleute von Schladming und die Bauern unter Michael Gruber, während er und sein ganzes Heer trunken im Schlafe lagen, erschlugen 3000 Mann und nahmen ihn und die Edelleute gefangen. Von den letztern wurden 32 enthauptet und auch er sollte sterben, doch baten ihn die zu den Bauern übergetretenen Landsknechte los. Die Landsknechte spielten hier eine große Rolle. Unter ihrer Vermittlung schlossen die Bauern

mit Georg von Frundsberg einen Vertrag, den aber die Fürsten wieder nicht hielten. Denn als die Bauern auseinander gegangen waren, erschien ein Executionsheer unter Niclas, Graf von Salm, steckte Schladming in Brand und verfügte grausame Strafen. Da erhoben sich die Pinzgauer noch einmal unter Michael Geißmayr, der unterdeß mit Venedig unterhandelt und mit venetianischem Gelde einige Fähnlein Landsknechte geworben hatte. Mit diesen schlug er die schwäbischen Bundestruppen bei Kuchl und die Oesterreicher an den Radstädter Tauern, unterlag aber nachher dem mit Verstärkungen zurückgekehrten Grafen Salm und noch einmal dem Georg von Frundsberg, entkam jedoch nach Venedig.

Das Schwanken der ferdinandeischen Politik beim Reichsregiment und während des Bauernkriegs und Ferdinands Koketterie mit dem nichtswürdigen Markgrafen Casimir erklärt sich hauptsächlich aus seiner Stellung zu seinem Erbland Oesterreich und zu den Königreichen Ungarn und Böhmen, auf die er Anwartschaft hatte. In Oesterreich hatten die lutherischen Lehren großen Anhang gefunden und der Adel darin eine Waffe erkannt, deren er sich gegen das übermächtige Haus Habsburg bedienen wollte, wie die deutschen Fürsten aus demselben Grunde dasselbe thaten. Ferdinand selbst hatte es anfangs mit großer Schärfe versucht und als er 1522 das erstemal nach Wien kam, die bisherigen Regenten Michael Eitzinger, Johann von Puchheim, mehrere Doctoren und Wiener Bürger enthaupten, etwas später die lutherisch gesinnten Sperat und Tauper und dann auch den aus Waldshut nach Mähren geflüchteten Wiedertäufer Hubmayer als Ketzer verbrennen lassen. Allein er stand von dieser Härte bald wieder ab und schonte nicht nur den österreichischen Adel, der auf seinen Gütern die lutherischen Prediger aufnahm, sondern ließ sich auch eine Zeit lang von der Hoffnung bestricken, durch Benutzung der empörten Bauern seine Erbstaaten zu erweitern. Daher seine Verträge mit den Allgäuern und Tirolern, seine Besitznahme Füßens und des Zillerthals, sein Plan, das Erzbisthum Salzburg zu säcularisiren und mit Bayern zu theilen. Sogar sein in Spanien verweilender Bruder ließ ihn damals gewäh-

ren, weil sich der Papst zu Frankreich neigte und Karl V. die Revolution und das Lutherthum in Deutschland brauchte, um den Papst einzuschüchtern.

Noch wichtiger aber war für Ferdinand seine Beziehung zu Ungarn. Wladislaw, König von Ungarn und Böhmen starb schon 1516. Sein junger, schon von Geburt an schwächlicher (zu früh geborener) Sohn Ludwig heirathete zu früh und wurde überdies durch den Markgrafen Georg von Brandenburg, der die Wittwe des Johann Corvin geheirathet hatte, und dessen Bruder, den abscheulichen Casimir, zur Lüderlichkeit verführt und systematisch an Leib und Seele ruinirt. Erzherzog Ferdinand, als Gemahl seiner Schwester Anna, hatte nun gute und nahe Aussicht, ihn zu beerben, und dieses Motiv allein reichte hin, um die Hereinziehung Casimirs ins deutsche Reichsregiment und seine übrigen vertrauten Beziehungen zu Ferdinand zu erklären.

In der Türkei regierte damals der kriegerische Sultan Soliman II., der schon 1521 Semlin und Belgrad eroberte, ohne daß es der schlaffe Ludwig gehindert hätte. Im J. 1526 schritten die Türken noch weiter vor und nahmen Peterwardein. Der Sultan ging mit einem ungeheuren Heer über die Drave und die Unbesonnenheit und der Verrath unter den Ungarn war so groß, daß, als Ludwig höchstens 25,000 Mann zusammenbringen konnte, ihm doch der Rath gegeben wurde, nur keck anzugreifen, der Kern der Türken sey bei den Belagerungen umgekommen, der Sieg also gar nicht zweifelhaft. So ging denn die kleine Schaar dem sichern Untergang entgegen. Bei Mohacz am 26. August griffen die Ungarn zwar sehr tapfer an, konnten aber vorn nicht durchbringen und wurden zugleich von der Seite gefaßt, so daß sie eine entsetzliche Niederlage erlitten. König Ludwig versank auf der Flucht in einem Sumpf. Er war erst 20 Jahre alt.

Von diesem Unglückstage an war Erzherzog Ferdinand nach dem mit Wladislaw eingegangenen Vertrage als Gemahl Annas der Erbe von Ungarn und Böhmen. Die Ungarn waren in zu großer Noth, um nicht die Hülfe des Habsburgers zu bedürfen. Aber die

Böhmen besannen sich und machten ihr Wahlrecht geltend. Luther ersah den Augenblick, um sie aufs dringendste zu ermahnen, sie möchten sich zu seiner Lehre bekennen und dann an Sachsen anschließen, aber sie wollten keine neue Lehre, sondern hielten an ihren alten Compactaten fest. Auf der andern Seite bewarb sich Herzog Wilhelm von Bayern um die schöne böhmische Krone, aber er hatte sich während des Bauernkriegs als ein zu eifriger Katholik kund gegeben, als daß sie von ihm Schutz für ihren Glauben hätten erwarten können. Da nun Herzog Ferdinand ihnen hinsichtlich ihrer Religionsfreiheit die bündigsten Versicherungen gab, zogen sie ihn vor und er empfing in Prag die Krone. Die Sympathien, die er damals für die Reformation zu hegen schien, müssen sehr augenfällig und einleuchtend gewesen seyn, sonst wäre es gar nicht möglich gewesen, daß Johann Zapolja, einer der reichsten und mächtigsten Magnaten Ungarns, hätte die Hoffnung fassen können, mit Hülfe der katholischen Partei als Gegenkönig gegen Ferdinand aufzutreten. Auch der Papst erklärte sich für Zapolja und gegen Ferdinand. Im schlimmsten Fall rechnete Zapolja auf Unterstützung von türkischer Seite. Er verfehlte nicht, der jungen Königin Wittwe Maria einen Heirathsantrag zu machen, den sie aber als Ferdinands treue Schwester von sich wies. Sie that vielmehr alles, um die Großen Ungarns für ihren Bruder zu stimmen. Ferdinand erhielt aus den bereits reformirten Nachbarstaaten Zuzug, wodurch es ihm möglich wurde, den Zapolja aus dem Felde zu schlagen und sich zu Stuhlweißenburg nach alter Sitte krönen zu lassen, 1527. Casimir von Culmbach, der ihm auch bei dieser Gelegenheit Hülfe geleistet hatte und mit ihm gezogen war, starb damals an den Folgen seines wilden Lebens in Ofen. Da Ferdinand selbst damals noch jung war, muß man staunen über die außerordentliche Verschlagenheit, mit welcher er die Umstände zu benutzen wußte, um mittelst der großen deutschen Reformbewegung Zwecke zu erreichen, die derselben gänzlich fremd waren, und Mittel zu erlangen, deren er sich nicht lange nachher zur Unterdrückung derselben Reformation bediente.

Die Art, wie Ferdinand die Krone von Böhmen und Ungarn erwarb, wirft helles Licht auch auf die Politik seines Bruders Karl V. gegen den Papst. Da sich die deutsche Reformpartei so willig dazu hergab, den Habsburgern bei der unschätzbaren Erwerbung der beiden großen Königreiche im Osten, durch die ihre Macht erst ihren vollen Abschluß erhielt, zum Werkzeug zu dienen, wie hätte nicht Karl sie auch zur Demüthigung des Papstes brauchen sollen. Seiner klugen Berechnung konnte nicht entgehen, daß die lutherischen Fürsten Leute seyen, die er nicht sehr zu fürchten habe und mit denen sich etwas ausrichten lasse, wenn man ihnen Vertrauen einflöße.

Wilhelm von Bayern befestigte dagegen jetzt seine Stellung auf dem Boden der alten Kirche und machte sein Herzogthum den lutherischen Neuerern unzugänglich. Die schon im Lande waren, wurden verfolgt, der Prediger Leonhard als Ketzer verbrannt, in München 29, in Landsberg 9 Lutheraner enthauptet, der bayerische Geschichtschreiber Aventinus (Thurnmayr) als verdächtig eingekerkert, die für Luther schwärmende Argula von Grumbach des Landes verwiesen. Diese Dame hatte den berühmten Redner Johannes Eck zu einer Disputation herausgefordert, Eck schickte ihr aber — einen Spinnrocken. Taceat mulier in ecclesia!

6.

Die Schlacht bei Pavia.

Das Glück, welches den Erzherzog Ferdinand begleitete, überschüttete auch seinen Bruder mit reichen Gaben. Als Karl V. nach Spanien kam, fand er dort die Revolution schon beendigt und konnte aus diesem Reiche die Mittel sammeln, die er im Kriege gegen Frankreich und den Papst nöthig hatte.

Franz I. wollte um jeden Preis die Lombardei wieder haben und schickte 1523 ein neues Heer über die Alpen. Aber er überließ die Führung desselben dem Admiral Bonnivet, er selbst wagte nicht,

Frankreich zu verlassen, weil sein Jugendfreund Karl von Bourbon, Connetable von Frankreich, der reichste und mächtigste unter den französischen Großen, plötzlich seine Sache verließ und zum Kaiser übertrat. Bourbon hatte sich nämlich Hoffnung gemacht, nach dem Tode des kinderlosen Franz selber den französischen Thron besteigen zu können. Nun bekam aber Franz nach langem Warten doch noch einen Sohn. Ueberdies verlor Bourbon nach dem Tode seiner Gemahlin Susanne seine Ansprüche auf deren reiches Erbe, sah sich plötzlich von seiner Höhe herabgestürzt und brütete Rache. Wenn der Kaiser siegte, wenn er Franzens Macht vernichtete, dann allein konnte Bourbon noch hoffen, in Frankreich Herr zu werden. Er ging also nach Deutschland und warb dort von seinem Gelde Truppen gegen Franz, hatte aber im südlichen Frankreich noch einen so großen Anhang, daß Franz es nicht wagte, mit nach Italien zu gehen, weil er eine Erhebung in seinem Rücken besorgen mußte.

Bonnivet drang bis vor Mailand, weil der alte Colonna die nöthige Thatkraft im Widerstande nicht mehr entwickelte. Als aber Colonna am 30. Dez. gestorben war, trat Lannoy, der spanische Statthalter in Neapel, für ihn ein, dem der Marchese von Pescara zur Seite stund und zu dem im Anfang des Jahres 1524 auch Karl von Bourbon mit seinem in Deutschland geworbenen Heere stieß. Nun wurde Bonnivet in Novara eingeschlossen und hätte sich ergeben müssen, wenn ihn nicht 10,000 Schweizer gerettet hätten, die von ihren Bergen niederstiegen, um ihm einen Ausweg durch Wallis zu eröffnen. Er wurde beim Uebergang über die Sesia verwundet und trat den Befehl an den Ritter Bayard ab. Das war der damalige Nationalheld der Franzosen, zubenannt der „Ritter ohne Furcht und ohne Tadel," mitten in einer schon modernen Armee noch ein mittelalterlicher Ritter, fromm und bieder. Man erzählt viel Anecdoten von seiner Großmuth. Indem er damals die flüchtige französische Armee in die Gebirge von Wallis führte und hart verfolgt wurde, streckte ihn eine Kugel zu Boden. Der Feind erreichte ihn und Karl von Bourbon drückte dem Sterbenden sein Mitleid aus, Bayard aber

wies ihn von sich mit den Worten: „nicht ich, vielmehr Ihr verdient Mitleid, da Ihr euer Vaterland verrathen habt.“

Bourbon und Pescára drangen mit ihrem siegreichen Heere sofort ins südliche Frankreich ein, wo der erstere eine allgemeine Erhebung erwartete. Allein er täuschte sich. In Frankreich war der Provinzialgeist abgeschwächt und das französische Nationalgefühl wunderbar erstarkt. Im Grunde stehen sich in Frankreich die Provinzen Bretagne, Normandie, Bourgogne, Provence, Gascogne rc. dem Volksstamm, wie der Mundart nach viel schroffer und markirter gegenüber, als in Deutschland Rheinländer, Schweizer, Bayern, Niedersachsen. Und doch lebte frühe schon in den Franzosen das Bewußtseyn: „wir gehören alle derselben großen Nation an,“ und bildete sich hier der Nationalstolz und das erhebende Ehrgefühl aus, welches den Verrath am Vaterlande mit ewiger und unsühnbarer Schande bestrafte. Während leider in Deutschland Schande und Schmach immer nur den traf, der es mit dem gemeinsamen Vaterlande wohl meinte und Verrath an demselben allein zu Macht und Ehre führte. Als Bourbon im südlichen Frankreich erschien, wo er als Gouverneur der Provence früher sehr beliebt gewesen war, fand er nur allgemeinen Abscheu. Er drang zwar bis vor Marseille, konnte diese Stadt aber nicht einnehmen. Ringsum bewaffnete sich das Volk gegen ihn und Franz I. sammelte bei Avignon ein großes Heer, zu dem auch 14,000 Schweizer und 6000 deutsche Landsknechte, die alte Bande der sog. schwarzen Garde, stießen, und bedrohte damit die Rückzugslinie der Kaiserlichen. Da mußten Bourbon und Pescara sich schnell am Meeresufer hin über Nizza zurückziehen.

Nun trat eine Wendung ein. Da um diese Zeit, am 19. Nov. 1523 der Mediceer Clemens VII. zum Papst gewählt wurde, der entschieden französisch gesinnt war und mit Hülfe Frankreichs sich der ihm von Neapel und der Lombardei aus schwer bedrohenden Macht des Kaisers zu erwehren hoffte, so beeilte sich auch Franz I., die ungeheuren Streitkräfte, die er gesammelt hatte, auch sogleich nach Italien überzuführen, um die vor ihm fliehende kaiserliche Armee zu schlagen, bevor sie sich verstärken konnte. Er drang in die Lombardei

ein und nahm Mailand ohne Schwertstreich, weil es die Kaiserlichen nicht behaupten zu können fürchteten. Allein er beging einen großen Fehler, indem er auf Bitte des Papstes sein Heer theilte und eine Abtheilung unter Johann Stuart, Herzog von Albany, nach Florenz schickte, wo er den Nepoten (natürlichen Sohn) des Papstes, den brutalen Alexander Medici, als Herrscher einsetzen mußte, und dann nach Neapel, um den Lannoy von hier zu vertreiben. Dadurch schwächte Franz I. seine Streitkräfte, die den Kaiserlichen weit überlegen geblieben wären, wenn er sie zusammengehalten hätte. Er belagerte Pavia, wo der Spanier de Ligna und Georg von Frundsbergs Sohn Caspar sich eingeschlossen sahen. Um sie aber entsetzen zu können, mußten sich die Kaiserlichen erst verstärken. Sie machten unerhörte Anstrengungen und wetteiferten in Hingebung an den immer noch in Spanien abwesenden Kaiser. Lannoy verpfändete die Einkünfte in Neapel, die Spanier unter Pescara erboten sich gegen ihren geliebten Führer freiwillig ohne Sold zu dienen. Karl von Bourbon versetzte alle seine Juwelen und Georg von Frundsberg seine Herrschaft Mindelheim, um für das dadurch gewonnene Geld dem Kaiser Söldner zu werben. Alles so schnell als möglich, weil es um Pavia Noth that. Diese Stadt war seit dem 28. October 1524 belagert. Am Ende des Februar nächsten Jahres erschienen die kaiserlichen Feldherren zum Entsatz. Der alte Feldmarschall La Tremouille rieth dem König Franz, einer Schlacht auszuweichen, aber Bonnivet hielt das für eine Schande und der stolze König stimmte ihm zu. Die Schlacht wurde angenommen und am 24. Februar 1525 vor den Mauern von Pavia mit großer Tapferkeit und Zähigkeit von beiden Seiten geschlagen. Lange schwankte der Sieg, bis er durch die ungemeine Tapferkeit der Landsknechte unter Frundsberg und durch Pescaras Neffen del Guasto, der dem Feind in den Rücken kam, erzwungen wurde. König Franz, auf die französische Ritterlichkeit, auf die Unüberwindlichkeit der Schweizer, auf die überlegene Zahl seines Heeres bauend, wollte an die Niederlage nicht glauben und keinen Fußbreit weichen, bis das Getümmel ihn ereilte, Niclas Graf von Salm sein Roß niederstach und ihn selbst an der Hand verwundete, ein Spanier ihn von hinten

niederriß. Da gab er sich gefangen; Lannoy, des Kaisers Statthalter in Mailand, empfing knieend seinen Degen. Die Spanier plünderten das französische Lager, indeß Frundsberg mit den Deutschen den Sieg vollendete, die Schweizer und die Schwarzen vernichtete. So groß war dieses Helden Ansehen im Heer, daß die Landsknechte nicht einmal murrten, als er ihnen befahl, die Beute fahren zu lassen und den Feind zu verfolgen. Am schrecklichsten war sein Zorn gegen die schwarze Garde, weil sie aus Deutschen bestand, die für Frankreich stritten. Er ließ alle niederhauen, selbst die Fürsten und Herren, die sich mit diesem ehrlosen Fremdendienst geschändet hatten, den Herzog Franz von Lothringen, einen Grafen von Nassau, und mehr als fünfzig deutsche Grafen und Herren. Doch als der edle Zorn sich gelegt, suchten die Sieger großmüthig die auf jämmerlicher Flucht in die Fluthen des Tessino stürzenden Schweizer zu retten, und ermahnten sie, künftig gegen ihre deutschen Brüder auch so großmüthig zu seyn. Stettler sagt in seiner Schweizer Chronik: „Die Landsknechte gespürten wohl, daß sie mehr gethan hätten als die Eidgenossen im gleichen Fall ihnen erwiesen haben würden, deshalb sie auch ins Künftige dieser Gutthat eingedenk seyn sollten. Dieses war der rechten teutschen Nation wahre Anzeigung eines etlichergestalt angezündeten Feuerleins natürlicher Zuneigung in ihrem Herzen."

Das französische Heer verlor in dieser Schlacht gegen 15,000 Mann, darunter den alten La Tremouille und viele andere vornehme Herren. Der gefangene König wurde nach Spanien gebracht. Der erschrockene Papst demüthigte sich vor dem Kaiser, um seinem Sohne Florenz zu erhalten. Die Sachlage war für Karl V. so günstig, daß er auf alles Anspruch machte, was vom deutschen Reiche jemals verloren gegangen war, nicht nur auf das Herzogthum Bourgogne, sondern auch auf die Dauphiné und Provençe, das ganze alte Arelat. Er wollte wenigstens den gefangenen Franzosenkönig nicht eher frei geben, bis er in die Abtretungen dieser Länder würde eingewilligt haben. Wahrscheinlich würde Karl von Bourbon kaiserlicher Statthalter oder Vasall im Arelat geworden seyn, und man dachte viel=

leicht schon den burgundischen und italienischen Besitz des Kaisers durch das südliche Frankreich in eine unmittelbare Verbindung mit Spanien zu bringen.

Aber vor dem unerhörten Glücke des Kaisers erschrak wieder alles und es entstanden neue Vereinigungen, um sich des übermächtigen Druckes der Habsburger zu erwehren. Die Königin Mutter Louise von Savoyen in Frankreich zeigte heroischen Muth und wurde vom französischen Nationalstolz unterstützt. Während der Gefangenschaft ihres Sohnes trat ein Prinz von Geblüt, dessen Bruder Franz bei Pavia gefallen war, Claudius von Guise, jüngerer Sohn Rénés II., Herzogs von Lothringen, an die Spitze der Franzosen und bewaffnete alles, um die Grenzen zu hüten, denn man fürchtete einen Einfall der Kaiserlichen. Réné's II. erstgeborener Sohn war der schreckliche Anton, den wir im Bauernkriege haben kennen lernen und als Herzog von Lothringen deutscher Reichsfürst. Er stammte aber von der französischen Königsfamilie ab und Claudius erhielt große französische Besitzungen zum Erbe, von denen seine Söhne die berühmten Namen Aumale, Mayenne, Guise, Joinville und Elboeuf erhielten. Während er Frankreich schützte, schloß sich auch wieder Heinrich VIII. von England an ihn an und verließ die Sache des Kaisers. Er wollte doch nicht, daß Habsburg allzu mächtig würde, und legte daher sein Gewicht wieder in die Wagschale der Valois. Das übrige that Cardinal Wolsey, der dem Kaiser Rache schwur, weil ihm derselbe die Tiare versprochen, aber nicht daran gedacht hatte, sein Wort zu halten. Auch der Papst, wenn auch ängstlich, schloß sich wieder den Feinden des Kaisers an, angespornt von Venedig und sogar von Sforza in Mailand. Dieser erbärmliche Schwächling vergaß den Dank, den er dem Kaiser schuldig war, und ließ sich von seinem Kanzler Morone in den antihabsburgischen Bund hineinziehen. Als aber Morone auch den alten Pescara durch große Versprechungen, sogar mit der Krone von Neapel zu verführen suchte, von seinem Herrn abzufallen, ließ ihn dieser festnehmen und nöthigte Sforza, ihm Mailand und alle festen Plätze zu überlassen. Nachdem er so recht-

schaffen an seinem Kaiser gehandelt hatte, starb der müde alte Held in Frieden.

Franz I. wurde in Madrid, wo die habsburgischen Könige Spaniens fortan ihre Residenz aufschlugen, zwar mit allen königlichen Ehren bedient, konnte aber das nagende Gefühl, ein Gefangener zu seyn, nicht ertragen und machte am Ende unter jeder Bedingung Frieden, nur um wieder frei zu werden. Der allerchristlichste König zweifelte jedoch nicht, daß seine Heiligkeit, der Mediceer in Rom, ihn von der Sünde des Meineids lossprechen würde, die er mit vollem Bewußtseyn beging. Er willigte nämlich am 14. Januar 1526 in den Frieden von Madrid, den ihm Karl V. vorschrieb und worin er, wenn auch nicht das Arelat und die Dauphiné, doch das Herzogthum Bourgogne abtrat, für immer auf die Oberlehnsherrlichkeit in Flandern und Artois und auf alle italienischen Ansprüche verzichtete. Das beschwor er mit einem feierlichen Eide, erklärte aber nachher den Eid für erzwungen und band sich nicht daran. Karl V. verlangte das Arelat nicht, um seine vielen und mächtigen Feinde nicht noch mehr gegen sich zu reizen und nicht in einem Augenblick in einen neuen schweren Krieg mit Frankreich verwickelt zu werden, in welchem sein Bruder Ferdinand im Osten durch die furchtbar anwachsende Macht der Türken bedroht wurde, denn Franz I. hatte sich von Madrid aus in heimliche Verbindung mit dem Sultan gesetzt und hetzte ihn gegen die Habsburger. Karl ließ seinen Gefangenen, obgleich er ihm nicht traute, doch in der Erwartung los, derselbe werde seit Pavia das Kriegführen ein wenig satt haben und ihm weniger gefährlich seyn, als es Guise und die erbitterte französische Nation gewesen wäre, wenn er den König nicht ausgeliefert hätte. Zum Ueberfluß behielt er des Königs beide jungen Söhne, den Dauphin und den Herzog von Orleans, als Geißeln und sie mußten sich ihm stellen, ehe er den Vater entließ.

7.

Die Plünderung Roms.

Gleich nach seiner Rückkehr versammelte Franz I. die Notabeln Frankreichs in Conjac und legte ihnen den Vertrag von Madrid vor, um ihr Gutachten darüber zu vernehmen. Die Scene war verabredet. Die Notabeln erklärten ihm, er habe gar nicht das Recht gehabt, Bourgogne abzutreten, und Franz bedauerte nun, dem Kaiser nicht genügen zu können, da seine Stände es nicht erlaubten. Bourgogne blieb also französisch. Zugleich wurde in Conjac ein neuer Bund gegen den Kaiser geschlossen, den man die Clementinische Ligue nannte, zu Ehren des Papstes Clemens VII., der sich zu derselben mit Frankreich, England, Venedig, Mailand und Florenz verband. Kein deutscher Fürst nahm Theil daran.

Bevor aber eine neue französische Armee den italienischen Bundesgenossen zu Hülfe kommen konnte, räumten die Kaiserlichen in Italien auf. Das französische Heer, welches unter dem Herzog von Albany nach Neapel gezogen war, löste sich nach der Schlacht bei Pavia auf oder kehrte zur See heim. Mailand war ganz in den Händen des Kaisers. In Rom erhoben sich die Colonna und der Papst mußte in die Engelsburg flüchten, doch bekam er Verstärkung und vertrieb die Colonna, deren Paläste er rachsüchtig in Brand stecken ließ. Das italienische Heer der Ligue sammelte sich unterdeß unter dem Herzog von Urbino und 13,000 Schweizer zogen ihm von den Alpen her zu nach Cremona, wo er sich festgesetzt hatte. Karl von Bourbon dagegen, nach Pescaras Tode Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen, wartete in Verona den Sold ab, den der Kaiser immer noch nicht geschickt hatte. Das Lösegeld für Morone war das einzige, was man den Truppen geben konnte. Da murrten sie und schrieen: Geld, Geld! Umsonst hielt der alte Frundsberg eine Rede an seine Landsknechte und suchte sie zu Gehorsam und Geduld zu ermahnen. Sie fuhren fort zu schreien und senkten die Lanzen

gegen den Führer, den sie immer so sehr verehrt und geliebt hatten. Da raubte ihm der Zorn die Sprache und er sank bewußtlos auf eine Trommel. Erst am vierten Tage fand er die Sprache wieder, mußte nun aber zurückbleiben und siechte fort, bis er starb. Er hätte sich nicht so sehr zu erzürnen brauchen, denn der Kaiser schickte den Sold nicht etwa deshalb nicht, weil er kein Geld hatte, sondern weil es ihm lieb war, daß die geldlosen Soldaten aus eigenem Antrieb einen Streich gegen den Papst führten, den er ihnen nicht befehlen mochte. Der ehrliche alte Frundsberg war freilich nicht ins Geheimniß gezogen worden und wurde das Opfer seiner Unwissenheit und Treue. Karl von Bourbon war besser unterrichtet, ließ die Truppen schreien, blieb aber bei ihnen und nahm die Miene an, als hätten sie ihn mit fortgerissen, als sey er von ihnen gezwungen worden.

Die Soldaten hatten schon gedroht, sich durch die Plünderung aller reichen italienischen Städte bezahlt zu machen. Man lenkte nun ihre Aufmerksamkeit auf Rom, dort sey am meisten zu holen, und die vielen Lutheraner, die sich unter den Landsknechten befanden, jubelten vor Lust. Nach Rom! nach Rom! war nun die Losung und erfüllt wurde, was Ulrich von Hutten immer gefordert hatte: nicht gegen die Türken, sondern gegen den Papst laßt uns zu Felde ziehen! Bourbon hatte Eile, denn er wollte Rom überfallen, ehe ihn Urbino und die Schweizer angreifen konnten. Diese hätten ihn jedenfalls aufgehalten und vielleicht geschwächt. Ohne sich um sie zu bekümmern, zog er in Eilmärschen gerade nach Rom. Florenz zitterte und erkaufte seine Schonung durch eine große Summe Geldes. Es war aber gar nicht die Absicht des kaiserlichen Heeres, sich mit Florenz aufzuhalten.

Clemens VII. hatte eben mit Lannoy einen Waffenstillstand geschlossen und glaubte sich ganz sicher, als das wilde Heer von Norden kam. Tödtlich erschreckt floh er in die Engelsburg. Die Römer versuchten ihre Mauern zu vertheidigen und eine ihrer ersten Kugeln tödtete den Feldherrn Karl von Bourbon, aber die Mauern wurden erstürmt und in der ersten Wuth 6000 Römer erschlagen, dann die Stadt geplündert, am 6. Mai 1527. Die Spanier, ob-

gleich gut katholisch, zeigten sich sehr raubgierig, die deutschen Landsknechte kühlten zugleich als Lutheraner ihr Müthchen. Alle Kirchen wurden ausgeleert, die Tabernakel aufgebrochen, von den zahllosen Reliquien die goldenen, mit Juwelen geschmückten Einfassungen geraubt, die h. Gebeine selbst weggeworfen; 200 Trabanten des Papstes, darunter viele Schweizer, wurden in der Peterskirche am Altare des Apostels, den sie vertheidigen wollten, erschlagen. Die Landsknechte setzten Cardinalshüte auf, hüllten sich in die rothen Gewande der Cardinäle und ritten auf Eseln durch die Stadt. Einer von ihnen, Wilhelm von Sandizell, zog im Ornat des Papstes und mit der dreifachen Krone mit ihnen vor die Engelsburg und verhöhnte den wahren Papst, der in derselben eingeschlossen war, mit schändlichen Possen. Nachdem der Afterpapst einen Becher Weines geleert und seine Cardinäle ihm Bescheid gethan hatten, äfften sie ein Conclave nach, wählten Luther zum Papste und schrieen alle laut mit aufgehobenen Händen: Luther Papst! Die Engelsburg selbst wurde endlich erobert. Schertlin von Burtenbach, ein vielversuchter Hauptmann der Landsknechte, der mit dabei war und sein Leben beschrieben hat, bemerkt zu diesem Tage: „In der Engelsburg haben wir gefunden den Papst Clementen sammt 12 Cardinälen in einem engen Stall, den haben wir gefangen, mußte die Artikulen, so ihm der Sekretari vorlas, unterschreiben. War ein großer Jammer unter ihnen, weinten sehr, wurden wir alle reich." Derselbe Schertlin war so naiv, aus den Reliquien in Rom den Strick mitzunehmen, an den sich Judas Ischarioth gehenkt haben soll, und denselben in die Kirche von Schorndorf zu stiften.

Der gefangene Papst wurde zu ungeheuren Geldzahlungen gezwungen und so lange festgehalten, bis er alles würde bezahlt haben. Kaiser Karl V. hatte die Plünderung Roms und des Papstes in bestimmte Aussicht genommen und nicht etwa bloß zugegeben, sondern veranlaßt und indirect befohlen. Nur daß es nicht den Schein haben sollte, als habe er es gewollt. Er schrieb an Bourbon und Lannoy, sie möchten, wenn sie kein Geld zur Bezahlung der Truppen hätten, „die Riemen aus fremdem Leder schneiden," und fügte,

um ganz deutlich zu seyn, hinzu: „Wir sehen wohl, sie werden in Rom nicht gut thun, wenn sie nicht wohl gestriegelt werden.“ Als nun aber Rom erobert und der Papst gefangen war, stellte sich der Kaiser ganz überrascht und legte sogar Trauerkleider um den leidenden Papst an.

Inzwischen dauerte die Plünderung Roms noch den ganzen Sommer über fort und die armen Einwohner wurden entsetzlich geplagt und mißhandelt, sonderlich von den geizigen Spaniern, die mit Martern das Geständniß verborgenen Geldes zu erpressen suchten. Dazu herrschte keine Ordnung unter den bebandirten Truppen, seitdem Pescara, Bourbon und Frundsberg todt waren. Der Prinz Philibert von Oranien, der den Oberbefehl übernommen hatte, genoß nicht genug Ansehen. Die Leichen blieben unbegraben auf den Straßen und in den Häusern liegen und die in jener Jahreszeit in Rom gewöhnliche böse Luft (aria cattiva) erzeugte eine pestartige Seuche, die viele Einwohner und Soldaten hinraffte und das siegreiche Heer außerordentlich schwächte. Endlich entkam der Papst seiner Haft und entfloh nach Orvieto, Philibert aber führte den Rest der kaiserlichen Truppen aus dem verpesteten Rom nach Neapel. Nur ein Theil, deutsche Landsknechte, kehrte um und suchte den Heimweg, den ihnen die Liguisten vergebens zu sperren suchten. Schertlin erzählt, wie er Narni, das ihm die Thore verschloß, habe stürmen und alle Einwohner ohne Unterschied des Geschlechts niederhauen lassen. Dasselbe Schicksal traf die Stadt Terni.

Obgleich sich in Oberitalien die Truppen der Ligue durch Franzosen und Schweizer verstärkten und unter dem Oberbefehl Lautrecs die schwachen Reste der Kaiserlichen in Mittel- und Unteritalien hätten vernichten können, zauderten sie dennoch, vorzüglich aus Furcht vor der Pest. Erst im Februar 1528 zog Lautrec gegen Neapel, welches Philibert tapfer vertheidigte, obgleich es auch von der Seeseite durch eine genuesische Flotte unter dem genialen Admiral Andrea Doria eingeschlossen wurde. Dieser erfocht einen großen Seesieg über die Spanier, welche die Stadt entsetzen wollten, und nahm

ihren Admiral del Guasto, Pescaras Neffen, gefangen. Guasto aber nahm dafür wieder ihn gefangen, denn er gewann ihn für den Kaiser. Doria, tief verletzt durch die Willkür, welche die Franzosen in seiner Vaterstadt Genua übten, verließ die französische Fahne und trat zu der des Kaisers über. Auch gegen Lautrec war das Glück dem Habsburger günstig, denn die Franzosen erlagen der Hitze des Sommers, Lautrec selber starb und sein Nachfolger, Marquis von Saluzzo, mußte den Rest des Heeres zurückführen, wurde in Aversa von den Kaiserlichen eingeschlossen und sah sich gezwungen, zu capituliren, im August 1528. Ein französisches Heer unter St. Pol, welches wenigstens Oberitalien behaupten sollte, wurde im Sommer 1529 von den Spaniern unter Leyva bei Landriano geschlagen, worauf Doria sich beeilte, auch Genua aus den Händen der Franzosen zu befreien.

Frankreich hatte nun wieder Niederlagen genug erlebt und wünschte Ruhe, Franz I. konnte aber schandehalber nicht selbst unterhandeln, weil er gar zu schamlos seinen im Madrider Frieden geleisteten Eid gebrochen hatte. Der Kaiser selbst wünschte Frieden, weil er von den Türken schwer bedroht war und weil er auch die lutherische Frage in Deutschland noch zu erledigen hatte. Nun traten die Damen vermittelnd dazwischen. Louise, die Königin Mutter von Frankreich, und Margarethe, die kluge Tante des Kaisers, kamen in Cambray zusammen und stifteten hier am 3. Aug. 1529 den s. g. Damenfrieden, in welchem Frankreich auf Italien, der Kaiser aber auf Bourgogne verzichtete und Frankreich überdies Kriegskosten zahlen mußte.

Die Seuche, die damals Italien verheerte, war ein Fleckfieber (les poches) und verschieden von der großen Pest, die 1528 zuerst in London ausbrach und sich über den ganzen Norden Europas unter dem Namen des „englischen Schweißes" verbreitete, so genannt, weil sich der Leib des Kranken binnen wenigen Stunden in einen übelriechenden Schweiß, dem der Tod folgte, ganz aufzulösen schien. In katholischen Orten wurde dieser Schweiß als eine Strafe angesehen, die Gott über den Norden der neuen Ketzerei wegen verhängt habe.

8.

Die Türken vor Wien.

Der schreckliche Sultan Soliman II. wurde von Frankreich aufgefordert, durch Ungarn in Deutschland einzufallen. Auch Johann Zapolya, der unterdeß hatte nach Polen flüchten müssen, flehte den Sultan um Hülfe an, Soliman dachte zwar nicht an weitere große Eroberungen im Westen, aber er mußte seine Truppen beschäftigen, die damals auf der Höhe ihrer Kriegs- und Raublust standen und immer unruhig waren, wenn es Frieden gab. So setzte er sich denn im Mai 1529 mit 250,000 Mann in Bewegung, ging bei Essek über die Donau und kam unaufgehalten bis Mohacz, wo er verweilte, um den früheren Sieg zu feiern und sich von Zapolya die Hand küssen und huldigen zu lassen. Denn er erkannte denselben als König von Ungarn an unter der Bedingung, daß er sein Vasall werde. Unerwartet erschien hier auch Johann Scerecse, Bischof von Fünfkirchen (ein merkwürdiger Bischof), der so eben den Peter Pereny, der die Krone des h. Stephan hütete, überfallen und die Krone geraubt hatte, die er sofort dem Sultan überbrachte. Soliman behielt die Krone und gab sie nicht dem Zapolya, der Bischof aber mußte ihn seitdem auf seinem weiteren Kriegszuge begleiten, zur Beschämung des ungarischen Volks.

Die Türken fanden gar keinen Widerstand. Erst in Ofen, der Hauptstadt Ungarns, wehrte sich der Commandant Nadasdy mit etwa 700 deutschen Söldnern unter einem Hauptmann Besserer. Diese fanden, es sey am Ende räthlicher, sich durch eine Capitulation freien Abzug zu erkaufen, als sich nutzlos gegen die ungeheure Uebermacht zu opfern. Nadasdy wollte nicht, sie sperrten ihn ein und legten ihn in Ketten. Die Capitulation wurde ohne ihn vollzogen. Als die Söldner aber zum Thore hinaus zogen, wurden sie dem Vertrage zum Trotz niedergehauen, der tapfere Nadasdy jedoch vom Sultan geehrt und freigelassen. Hier in Ofen setzte Soli-

man II. den Johann Zapolya erst förmlich und feierlich als König von Ungarn ein.

Es schien ihm nicht darum zu thun zu seyn, ins deutsche Reich einzufallen, er wartete vielmehr, ob nicht Ferdinand mit einem Heere ihm entgegen kommen würde, und zögerte deshalb nur allzu lange. Endlich wollte er doch sehen, wo denn die Deutschen blieben, und, wenn sie ihm kein Heer entgegen stellten, vor dem Winter wenigstens noch Wien erobern. So geschah es, daß er erst am 27. September vor Wien ankam, ohne einen Feind gesehen zu haben. Die Nachwelt muß in der That ebenso erstaunen, wie der Sultan, daß in dem gewaltigen deutschen Reiche, bei den Mitteln, die dem König Ferdinand und dem Kaiser zu Gebote standen, und bei der Größe der Gefahr doch gar keine Anstalten getroffen waren, um die Türken abzuwehren. Ferdinand befand sich in Linz, aber dort sollten sich die Hülfstruppen des Reichs erst versammeln, sie waren noch nicht da. Luther erließ damals einen warmen patriotischen Aufruf zum Kriege gegen die Türken und zur Unterstützung des Kaisers, obgleich und weil viele dem Kaiser mißtrauten. Er hielt es also trotz seines eigenen Mißtrauens gegen den Kaiser doch als guter Deutscher für nöthig, die Säumigen zu mahnen. Sofern die Habsburger selbst in diesem dringenden Falle so gar keine Kriegsanstrengungen machten, schien es, als sollten wieder die Reichsfürsten, zumal die lutherischen, ihre Streitkräfte im Türkenkriege aufreiben, das Haus Habsburg aber die seinigen schonen und intact erhalten, um sie später, dem Vertrag mit dem Papst gemäß gegen die Lutheraner verwenden zu können. Dieses zurückhaltende Benehmen mußte die Fürsten stutzig machen, daher trotz der nahen Gefahr die langen Zögerungen.

Der Sultan schlug sein kolossales goldschimmerndes Zelt bei Simmering auf und das ganze Feld zwischen dem Wienerberge und der Donau bis Schwechat bedeckte sich mit den Zelten der Türken, denen 20,000 Kameele das Gepäck nachtrugen. Auf der Donau selbst schwammen 400 türkische Schiffe heran und 400 Kanonen wurden gegen die Mauern Wiens aufgepflanzt. Diese Mauern waren 6 Schuh dick, aber das war auch die ganze Befestigung der

Stadt, deren Besatzung nur aus 16,000 Mann bestand, gemischt aus allerlei kleinen Contingenten. Die Mehrzahl bildeten Oesterreicher und Steyermärker. Auch waren einige Böhmen und Spanier dabei. Aus dem Reich hatte der Pfalzgraf Friedrich nur 100 Reiter und 14 Fähnlein Fußvolk herbeigeführt, freiwillige Söldner aus allen deutschen Gauen, Niederländer, Rheinländer, Hamburger, Nürnberger, Bamberger, Schwaben aus Memmingen 2c. Alle waren jedoch von Muth beseelt und auch vortrefflich angeführt. Den Oberbefehl hatte der tapfere Pfalzgraf und unter ihm befehligten die versuchtesten Hauptleute, Nikolaus von Salm, Wilhelm von Rogendorf, Eck von Reischach, Hans Katzianer. Weil der alte Kaiser Maximilian ein großer Liebhaber der Artillerie gewesen war, befanden sich noch von seiner Zeit her in Wien viele gute Geschütze, von denen man jetzt den besten Gebrauch machte. Zwar gelang es den Türken, mit den schweren Kugeln ihrer großen Kanonen weite Strecken der Wiener Mauer einzuschießen, indem sie aber in dichten Haufen in die Breche eindringen wollten, wurden sie durch den Kugelhagel aus allen Fenstern und von allen Dächern der nahen Häuser zu tausenden niedergestreckt und wo sie dennoch vordrangen, im Handgemenge von den Deutschen überwunden und immer wieder zurückgejagt. Die sieggewohnten Janitscharen vermochten nirgends den fürchterlichen Hieben der deutschen Landsknechte Stand zu halten, die nach damaliger Sitte ihre langen Schwerter mit beiden Händen faßten. Wenn der Feind abgetrieben war, wurden in der Nacht die Mauern wiederhergestellt. Die Türken gruben nun Minen unter die Mauer, aber es fehlte nicht an tüchtigen Bergleuten in der Stadt, die ihnen entgegen arbeiteten, so daß es öfters unter der Erde selbst zu blutigem Kampfe kam. Der furchtbarste Sturm war der vom 10. bis 12. October am Kärthner Thore. Drei Tagelang ununterbrochen versuchten die Türken durch die hier gelegte weite Breche durchzubrechen und es gelang ihnen doch nicht, obgleich zwei Minen aufflogen. Unaufhörlich schrieen die Türken Allah, Allah! und donnerten die Kanonen, während der Stephansthurm und Augustinerthurm mit Musikanten besetzt waren, die immerfort fröh-

liche Stücke aufspielten, um die tapfern Söldner bei gutem Muth zu erhalten. Da ermatteten endlich die Türken zuerst und zogen sich zurück. Die Nächte waren schon kalt und Reif bedeckte das Feld, die Lebensmittel für das ungeheure Heer der Türken waren ausgegangen. Es fiel dem Sultan nicht ein, weiter in Deutschland vorzudringen, wo sich doch am Ende alles gegen ihn erhoben haben würde, und die Rauhigkeit des Winters war seinen südlichen Völkern gefährlich. Er wäre deshalb unter allen Umständen umgekehrt, allein es ärgerte ihn, sieglos abziehen zu müssen. Deshalb feuerte er den Muth seines Heeres noch einmal an und machte jedem gemeinen Janitscharen ein Geschenk von zwanzig Dukaten, damit sie Wien noch einmal stürmten. Dieser letzte Sturm wurde wirklich am 14. October unternommen, endete aber für die Türken mit ungeheurem Verlust eben so unglücklich wie die früheren. Und schon am folgenden Tage wurde das große Lager abgebrochen und der Sultan zog mit seinen Völkern heim, während in Wien alle Glocken läuteten, von allen Thürmen Musik ertönte und unendlicher Jubel die Stadt erfüllte.

Die Söldner aus den deutschen Reichsstädten, die sich bei der Vertheidigung Wiens aufs rühmlichste hervorgethan hatten, mußten nachher aber heim ziehen, ohne einen Heller Sold zu bekommen.

Nach dem Abzug der Türken drangen die Kaiserlichen in Ungarn vor, konnten aber Ofen nicht wiedergewinnen und Zapolya behauptete sich in seinem Besitz. Der kleine Krieg zwischen beiden Parteien schleppte sich ohne Entscheidung hin, denn die ganze Aufmerksamkeit des Kaisers war von nun an auf die inneren Zustände Deutschlands gerichtet.

Als er die Nachricht von der Rettung Wiens empfing, befand er sich schon in Italien, wohin er aus Spanien gekommen war, um sich mit dem Papste zu verständigen. Dieser hatte sich, nachdem Frankreich besiegt war, fügen müssen und seine Unterhändler schlossen schon am 29. Juni 1529 in Barcelona einen Frieden. Karl hatte den Papst tief gedemüthigt, brauchte ihn aber und mußte ihn wieder heben. In Spanien war ein allgemeiner Unwille über die Miß-

handlung des h. Vaters ausgebrochen und Karl hatte sehr nöthig, sich von dem bösen Verdacht, als habe er die Augen dabei zugedrückt, zu reinigen, wenn er nicht alle Sympathien der frommen Spanier verlieren wollte. Das ganze Land legte Trauer um den Papst an, Karl selber that es ebenfalls und stellte sich, als sey er sehr betrübt über die Missethat seiner ungehorsamen Soldateska. Diese Rücksicht auf Spanien erklärt, warum er dem Papst so freundlich entgegenkam. Aber der Papst bedurfte nicht minder der Freundschaft des Kaisers. Einmal weil er die schlimmen Folgen seiner Ungnade schon empfunden hatte, sodann wegen Florenz, das er seinem Sohn Alexander erhalten wollte. Diesen Lieblingswunsch des Papstes erfüllte Karl V. und gab eine seiner natürlichen Töchter, Margaretha, jenem Alexander zur Ehe, um den Papst desto enger an sich zu fesseln. Ein Beweis seiner feinen Menschenkenntniß, aber auch seiner Herzlosigkeit, denn er gab sein eigen Kind an einen Nichtswürdigen. Alexander war ein verzogener Bube und roher Wütherich, der Mediceer schlechtester.

Diese Heirathsangelegenheit und die Befestigung seiner Dynastie in Toscana scheint dem Papste wichtiger gewesen zu seyn, als die große Sache der Kirche. Doch konnte er nicht umhin, sich im Frieden von Barcelona auch in dieser Beziehung Bürgschaften geben zu lassen, und Karl V. gab sie ihm, nicht aus Rücksicht für ihn selbst, sondern vielmehr aus Rücksicht auf Spanien. Würde sich Karl der deutschen Reformation angenommen, an die Spitze der lutherischen Partei gestellt haben, so hätte er unfehlbar Spanien verloren. Von diesem Umstand hing hinfort seine ganze Politik in Deutschland ab. Deshalb erklärte er auch ausdrücklich im Friedensvertrag von Barcelona Caesareo Majestati cordi sit, ut huic pestifero morbo congruum antidotum praeparari possit, d. h. es liegt dem Kaiser am Herzen, ein Gegenmittel gegen die lutherische Pest zu bereiten. Davon ließ er freilich den sächsischen Kurfürsten nichts wissen. Im Gegentheil nöthigte er dem Papst das Zugeständniß ab, sobald es nöthig würde, die Berufung eines Concils zu genehmigen, womit

er den Lutherischen scheinbar nachgeben und Sand in die Augen streuen wollte.

Karl traf mit dem Papst in Bologna zusammen und ließ sich hier von ihm zum Kaiser krönen, am 23. Februar 1530, nachdem er am Tage vorher die eiserne Krone der Lombarden auf sein Haupt gesetzt hatte. Doch belehnte er Sforza wieder mit Mailand, verzieh auch den Venetianern, erhob Mantua zu einem Herzogthum und stellte in ganz Italien Ruhe und Frieden her, bevor er nach Deutschland ging.

Drittes Buch.

Die Protestanten.

1.

Die augsburgische Confession.

Die Reformation hatte mittlerweile im europäischen Norden große Fortschritte gemacht. Außer den Fürsten von Sachsen, Hessen, Preußen erklärten sich auch die von Pommern, Mecklenburg, Anhalt, Oldenburg, Holstein, Hanau, Mansfeld, zwei Fürsten von Braunschweig (Ernst und Franz), der böse König Christiern von Dänemark, der neue Schwedenkönig Gustav Wasa und der mächtige König von England Heinrich VIII. für die kirchliche Neuerung. Graf Edgar von Ostfriesland wurde vom Volk zur Annahme derselben gezwungen. Die meisten nordischen Bisthümer und alle Städte folgten der Strömung der Zeit. Auch Polen wurde zum Theil hineingerissen. Schon 1525 nahm König Sigmund den Vasalleneid des neuen preußischen Herzog Albrecht an.

Wenn der Papst nicht zu sehr mit seinen italienischen Familieninteressen beschäftigt gewesen wäre, hätte er über diesen entsetzlichen Abfall viel lauter klagen müssen. Der Kaiser sah ihn nur aus dem Gesichtspunkt seiner Hauspolitik an und spielte nur der glaubensstarken Spanier wegen zum Schein den eifrigen Katholiken, während er die lutherischen Fürsten doch in der That nicht bedrängte, weil er

sie gegenüber den Türken und dem Papste brauchte. So war das strenge Schreiben, welches er am 23. März 1526 von Sevilla ausgehen ließ und worin er die deutschen Fürsten zum Festhalten am alten Glauben ermahnte, nicht ernst gemeint. Nur der Mißbrauch, den Heinrich von Braunschweig und Herzog Georg von Sachsen damit trieben, erzürnte die lutherischen Fürsten. Georg vermaß sich, er werde bald statt des Johann sächsischer Kurfürst werden. Am hitzigsten unter den Lutherischen zeigte sich Landgraf Philipp von Hessen, und auf einem Tage zu Torgau, wo er mit Johann und den andern Parteigenossen zusammenkam, schlossen sich diese zum erstenmal enger an einander.

In demselben Jahr 1526 war ein Reichstag in Speyer ausgeschrieben, auf welchem die lutherische Partei so mächtig dastand, daß von dem Wormser Edict Umgang genommen und beschlossen wurde, jeder Fürst und jede Stadt dürfe es einstweilen mit der Religion halten, wie sie wollten, bis der Kaiser wieder ins Land kommen würde. König Ferdinand mußte diese Rücksicht auf die lutherischen Fürsten nehmen wegen Böhmen und Ungarn, und sein Bruder Karl schwieg dazu, weil er damals noch mit dem Papst in Zerwürfniß war. Der Beschluß von Speyer legalisirte die Reformation und brachte zugleich die Fürstenpolitik ihrem Ziele um einen großen Schritt näher, denn er legte die kirchlichen Angelegenheiten den Territorialherren in die Hände.

Diese machten davon nun auch den ausgiebigsten Gebrauch. In allen bereits lutherischen Ländern wurden sog. Kirchenvisitationen vorgenommen, d. h. eine Commission von Juristen, von obligaten lutherischen Prädicanten begleitet, reiste im Lande umher, zog, die Religion zum Vorwand nehmend, die geistlichen Güter ein und überließ es dann mit gnädiger Herablassung den armen Prädicanten, auch die Messe abzuschaffen, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu ertheilen, Weiber zu nehmen und unterthänig bei dem Fürsten und seinen Juristen um eine gnädige Besoldung und Unterhalt für Weib und Kind zu betteln. So rasch wurde die Kirche, weil sie eine Tyrannin geworden war und in ihrem Uebermuth schnöden Wucher

getrieben hatte, zu einer Magd und Bettlerin gemacht. Der ausschließliche Einfluß der Juristen bei den neuen Kirchenordnungen, wodurch alle Gewalt dem Fürsten, seinem Kanzler und seinen rechtsgelehrten Räthen zugewiesen wurde, erklärt und entschuldigt sowohl die Abneigung der Schweizer und vieler Reichsstädte, sich den lutherischen Fürsten anzuschließen, als auch die demokratischen Wühlereien der Wiedertäufer. Der gesunde Bürgersinn mußte sich doch dagegen sträuben, daß die Kirche, nachdem sie kaum einer babylonischen Gefangenschaft entronnen war, in eine noch viel schlimmere, nämlich in die Willkür der Juristen fallen sollte, die, im altrömischen Recht und in der heidnischen Bildung und Gesinnung der Renaissance befangen, die blinden Werkzeuge des modernen Despotismus wurden und deutschem Recht und deutscher Freiheit principiell feindlich waren.

Eine Uebereilung des Landgrafen Philipp brachte die reformirenden Fürsten plötzlich wieder in eine ungünstigere Stellung. Dieser hitzige Herr ließ sich nämlich von einem Herrn von Pack, Kanzler des Herzog Georg von Sachsen, überreden, die altgläubigen Fürsten hätten zu Breslau einen Bund zum Verderben der neugläubigen geschlossen. Das war eine Lüge. Der Kanzler scheint sich nur an der Gespensterfurcht der lutherischen Fürsten ergötzt zu haben und wollte im Trüben fischen. Der tolle Landgraf griff gleich zu den Waffen und fiel ins Bisthum Würzburg ein. Man hatte Mühe, ihn wieder zur Vernunft zu bringen. Die katholischen Fürsten wiesen mit Entrüstung Packs Lüge zurück. Pack selbst wurde aber nicht einmal von Philipp bestraft, sondern erst, als er in Georgs Hände fiel, auf dessen Befehl hingerichtet. Dieser Vorfall war den Lutherischen sehr ungünstig. Auf einem neuen Reichstag in Speyer setzte die altgläubige Stimmenmehrheit durch, daß nur die bereits reformirten Territorien bei ihren Reformen bleiben, daß aber in bisher katholisch gebliebenen Territorien keine Reformen vorgenommen werden sollten, d. h. es solle alles in statu quo bleiben, bis zu einem Concil. Dadurch wurde den Lutheranern die Möglichkeit abgeschnitten, wie bisher in Nachbarstaaten zu reformiren, abgeneigte Fürsten und Bischöfe durch ihre eigenen Unterthanen zum Abfall zu zwingen ꝛc. Damit

sollte einstweilen wenigstens die Reformation zum Stillstand gebracht werden. Die lutherischen Fürsten begriffen die Wichtigkeit dieses Reichstagsbeschlusses und beeilten sich, dagegen eine entschlossene Protestation einzulegen, am 19. April 1529. Davon erhielten sie zum erstenmal den Namen der Protestanten.

Aber sie waren unter sich nicht einig. Die freien Schweizer und viele Bürgerschaften deutscher Reichsstädte sahen mit Widerwillen die Religion in die Hände fürstlicher Cabinetspolitik fallen und schlossen sich daher eng an Zwingli in Zürich an, der sich der von den deutschen Fürsten bevorzugten Lehre Luthers widersetzt hatte. Es war ihnen dabei nicht um die Lehre selbst, sondern nur um den politischen Boden zu thun, auf dem ihr Lehrer wurzelte, sofern sie den nicht gelten lassen mochten, auf dem Luther wurzelte. Deswegen war der Streit auch ungefährlich. Man brauchte sich gegenseitig, aber man wollte sich im Princip doch nicht einer dem andern gefangen geben. Landgraf Philipp, dem an der Lehre sehr wenig lag, wenn er nur über eine einige und mächtige politische Partei verfügen konnte, veranstaltete ein Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli auf seiner Universität Marburg, zu Michaeli 1529. Man stritt hier hauptsächlich um die Abendmahlslehre. Luther wich zwar von der alten Transsubstantiationslehre der alten Kirche ab, nahm aber immer noch an, daß im sichtbaren Brode der unsichtbare Leib enthalten sey, indeß Zwingli in den Worten der h. Schrift: „das ist mein Leib" nur den Sinn fand: „das bedeutet meinen Leib". Luther faßte den Streit rein theologisch auf, unbekümmert um den politischen Vortheil einer Einigung, und ihn leitete dabei ein richtiges Gefühl, denn wenn man alles Mysterium entweder wegleugnet und verwirft oder nur natürlich und nach dem gemeinen Verstande erklärt, wo bleibt da noch etwas übrig, als eben der gemeine Verstand des beschränkten Menschen selbst, den Luther nicht mit Unrecht „des Teufels Hure" nannte, weil sich in die Eitelkeit des Selbstgenügens und die Verachtung der Gottesfurcht immer eine dämonische Verführung einschleicht. Luther schrieb auf den Tisch, vor dem er in Marburg saß, das einzige Wort est (es ist, und nicht, es bedeutet) und blieb dabei

und trotz aller Mühen vieler fürstlichen und theologischen Vermittler kam keine Einigung im neuen Glauben zu Stande. Die oberländischen Städte, vornehmlich Ulm und Straßburg, schlossen sich an die Schweizer an. Seitdem hieß diese Partei die reformirte, zum Unterschied von der protestantischen, d. h. der lutherischen Fürstenpartei.

Im nächsten Jahre 1530 kam der Kaiser von seiner Krönung in Bologna über die Alpen herüber, um einen großen Reichstag in Augsburg zu eröffnen. Unterwegs in Innspruck kam ihm der aus Dänemark vertriebene elende König Christiern entgegen, der lutherisch geworden war, und wurde jetzt wieder, indem er den Kaiser um Schutz bat, katholisch. Der Kaiser, der überall gesiegt hatte und jetzt auch der Türkengefahr entledigt war, trat mit vieler Zuversicht auf. Von dem Geist und der Energie der protestantischen Fürsten hatte er nur geringe Begriffe, da sie sich schon mehrmals hergegeben hatten, seiner Politik zu dienen. Sein Kanzler Granvella schätzte sie noch geringer und meinte, sie würden vor dem Kaiser auseinanderfahren, wie ein Flug Tauben vor dem Geier. Allein in Augsburg selbst hatte alles ein lutherisches Aussehen, das Volk war größtentheils lutherisch, die protestantischen Reichsfürsten brachten ihre Prediger mit und ließen sich nur schwer dahin bringen, wenigstens so lange der Kaiser in der Stadt war, das ketzerische Predigen zu unterlassen. Luther selbst, als noch in des Reiches Acht, durfte nicht nach Augsburg kommen, verweilte aber in Coburg, um näher zu seyn, und in Augsburg selbst vertrat Melanchthon seine Stelle.

Die feste Haltung des Kaisers soll einigen protestantischen Fürsten Furcht eingeflößt, und es soll sich darum gehandelt haben, ob sie nicht am Ende besser thun würden, die Reformation ganz aufzugeben. Man sagt, Luther selbst habe es seinem Kurfürsten freigestellt, wenn er sich von ihm trennen wolle, denn jeder müsse auf eigene Gefahr glauben. Er selbst vertraue Gott, er wolle auch ohne die Fürsten Gottes Sache verfechten. In dieser heroischen Stimmung soll er das berühmte Trutzlied: „ein feste Burg ist unser Gott“ gedichtet haben. Indessen kam der Bruch zwischen der lutherischen Theologie und der fürstlichen Cabinetspolitik und Canzlei nicht zu Stande und es hatte

auch gar keine Gefahr. Die Reformation hatte der fürstlichen Sonderpolitik in kurzer Zeit schon viel zu große Dienste geleistet, als daß die Fürsten so bald von ihr lassen sollten, und der Kaiser selbst hatte oft und lange gern gesehen, daß er dem Papst mit Luther drohen konnte. Die protestantischen Fürsten ließen sich also nicht einschüchtern, sondern übergaben ihr hauptsächlich von Melanchthon verfaßtes Glaubensbekenntniß, die berühmte augsburgische Confession, dem Kaiser und Reich als die Urkunde der neuen Kirche, von der sie nimmermehr weichen würden, am 25. Juni 1530. Der Kaiser ließ durch die damals angesehensten katholischen Federn des deutschen Reichs, Eck, Wimpina, Cochläus, Faber, eine Widerlegung, die sog. Confutation, aufsetzen, die aber keinen Eindruck machte.

Die katholische Mehrheit des Reichstags votirte im Sinn des Kaisers, das Wormser Edict gegen Luther sey aufrecht zu erhalten, keinerlei kirchliche Reform im Reiche mehr gestattet und es sollte sogar in Sachen des Glaubensstreits nichts mehr gedruckt werden dürfen. Die protestantischen Reichsstände protestirten wieder gegen diesen Reichsbeschluß, sogar die Stadt Augsburg selbst, und man schied in offenem Unfrieden. Man wollte noch gütlich unterhandeln, aber Landgraf Philipp ritt trotzig davon. Kurfürst Johann von Sachsen empfing die Lehen nicht vom Kaiser, weigerte aber auch seinerseits, Ferdinand seine Stimme bei dessen Wahl zum deutschen König zu geben. Diese Wahl wurde einige Zeit nachher (1531) zu Köln ausschließlich von den katholischen Fürsten vollzogen.

2.

Der erste Glaubenskrieg in der Schweiz.

In der Schweiz waren die alten Eidgenossen der Waldstätte, die freien Hirten in den Alpen, von jeher ein frommes Volk, der alten Kirche treu geblieben, die neuen Eidgenossen dagegen in den reichen Städten unten in Thal und Ebene hatten sich der neuen Lehre zugewendet. Unter diesen Städten stand Zürich obenan und

Ulrich Zwingli übte hier eine Macht, wie Luther in Wittenberg. Auch er wurde von der weltlichen Gewalt unterstützt, die aber eine republikanische war und daher ihren Vortheil mit noch weniger Rücksicht verfolgte, als die fürstliche. Die Schweizer Regenten hatten sich seit den Burgunder Kriegen habgierig bis zur Schmach erwiesen. Sie nahmen Sold von Frankreich auch unter entehrenden Umständen. Die nun so gerne nahmen, haßten das Geben und nichts war ihnen angenehmer, als Zwinglis Reformation, die ihnen den Vorwand lieh, dem Papst und der Kirche nichts mehr zu steuern und dagegen die reichen Kirchengüter zu rauben. Es ging sehr tumultuarisch her in der reformirten Schweiz. Der Fanatismus, mit dem die Neuerer hier alles Alte verhöhnten und zerstörten, war viel schlimmer als im nördlichen Deutschland. Luther hatte die Kirchenbilder geschont, Zwingli verwarf sie. Der Schuster Hottinger in Zürich war der erste, der mit frevelnder Hand ein Crucifix herunterriß. Dafür wurde ihm später, als ihn die Katholiken ergriffen, in Luzern der Kopf abgeschlagen. Bullinger, Zwinglis Schüler und Nachfolger im Amt, erzählt in seiner Chronik, wie in Zürich alle Kirchenbilder, Statuen und Schnitzwerke von hohem Kunstwerth zertrümmert worden seyen und wie die rohe Menge das für einen „großen und fröhlichen Gottesdienst" gehalten habe. Dennoch vermied Zürich mit größerer Vorsicht den Krieg mit dem katholischen Nachbarlande Schwyz, als Bern, welches in gewohnter Rücksichtslosigkeit die Reformation gewaltsam im Haslithal einführte und die Unterwaldner, die den erbitterten Haslern zu Hülfe kamen, mit Uebermacht zurückschlug. Das war der erste eigentliche Glaubenskrieg auf deutschem Boden, 1528. Die Unterwaldner bezeichneten sich damals mit dem weißen Kreuze und dem Danneſt (Tannenzweige), der das katholische Parteizeichen wurde.

Auch Graubündten reformirte und der Bischof von Chur mußte flüchten. Alle Klöster wurden hier aufgehoben. Sogar das ehrwürdigste Heiligthum der Alemannen, das uralte Kloster in St. Gallen, sah alle seine herrlichen Bildwerke zerstört. Hier und im nahen Appenzell hausten Wiedertäufer und verführten das Volk zu orgiasti-

schem Taumel, Convulsionen und sinnlichen Ausschweifungen. Eine Rotte von 100 Buben stürmte das Kloster Teufen und trieb mit den Nonnen ruchlosen Unfug. In Diesenhofen drohte man den frommen Nonnen, als sie in feuriger Rede ihren Glauben vertheidigten, mit dem Henker und riß ihnen die Kleider vom Leibe. In Bern wurde die alte Kirche in Fastnachtsspielen verhöhnt, welche Niclas Manuel verfertigte. Da sah man wieder, wie vor hundert Jahren in Prag, auf der einen Seite den Papst im Harnisch auf stolzem Rosse mit großem Gefolge, auf der andern den armen Heiland demüthig auf einer Eselin. In einem andern Spiel sah man den Papst als Antichrist, wie er einem Begräbniß zusieht und den Profit berechnet, den die Pfaffheit vom Leben und Sterben der Menschen habe, während andrerseits auch der Sultan zusieht und den Christen sagt, sie sollten sich ihrer Pfaffen schämen. Eben so fanatisch, aber noch geistreicher waren in Basel die Fastnachtsspiele, in denen Pamphilus Gengenbach alle Sünden der alten Kirche durchgeißelte. In einem wahrhaft aristophanischen Spiele stellt er die Germania oder das deutsche Volk als einen Esel dar, nämlich der durch des Papstes teuflische Zauberkunst verwandelt und obgleich innerlich noch ein verborgener Mensch, äußerlich wie ein dummes Thier tractirt wird, bis Christus den Apostel Paulus schickt, um den Papst zu verjagen und den Esel wieder zu einem Menschen zu machen. Man darf an der drastischen Wirkung dieser Schauspiele nicht zweifeln. Indem in Basel durch Oecolampadius alles Pfaffenwerk abgethan wurde, begriff man darunter auch die Kirchenbilder, an welche fromme Meister so lange ihren Fleiß gewendet und die von großem Werthe waren. Am 10. Februar 1529 zog das Volk in Procession nach dem Basler Münster, voran der Henker, der allen Crucifixen, Marien- und Heiligenbildern die Köpfe abschlug und dann sämmtliche Bilder in neun großen Haufen auf offenem Markte verbrannte. Der alte Erasmus sah zu und spöttelte über die armen Heiligen, die sich nicht wehren könnten.

Aber auch in der Umgestaltung der Lehre gingen die Schweizer unter Zwinglis Anführung viel weiter, als Luther gegangen war.

In der schon erwähnten Abendmahlslehre gab Zwingli der trivialsten Auslegung Raum. In seiner merkwürdigen Lehre von der Prädestination oder göttlichen Vorherbestimmung näherte er sich sogar einigermaßen dem Fatalismus des Islam. Auch im Cultus der neuen Kirche wurde alles bis zur Trivialität vereinfacht. Luther lehrte zwar auch ein allgemeines Priesterthum, ließ aber doch besondere Prediger und Seelsorger als Pastoren (Hirten) mit besonderer geistlicher Amtstracht bestehen und behielt in den Kirchen wie die Bilder, so den mit Kerzen beleuchteten Altar und eine verhältnißmäßig noch erhebende Liturgie, die Orgel 2c. bei. Das alles verwarf Zwingli. Seine reformirten Prediger bestiegen die Kanzel in weltlicher Tracht, im Jagdwamms, im Hauskleide, mit Schwert oder Dolch an der Seite. Auch später nahmen sie keine geistliche, sondern nur die Tracht der weltlichen Rathsherren an, einen schwarzen Talar mit weißem Kragen, den sie bis auf unsere Tage tragen. In Zwinglis Kirche gab es auch keinen Altar mehr, sondern nur noch einen hölzernen Tisch, an welchem beim Abendmahl gewöhnliches Brod gebrochen und dazu getrunken wurde, wie im gemeinen Leben. Wie er alle Bilder zerstören, alle Lichter auslöschen ließ, so verbannte er auch die Orgeln aus der Kirche.

Frommen Seelen mußten diese Neuerungen als eine Entweihung des Heiligen und als das Hereinbrechen wüster Barbarei vorkommen. Das tief religiöse Hirtenvolk in den Alpen erglühte vor Zorn. Es steckte den Dannest auf und suchte Schutz bei dem Hause Habsburg, mit dem es so lange in unversöhnlicher Fehde gelegen hatte. Als die Boten der Waldstätte nach Waldshut kamen, um sich mit König Ferdinands Amtleuten zu besprechen, trugen sie auf ihren Hüten Pfauenfedern, das Abzeichen Habsburgs, welches vorher in den Alpen das verhaßteste und verpönteste gewesen war. Ferdinand ging zwar einen Bund mit ihnen ein, that aber nichts für sie. Die Waldstätte blieben auf sich selbst beschränkt, aber sie verloren den Muth nicht. Sie ließen den reformirten Prädicanten Jakob Kaiser als Ketzer verbrennen und hingen die Wappen von

Zürich, Bern, Basel und Straßburg an den Galgen. Von nun an konnte nur noch das Schwert zwischen Katholiken und Reformirten entscheiden. In den aargauischen, s. g. freien Aemtern Baden, Bremgarten ꝛc., die zur Zeit des Constanzer Concils von den Schweizern erobert worden waren, wechselte der Vogt, den jedes Jahr ein anderer Canton schickte. Der Züricher und Berner Vogt begünstigte, der waldstättische verhinderte die Reformation. Darüber kam es zu offenem Streite. Zu den vier Waldstätten (Schwyz, Uri, Unterwalden und Luzern) trat noch das kleine Zug und diese fünf katholischen Orte rüsteten sich, Zürich zog ihnen mit fliegendem Banner entgegen. Als sich beide aber bei Bar gegenüberstanden, wurde vermittelt, wobei sich Aebli, Amman von Glarus, besonders hervorthat. Er mahnte an die eidgenössische Bundestreue und rührte die fünf Orte so, daß sie Frieden machten und sogar die Urkunde des Bundes, den sie mit König Ferdinand geschlossen, herausgaben, die sogleich zerrissen wurde.

Aber der Friede konnte nicht dauern, denn Zürich in seinem Uebermuth betrachtete sich als Sieger, reformirte in den freien Aemtern und im Thurgau und half auch in Schaffhausen die alte Kirche unterdrücken. Um so sorgfältiger hüteten die fünf Orte ihre Grenzen und straften oder vertrieben jeden, der sich der neuen Lehre anschloß. Zürich und Bern, das unterdeß auch Neuenburg reformirt hatte, forderten von den fünf Orten die Duldung der neuen Kirche, während sie selbst in ihrem Gebiet die alte unterdrückten, und als die fünf Orte sich dazu nicht bequemten, gab Bern, um Waffengewalt zu vermeiden, den arglistigen Rath, die Waldstätte auszuhungern. Die Alpenhirten kauften ihr Brod in der Ebene, da auf ihren Bergen kein Korn wächst. Jetzt sperrte man ihnen alle Zufuhr ab. Man erwartete, die ärmeren Hirten würden sich gegen ihre gewählten Obern empören und sie zur Nachgiebigkeit zwingen. Sie hielten jedoch treu alle zusammen und waffneten sich, um sich mit Gewalt Lebensmittel zu verschaffen. Am 9. October 1531 fielen die Luzerner plötzlich ins Aargau ein und nahmen Brod weg, wo sie es fanden. Am 11. aber sammelten sich 8000 Mann aus

allen fünf Orten bei Zug und rückten gegen Zürich vor. Dort war man auf ihren Angriff nicht gefaßt. Die Züricher hatten nur beobachtungsweise eine Vorhut von 1200 Mann bei Cappel aufgestellt. Als man in der Stadt erfuhr, das katholische Heer rücke heran, pflanzte man eilig das große Banner auf, aber es sammelten sich um dasselbe nur 700 Mann. Ohne Zweifel hielten es die meisten nicht für nöthig, auszurücken, weil sie voraussetzten, die Vorhut werde sich vernünftigerweise vor der Uebermacht zurückziehen, und hinter den Mauern der Stadt könne man den Angriff des Feindes ruhig abwarten, denn Zürich allein konnte mehr Bewaffnete stellen, als alle fünf Orte zusammen genommen. Vielleicht hielten auch viele zurück, welche Zwinglis demagogische Tyrannei in der Stadt selbst und das meineidige Verfahren gegen die katholischen Eidgenossen mißbilligten. Nun geschah es aber, daß die Vorhut der Züricher, um nicht feige zu erscheinen, bei Cappel Stand hielt. Wären größere Haufen aus der Stadt nachgekommen, so hätten sie auch ihren Posten behaupten können. Aber die 700 reichten nicht aus. Zwingli selbst war mit ihnen ausgezogen. Er hätte sich noch zur rechten Zeit zurückziehen können; als er aber sah, wie die Vorhut schon angegriffen war und heldenmüthig stritt, wollte er sie nicht im Stich lassen. „Es würde sich schlecht schicken, rief er, wenn wir hier von der Höhe unthätig zusähen. Ich will in Gottes Namen zu den biderben Leuten hin und mit ihnen sterben, oder sie retten helfen.“ Die Neuangekommenen stürzten sich nun ins Gefecht und kämpften alle mit. Trotz ihrer Tapferkeit aber mußten sie der Uebermacht erliegen. Ein Theil der Züricher floh zuletzt, nur um noch das große Banner zu retten. Die andern lagen todt oder sterbend auf dem Schlachtfelde. Unter ihnen Zwingli. Zwei gemeine katholische Krieger fanden ihn mit gefalteten Händen unter einem Birnbaum liegen, ohne ihn zu kennen, hatten aber Mitleid mit ihm und wollten ihm einen Priester holen, daß er noch beichten könne. Da er aber den Kopf schüttelte, sahen sie, daß es ein „verstockter Ketzer“ sey, und stachen ihn vollends todt. Erst am andern Tage wurde

seine Leiche erkannt, geviertheilt, verbrannt und die Asche in alle Winde zerstreut.

Unterdeß hatte sich auch Bern gerüstet, weshalb sich das Heer der fünf Orte nach Zug zurückzog. Hier sollte es durch die Züricher und Berner von zwei Seiten her angegriffen und vernichtet werden, kam ihnen aber zuvor, griff zuerst an und schlug den Theil des Feindes, der am Zuger Berge stand, so siegreich zurück, daß auch der andere Theil es vorzog, ohne Schwertstreich abzuziehen. Die Jahreszeit war vorgerückt, die Nächte wurden kalt und die Leute sehnten sich heim. Auch herrschte keine rechte Einigkeit zwischen Zürich und Bern, weil jedes dem andern den Zuwachs an Macht beneidete, den es durch das Reformiren in den Nachbarorten erlangt hatte. Diese Uneinigkeit ging so weit, daß Zürich ohne Bern mit den fünf Orten einen Separatfrieden schloß und denselben große Concessionen machte, ihnen die Zufuhr wieder öffnete, ihnen Toggenburg, Thurgau und die freien Aemter überließ und die Kriegskosten bezahlte. Nun mußte auch Bern nachgeben und Frieden machen. Man wird nicht irren, wenn man voraussetzt, die Stürmer in der reformirten Partei seyen diesmal von den Gemäßigten absichtlich im Stich gelassen worden, um ihren Uebermuth etwas zu demüthigen und um den Frieden in der Eidgenossenschaft zu erhalten. Von den züricher Demagogen waren die rührigsten bei Cappel gefallen. Die Gemäßigten konnten nun wieder freier athmen. Manche, die vorher nur eingeschüchtert waren, faßten jetzt wieder mehr Muth und Glarus namentlich schloß sich jetzt den fünf Orten an und half ihnen den Abt von St. Gallen wieder herstellen. Auch in Solothurn behauptete sich jetzt die Partei der alten Kirche und wurden die Reformirten vertrieben.

Dagegen breitete sich die Reformation über Genf und das Waadtland aus. Herzog Karl von Savoyen, der Landesherr, und der in der s. g. Löffelgesellschaft verbundene Adel (der Genf mit Löffeln fressen wollte und zum Spott einen Löffel am Hute trug), wollten Genf strafen, Bern aber kam der Stadt zu Hülfe und schlug den Adel zurück, 1530. Fünf Jahre später wurden unter dem

Schutze Berns schon alle katholischen Priester aus Genf vertrieben und als der Herzog noch einmal abwehren wollte, kam Hans Nägeli, der Schultheiß von Bern, eroberte das Waadtland, welches seitdem mit Bern vereinigt blieb, und machte auch Genf zu einer freien Stadt. Diese Stadt Genf wurde von nun an das dritte Centrum der Reformation (neben Wittenberg und Zürich) und der Reformator Calvin begann von hier aus auch auf Frankreich einzuwirken.

3.

Der Bund von Schmalkalden.

Der Augsburger Reichstagsabschied bedrohte die protestantischen Fürsten, sie kamen daher schon zu Weihnachten 1530 in dem kleinen Städtchen Schmalkalden zusammen und verbanden sich hier am 27. Februar 1551 zu gemeinschaftlichem Widerstande. Es währte jedoch noch lange, bis man zu den Waffen griff. Der Kaiser hatte andere Sorgen und ließ es, den Protestanten gegenüber, bei der Augsburger Drohung bewenden. Der sächsische Kurfürst Johann starb 1536 und sein Sohn und Nachfolger Johann Friedrich trat an die Spitze des schmalkaldischen Bundes, fromm erzogen und Luthern eben so ergeben wie sein Vater. Der rührige Landgraf aber sah sich gleich nach Alliirten um und es fiel ihm nicht schwer, den Herzog Wilhelm von Bayern zu gewinnen, der zwar eifrig katholisch war, die Uebermacht der Habsburger aber außerordentlich fürchtete. Auch Frankreich wurde ins Vertrauen gezogen und war natürlich gleich bereit, Partei zu ergreifen. Mit so vielen Feinden auf einmal wagte der Kaiser nicht anzubinden, brauchte also den Kurfürsten Ludwig von der Pfalz als Vermittler, um die gemäßigteren Protestanten zu versöhnen. Nur der Hesse wollte Gewalt brauchen, der Sachse dachte ruhiger und Luther rieth ihm vom Bündniß mit Frankreich ab. Die sächsische Stimme galt mehr als die hessische und so kam am 3. August 1532 ein Religionsfrieden in Nürnberg zu Stande,

in welchem der Kaiser, um wenigstens die Franzosen fern zu halten, den Protestantismus in statu quo anerkannte, weiteres Reformiren aber bis zu dem in Aussicht gestellten Concil unterbleiben sollte. Die lutherischen Fürsten erkauften die Anerkennung ihrer neuen Kirche durch die Aufopferung der oberdeutschen Städte und der Schweizer, denn alle Anhänger Zwinglis wurden vom Frieden ausgeschlossen.

Der Kaiser konnte dieses Friedens froh seyn, denn der türkische Sultan kam schon wieder mit großer Heeresmacht nach Ungarn. Soliman II. hatte damals den Einfall, sich selbst an die Stelle des deutschen Kaisers setzen zu wollen. Er legte sich den Titel „Chalif von Rum“ (Rom) bei und da im Chalifen die höchste geistliche und weltliche Herrschaft vereinigt sind, wollte er nicht nur des Kaisers, sondern vielleicht auch des Papstes Gewalt verschlingen. Auch ließ er sich eine, seinem neuen Titel entsprechende phantastische Krone verfertigen. Man hat ihm wahrscheinlich von Frankreich her Illusionen gemacht. Als er vom Nürnberger Frieden hörte, wollte er nicht daran glauben und rief ganz erstaunt: Hat denn Karl mit Martin Luther Frieden gemacht? Dennoch ging der Sultan mit 250,000 Mann über die Donau und über die Drave, im Sommer 1532. Karl V. war in diesem ganzen Jahre leidend, weil er sich auf einer Wolfsjagd das Bein verletzt hatte; er konnte also nicht selber zu Felde ziehen, hatte aber die Freude zu sehen, wie eifervoll die Protestanten für ihn rüsteten. Die Stadt Nürnberg allein stellte ihm 800 Mann mit 15 Kanonen und lieferte ihm dazu noch große Kriegsvorräthe. Das gesammte Heer des Kaisers stieg bis auf 80,000 Mann, fast lauter Deutsche, zu denen sich nur wenige Italiener und Spanier gesellten. Frankreich hielt sich stille und machte keine Bewegung, die den Kaiser genöthigt hätte, einen Theil seines Heeres am Rhein zu beschäftigen. Dieser Umstand bewog nun auch den Sultan, seinen mit so vielem Pump angekündigten Eroberungszug plötzlich wieder aufzugeben. Er belagerte Günz, welches von den Ungarn unter Jurischitz mit dem Muth der Verzweiflung vertheidigt wurde, konnte es nicht erobern, wollte sich mit dem heranrückenden deutschen Heere in keinen Kampf einlassen und kehrte um.

Nur 15,000 türkische Reiter unter Kasim Begh machten einen verheerenden Raubzug bis nach Linz, aber der tapfere Schertlin griff sie an und trieb sie dem Pfalzgrafen Friedrich in die Hände. Tag für Tag verfolgt wurden sie endlich alle sammt ihrem Führer niedergemacht, so daß nicht einer entrann. Ein anderer Heertheil unter Ibrahim Pascha wurde von Gratz zurückgeschlagen und auf der Flucht bei Firnitz noch einmal von Katzianer erreicht und vernichtet. Noch heißt dort ein Felsen der Türkensturz, weil die Bauern hier alle fliehenden Türken in den Abgrund hinunter jagten.

Ueberaus unzufrieden mit dem Nürnberger Vertrage, sann Landgraf Philipp von Hessen auf neue Gewaltstreiche, wobei er an Frankreich einen Hinterhalt hatte. Das Württemberger Volk, von seinen Predigern heimlich geleitet, neigte zu Luther und zu den Schweizern, hatte im Bauernkriege viel gelitten und fühlte sich unter der österreichischen Regierung in Stuttgart unbehaglich. Des vertriebenen Ulrich Tyrannei war lange vergessen und man wollte ihn jetzt gern wieder haben. Noch mehr Hoffnungen knüpften sich an seinen Sohn Christoph, den König Ferdinand immer noch als Geisel an seinem Hoflager zurückbehielt. Dieser junge Prinz und sein kluger Hofmeister Tiffernus erhielten einen heimlichen Wink und entflohen unterwegs in den Tiroler Gebirgen in dem Augenblick, in welchem der argwöhnische Ferdinand befohlen hatte, sie unbemerkt nach Spanien zu bringen. Die Flucht war nicht ungefährlich. Tiffernus ließ ihren Pferden die Eisen verkehrt anlegen, um durch ihre Spur nicht verrathen zu werden. Des Prinzen Pferd stürzte zusammen. Da gab ihm der Hofmeister das seinige, damit er nur fortkäme, und versteckte sich selbst in einem Sumpfe. Christoph gelangte glücklich nach München zu seinen Verwandten. Sein Oheim, Herzog Wilhelm, war Ferdinands Todfeind und bot gern die Hand, um die Ferdinandeische Regierung aus Stuttgart zu vertreiben. Dazu war man Frankreichs sicher, Landgraf Philipp wagte also nicht viel, wenn er zur offenen Gewalt schritt, um den vertriebenen Ulrich in seinem Herzogthum Württemberg wieder herzustellen. Franz I., mit dem Philipp in Bar le Duc zusammen kam, unterstützte ihn mit einer bedeutenden Geld-

summe, so daß er ein Heer von 20,000 Mann werben konnte. Ferdinands Statthalter in Stuttgart, der Pfalzgraf Philipp, konnte nur die Hälfte Truppen aufbringen und erlitt bei Lauffen am Neckar eine Niederlage, 1534. Nun mußte die österreichische Regierung von Stuttgart flüchten und Herzog Ulrich wurde als Landesherr hergestellt. Schon alt und durch Unglück gebeugt, bestätigte er dem Lande seine alten Freiheiten und führte die schon lange vorbereitete Reformation ein. Ausnahmsweise wurde hier das Kirchengut nicht fürstliche Domaine oder die Beute von Höflingen und Juristen. Die Prälaten (Klosteräbte) dauerten fort, jedoch als protestantische Kirchenvorsteher. Das gesammte Gut der katholischen Kirche blieb beisammen und erhielt eine besondere Verwaltung. Die Kosten der Kirchen und Schulen wurden damit bestritten, das übrige Nothfällen des Landes vorbehalten.

Man hätte erwarten sollen, das mächtige Haus Habsburg werde sich den Verlust Württembergs nicht gefallen lassen und den übermüthigen Hessen wegen seines Friedensbruchs und verrätherischen Verkehrs mit Frankreich bestrafen. Aber der Kaiser hatte trotz seiner vielen Länder doch niemals eine ganz freie Hand. Damals hatte sich sogar der Papst schon wieder von ihm abgewandt und mit Frankreich verständigt, war mit Franz I. in Marseille zusammengekommen und hatte seine Nichte, Tochter des Lorenzo, die nachher so berühmt gewordene Katharina von Medici, dem zweiten Sohn des Königs, Heinrich von Orleans vermählt. In einer so zweifelhaften Stellung, gegenüber dem Papst und Frankreich durfte der Kaiser wegen Württemberg nicht mit den protestantischen Fürsten brechen und glaubte, ein kleines Opfer bringen zu können, auch um sich dadurch mit Bayern wieder auszusöhnen. So wurde denn vermittelt und durch den Vertrag zu Cadan die Wiedereinsetzung Ulrichs anerkannt, nur sollte Württemberg noch ein Afterlehen Oesterreichs bleiben.

Württemberg bildete jetzt neben Straßburg und Augsburg die Brücke vom lutherischen Norden zum Zwinglianismus in der Schweiz und Landgraf Philipp gab sich große Mühe, den früheren Bruch zwischen den beiden Religionsparteien zu heilen. Diesmal zeigte sich

auch Luther nachgiebiger und billigte die von Melanchthon aufgesetzte Wittenberger Concordienformel, worin durch eine künstliche Ausdrucksweise der Gegensatz zwischen Luthers und Zwinglis Lehre möglichst ausgeglichen wurde.

Noch in demselben Jahre, am 25. Sept. 1534, starb Clemens VII. und sein Nachfolger Paul III. aus dem Hause Farnese, schlug einen Weg ein, auf dem die Lutheraner sich noch mit den Katholiken hätten wieder vereinigen können. Er setzte nämlich nicht nur eine Commission von Cardinälen nieder, um gründliche Reformen vorzunehmen und alle anerkannten kirchlichen Mißbräuche abzuschaffen, sondern sein Rathgeber Contarini neigte sogar in der Lehre vom freien Willen sehr zu Luther. Aber die Leidenschaften waren schon zu sehr aufgeregt und das Mißtrauen unbesieglich. Jeder Sühneversuch mißlang.

Das vielgliedrige deutsche Reich war in einer fortwährenden Gährung, mit dem überwundenen Adels- und Bauernkriege die Flamme noch lange nicht gelöscht. Jetzt begann sie erst recht in den Städten aufzulodern. Hier hielten die regierenden Geschlechter meist zur alten, das gemeine Volk zur neuen Kirche. Die Unwürdigkeit einzelner Bischöfe, z. B. des Bischof Franz von Minden, der an der Lustseuche starb, mehrte den Pfaffenhaß; protestantische Fürsten hetzten die lutherischen Unterthanen gegen ihre katholischen Herren und begünstigten die Demagogie. In diesen enger begrenzten, aber zahlreichen Stadtgebieten erhitzten sich die Leidenschaften mehr als anderswo. Hier brütete der Dämon der Zeit die wildesten und phantastischesten Erscheinungen aus. Hier culminirte der Wahnsinn der Wiedertäufer. Von hier aus trat die Galle ins Blut des Protestantismus, jene hartnäckige und verbissene Zanksucht, von der hauptsächlich die städtischen Pastoren ergriffen und ihre Predigten vergiftet wurden. Denn in den kleineren städtischen Kreisen ließ sich jeder mehr gehen und steigerten sich die Zänker durch gegenseitigen Widerspruch, während in den größeren fürstlichen Territorien die einzelnen Prediger sich der lutherischen Ordnung unterwerfen und dem mächtigen Territorialherrn gehorchen mußten.

4.
Die Wiedertäufer.

Die Anhänger Luthers und Zwinglis wetteiferten mit den Katholiken in Verfolgung der Wiedertäufer, ja die Reformpartei wüthete gegen sie noch unbarmherziger als die conservative, weil sie immer den Vorwurf hören mußte, das Unwesen der Wiedertäufer sey aus der Reformation hervorgegangen. Die Wiedertäufer in Thüringen waren durch die lutherischen Fürsten im Bauernkriege ausgerottet worden, die in der Schweiz wurden durch die Zwinglianer größtentheils ertränkt, ihr Prophet Hubmaier, der nach Mähren geflüchtet war, dort mit seinem Weibe als Ketzer verbrannt, 1528. Ein Schüler Thomas Münzers, Melchior Hofmann, hatte sich nach den Niederlanden geflüchtet und verbreitete dort heimlich seine Lehre. Karl V. aber wollte um jeden Preis seine Niederlande von Ketzern rein erhalten, wie Spanien und Neapel im Gegensatz gegen die alten österreichischen Erblande, in denen sein Bruder Ferdinand, um sich nur behaupten zu können, mit der Ketzerei kokettiren mußte. Karl erließ die strengsten Verordnungen (die sog. Placate) gegen die Ketzerei in den Niederlanden, 1529. Seine Tante Margaretha starb 1530; statt ihrer wurde nun seine Schwester Maria, Wittwe des Ungarkönig Ludwig, Statthalterin der Niederlande.

Die Stadt Münster in Westphalen hatte sich schon seit 1525 gegen ihren allerdings unfähigen Bischof Friedrich von Wied empört. Es fand sich hier ein Kleeblatt von Wühlern zusammen, welches für solche Fälle als mustergültig bezeichnet werden kann. Zuerst der reiche Tuchhändler Bernhard Knipperdolling, der hier die Rolle spielte wie der Gerber Kleon in Athen und den Pöbel meisterlich haranguirte. Sodann Bernhard Rottmann, ein verdorbener katholischer Priester, der die schöne Frau des Syndicus Wiggers in Leipzig verführt und nach Vergiftung des Gatten geheirathet hatte, daher eifrig der Reformation anhing, die allein ihn vor geistlichen und

weltlichen Strafen schützte. Seine feurige Beredsamkeit riß das Volk hin; das böse Gewissen aber ließ es bei ihm nicht anders zu, als daß er seinen Eifer übertrieb und am Ende ins Extrem der Wiedertäufer fiel. Der dritte im Bunde war der Syndicus Johann von Wyk, ein heidnischer Humanist und pfiffiger Jurist, der als Vertheidiger der Volksrechte gegen den Bischof ein unentbehrlicher Mann war. Unter so tüchtigen Führern wurde das Volk nach und nach so sehr Herr, daß es alle Kirchen stürmte, alle Bilder in denselben zerstörte und den erschrockenen Bischof dahin brachte, lieber abzudanken, 1532. Sein Nachfolger, Erich von Braunschweig, starb noch in demselben Jahre. Diesem aber folgte Franz, Graf von Waldeck, welcher ein kleines Heer warb und die rebellische Stadt von außen bedrängte. Wyk vermittelte 1533 einen Frieden, konnte aber die demokratischen Dämonen, die er geweckt hatte, nicht mehr bemeistern. Der Jahre lang aufgeregte Pöbel mißtraute jeder Mäßigung. Rottmann selbst, da ihn Luther verwarf, trat offen zu den Wiedertäufern über. Unter diesen begann einer, der aus den Niederlanden gekommen war, Johann Bockelson, die erste Rolle zu spielen. Derselbe war ein Schneider aus der Stadt Leyden, der aber neben seinem Handwerk auch als Rederyker viele Verse gemacht und Fastnachtsspiele geschrieben, dazu ein wollüstiges Leben geführt hatte, dann ein fanatischer Wiedertäufer geworden war und allen andern in der Schwärmerei voranging. Mit ihm kam ein ganz neues Leben in die Stadt Münster. Wie toll rannte er durch die Gassen und brüllte: Buße, Buße, Buße! und mit ihm brüllte Knipperdolling, der sich ganz wie sein Affe geberdete. Ein ansteckender Wahnsinn erfaßte die Menge. Propheten standen auf, entzückte Mädchen sahen den Himmel offen und die Engel herabsteigen, wahrscheinlich verführt durch den Glanz der goldenen Wetterfahnen auf den zahlreichen Thürmen der engen alten Stadt. Die Weiber tobten auf den öffentlichen Plätzen umher, in Verzückung aufjauchzend, in rasenden Tänzen oder wie todt dahingestreckt. Man sah unter ihnen Nonnen, die aus den Klöstern entsprungen waren, adelige Fräulein, die sich unter den Pöbel mischten. Auch auf dem Lande verließen edle Frauen und Jung-

frauen ihre Gatten und Väter, um sich in den Strudel der Münsterischen Revolution zu stürzen, welche durch die Verheißung der vollen und ganzen Freiheit und der paradiesischen Freuden einer idealen Republik von Brüdern und Schwestern verlockte. Eine Frau von der Recke kam mit drei Töchtern, um den neuen Himmel auf Erden zu theilen. Die Stadt füllte sich so mit Weibern, daß man sie nicht mehr unterbringen konnte, zumal im harten Winter. Aber man wußte sich zu helfen. In finsterer Nacht bei heftigem Schneesturm am 27. Februar 1534 brüllte es durch die Gassen: „Heraus ihr Gottlosen!“ und wurden alle Einwohner der Stadt, die man für reactionär oder auch nur für gemäßigt hielt, halb nackt aus den Häusern geholt und zum Thore hinaus getrieben, ihre warmen Stuben und Betten aber den eingewanderten Wiedertäufern eingeräumt. So verschaffte man sich Platz. Auch der unglückliche Wyk wurde fortgetrieben und fiel draußen dem Bischof in die Hände, der ihn köpfen ließ.

Bockelson stand damals noch zurück, ohne Zweifel aus Klugheit. Knipperdolling und Krechting wurden Bürgermeister, die höchste Gewalt über alle aber übte Johann Matthison, ein Bäcker aus Harlem, der seine prophetischen Verkündigungen mit nächtlichen Orgien endete und zum Besten der Weiber, deren Zahl in Münster jetzt schon die der Männer um das sechsfache übertraf, so viel waren ihrer herbeigelaufen, die Weibergemeinschaft nicht nur für das erste Recht und die erste Pflicht seiner neuen Gemeinde der Heiligen erklärte, sondern auch nur in einer in solcher Gemeinschaft erzeugten neuen Generation die wahre Gemeinde verwirklicht sah. Damals mußten sich auch alle wieder taufen lassen, die nicht schon vorher die zweite Taufe empfangen hatten, und zwar öffentlich. Wer sich weigerte, wurde aus der Stadt gejagt. Alle Güter sollten gemein seyn, alles Gold und Geld wurde zusammengeschleppt und sieben Männern zur Verwaltung übergeben, von denen jedes Mitglied der Gemeinde, was es brauchte, empfing. Als auch alle Bücher aus der Stadt auf einen Haufen zusammen getragen wurden, sonderte Matthison nur die Bibeln aus und ließ die übrigen verbrennen. Gleiches Schicksal erlitten die musikalischen Instrumente, denn der Prophet meinte, es sey an der menschlichen Stimme genug.

Endlich hatte der Narr den Einfall, allein vor das Thor hinaus zu gehen, um die Armee des Bischofs bloß durch die ihm innewohnende Allmacht zu schlagen. Er kam nicht mehr zurück, denn des Bischofs Soldaten stießen ihn nieder.

Jetzt erst übernahm Bockelson das Prophetenamt, um den Wahnsinn seines Vorgängers noch zu überbieten. Nackt lief er durch alle Straßen und schrie: Der König von Sion ist kommen! Dann fiel er in einen tiefen Schlaf, drei Tage und drei Nächte lang, und als er wieder erwachte, glaubte das Volk, der heilige Geist rede aus ihm. Knipperdolling wurde deshalb eifersüchtig und der h. Geist sprach auch aus ihm: alles Hohe solle erniedrigt werden! Sogleich trug man alle Kirchthürme ab, konnte jedoch damit nicht fertig werden und hielt es am Ende für zweckmäßiger, auf die abgekuppten Thürme Kanonen zu stellen, aus denen man hinaus ins bischöfliche Lager schoß. Um den eitlen Knipperdolling zu demüthigen, befahl ihm kraft des h. Geistes der Schneider, Scharfrichter der Gemeinde zu werden. Die Bürgermeister hörten nun auf und die Gewalt kam an 12 s. g. Aelteste des Volks Gottes, mit deren Hülfe der Prophet die Gemeinde organisirte. Arbeit und Genuß wurden gleichmäßig vertheilt. Alle Männer speisten gemeinschaftlich und eben so die Weiber. Jeder mußte arbeiten oder kämpfen, dafür wurde er aber gekleidet und gespeist. Alle waren gleich gekleidet, grau zur Erinnerung des Todes, grün zur Erinnerung der Wiedergeburt, die dritte Farbe dieser wiedertäuferischen Tricolore war die der Unschuld der Kinder Gottes. Als solche trugen sie alle weiße Kappen. Dazu trug jeder einen goldenen Ring als Zeichen einer allen gemeinschaftlichen Ehe. Der neue Prophet Johann wich inzwischen von der allgemeinen Weibergemeinschaft seines Vorgängers ab und ließ nur die Vielweiberei nach dem Muster der jüdischen Altväter und des König Salomo gelten. Alle Ehen wurden aufgelöst und nur nach Belieben geschlossen. Das war denn doch manchem zu toll und es erhob sich Widerstand unter Leitung des Schmiedes Mollenhöck. Der Prophet wurde einen Augenblick gefangen, aber von den wüthenden Weibern wieder befreit, Mollenhöck mit 66 Bürgern von

Knipperdolling geköpft. Alles nahm nun Weiber nach Belieben; wollte sich eine Ehefrau nicht fügen, schlug man ihr den Kopf ab. Johann von Leyden selbst nahm auf der Stelle 17 Weiber, unter denen Matthisons Wittwe, die schöne Divara, die vornehmste war, 1534. Nur die übergetretenen Pfaffen, die s. g. Geschorenen, mußten sich gefallen lassen, daß man ihnen die ältesten und häßlichsten Weiber aufzwang. Man trieb überhaupt viel Spott. Das abscheulichste Schauspiel war eine öffentliche Verhöhnung der Messe mit einem Katzenopfer und obscöner Elevation.

Nun trat ein neuer Prophet auf, Dusentschuer, und verkündete den himmlischen Befehl, Johann solle König über den ganzen Erdkreis werden. Niemand wagte zu widersprechen, der Schneider nahm die neue Würde an, nannte sich „König der Gerechtigkeit überall,“ prunkte in Gold und Silberstoff mit Purpur gefütterten Aermeln daher und trug am Halse eine goldene Weltkugel, durch die zwei Schwerter gingen. Die Zeitgenossen schildern ihn als einen schönen Mann, der alle Weiber bezauberte. Er war aber auch tapfer und ließ es an nichts fehlen, um die Stadt wirksam zu vertheidigen. Die tolle Weiberwirthschaft in Münster verlockte Herren und Ritter aus der Nähe und Ferne, sich in das Lager des Bischofs zu begeben, um den, wie sie glaubten, lustigen Feldzug gegen die Wiedertäufer mitzumachen, und die Lutheraner wetteiferten darin mit den Katholiken. Aber sie wurden, so oft sie die Stadt stürmten, mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen. Die Weiber zeigten sich auf den Mauern in großer Zahl sehr muthig und goßen siedendes Oel und Pech auf die Stürmer herab. Nach dem Siege wurde in der Stadt ein großes Abendmahl gefeiert, wobei Johann das Brod, Divara als Königin den Wein austheilte. Nachher schickte man Prediger aus den Thoren, um den ganzen Erdkreis zu bekehren. Sie wurden draußen aufgefangen. Dies hinderte aber den König nicht, zwölf Herzoge zu ernennen und Deutschland unter sie zu vertheilen.

Er hoffte auf bewaffnete Hülfe aus Holland und Friesland, wo sich die zahlreichen Wiedertäufer wirklich zusammenschaarten. Aber die eine Schaar unter dem Propheten Schomacker wurde von kaiser-

lichen Truppen vernichtet, eine andere, die auf dreißig Schiffen über den Zuyder-See fuhr, aufgefangen und ertränkt. Noch einmal sammelte sich eine Schaar in Amsterdam unter Johann van Geel, wurde aber in der Stadt selbst nach heißem Kampfe aufgerieben, im Mai 1535. So blieb Münster ohne Hülfe, wurde immer enger eingeschlossen und hatte keine Lebensmittel mehr. König Johann jagte alle alten Männer und Weiber, die nicht mitkämpfen konnten, aus der Stadt; der Bischof nahm sie aber nicht eher auf, bis sie wieder zum katholischen Glauben schwuren, und ließ die Widerstrebenden hinrichten. Elisabeth, eine der Frauen des Königs, konnte den Jammer nicht länger mit ansehen und flehte, die Stadt verlassen zu dürfen, da schlug ihr der wahnsinnige König eigenhändig den Kopf ab und tanzte auf offenem Markt mit seinen andern Weibern um ihre Leiche. Aber der Hunger war nicht mehr auszuhalten. In der Stadt entspann sich Verrath und während eines Gewitters in der Johannisnacht 1535 drangen auf einem heimlichen Wege 400 Söldner in die Stadt ein. Obgleich in den Betten überrascht, stürzten die Wiedertäufer doch bewaffnet von allen Seiten herbei, schlossen die Söldner in einer engen Gasse ein, sperrten alle Thore zu und besetzten die Mauern. Aber ehe es noch Tag wurde, öffnete Verrath den Truppen des Bischofs doch einen Weg und sie brachen in hellen Haufen herein. Die Wiedertäufer, obgleich durch langen Hunger abgemattet, wehrten sich verzweifelt und kamen größtentheils um. So auch Rottmann. Von den Häuptern ließen sich nur König Johann, Knipperdolling und Krechting gefangen nehmen. Diese drei wurden in eiserne Käfige gesteckt und ein halbes Jahr lang im deutschen Lande herumgeführt, um den Fürsten, die sie sehen wollten, gezeigt zu werden. Dann brachte man sie nach Münster zurück, wo sie unter den ausgesuchtesten Martern den Tod litten. Die Königin Divara und die übrigen compromittirten Gefangenen wurden enthauptet.

Damit nahm das Reich der Wiedertäufer ein Ende und der Bischof führte in Münster wieder den strengsten Katholicismus ein, der bis auf unsere Tage gedauert hat.

5.

Die Revolution in der Hansa.

In den reich bevölkerten Hansestädten nahm die Reformation gleichfalls einen revolutionären Charakter an. Die regierende Aristokratie der Kaufleute hing der alten Kirche an, das gemeine Volk aber, durch lutherische Prediger aufgereizt, verlangte mit dem Evangelium zugleich „christliche Freiheit," d. h. die Demokratie. Im J. 1528 waren in Lübeck die Schriften Luthers noch durch den Henker verbrannt worden, aber zwei Jahre später stand das Volk auf, klagte die Stadtjunker der Geldverschleuderung und Bedrückung an und forderte Rechnung. Der eingeschüchterte Rath hoffte sich durchzuhelfen, indem er die Religion freigab. Da wurde durch das Volk augenblicklich der ganze alte Gottesdienst abgeschafft, es begnügte sich aber nicht damit, sondern bedrängte den Rath so hart, daß der Bürgermeister Brömser die Flucht gab, 1530. Nun wurde der alte Rath vertrieben, bemächtigten sich die Handwerker des Regiments und wählten den Jürgen Wullenweber zum Bürgermeister. Der war vorher nur ein armer Kaufmann gewesen, aber der kühnste Demagoge, den die Revolutionen jener Zeit hervorgebracht haben. Indem er sich sogleich über die kleinen Lokalinteressen erhob, faßte er seine Stellung als Präsident des gesammten Hansabundes auf, weil der jeweilige Bürgermeister von Lübeck, welches der Vorort des Bundes war, auch alle Bundesangelegenheiten leitete. In diesem die Lage beherrschenden Amte behauptete er sich, weil in fast allen andern Hansestädten die alten Räthe durch ähnliche Revolutionen gestürzt wurden und die neuen Räthe ein Interesse hatten, sich an Lübeck anzuschließen. Wullenweber dachte aber nicht bloß daran, die Hansa zusammenzuhalten, sondern er wollte derselben auch einen neuen Glanz geben und ihre Macht durch eine große Umwälzung des Nordens für immer befestigen.

Kurz vorher hatte die Hansa sich angestrengt, um die Union

von Calmar zu sprengen und die drei skandinavischen Reiche, deren Einheit ihr so gefährlich war, wieder von einander zu reißen. Lübeck und sämmtliche an der Ostsee gelegene Hansestädte unterstützten daher die Oppositionsparteien, die sich unter Gustav Wasa in Schweden und unter Herzog Friedrich von Holstein gegen die einheitliche Gewalt des bösen Christiern erhoben hatten. Es gelang ihnen, 1523 Christiern zu vertreiben. Deutsche Landsknechte, welche Stockholm besetzt hatten, übergaben diese Hauptstadt dem Gustav Wasa, der sich in Anwesenheit und unter dem Schutze „der Herren von Lübeck" zum König von Schweden krönen ließ. Christiern suchte sich wenigstens in Dänemark zu halten, indem er dem gemeinen Volke schmeichelte und die Reformation begünstigte. Aber die Lübecker zerstörten seine Flotte und halfen ihn auch aus Dänemark vertreiben, wo der Holsteiner Friedrich gleichfalls unter ihrer Protection zum König gekrönt wurde. Christiern bat Luther, bat den Kaiser um Schutz, erhielt ihn aber wirklich nur von der Hansa, sofern es diese ihrem Interesse gemäß fand, ihm Norwegen zu lassen, 1532. Die Absicht der Hansa ging nur dahin, die drei Reiche getrennt zu halten, Christiern aber wurde unterwegs von den Dänen gefangen, und Friedrich und Gustav Wasa verbanden sich sogar gegen die Hansa und weil ihre Flotten damals derselben noch nicht gewachsen waren, zog Friedrich die Niederländer ins Interesse und öffnete ihnen den Sund zum freien Handel in der Ostsee.

Wullenweber war der Mann, dieser nordischen Combination zu trotzen. Es kam ihm zu statten, daß 1533 Friedrich starb, worauf er sogleich den Entschluß faßte, den gefangenen Christiern zu restauriren und vorläufig in seinem Namen Dänemark zu revolutioniren. Der Reichsrath, Klerus und Adel daselbst waren gegen Christiern, hatten aber auch Friedrichs Neuerungen mißbilligt und bestritten seinem Sohn Christian III. die Thronfolge. Wullenweber hetzte nun Bürger und Bauern gegen diese höheren Klassen im Namen der christlichen Freiheit und hieß sie neben der Reformation die Volksfreiheit fordern. Verschwörungen in den Städten Dänemarks unter-

stützten ihn, wobei der Bürgermeister Bogbinder in Copenhagen besonders thätig war. Eine große Unterstützung fand Wullenweber sodann an seinem Freunde Marx Meyer. Dieser merkwürdige Abenteurer, der als einer der schönsten Männer der Zeit geschildert wird, war aus niederem Stande, hatte zuerst das Ankerschmieden gelernt, ging nachher unter die Landsknechte, zeichnete sich unter Schertlin im Türkenkriege aus und kehrte als ein schon berühmter Krieger nach Lübeck zurück, wo man ihn zum Stadthauptmann erhob. Die Niederländer hatten sich durch die Oeffnung des Sundes verlocken lassen, alsbald eine Flotte abzuschicken, der sich eine englische zugesellte, weil Heinrich VIII. damals gerade mit dem Kaiser gut stand. Meyer segelte ihnen mit einer lübischen Flotte entgegen, um sie vom Sunde fern zu halten, wurde aber durch Stürme an die englische Küste verschlagen, wo man ihn gefangen nahm und in den Tower brachte, um ihn als Seeräuber aufzuhängen. Er wußte jedoch mit unwiderstehlicher Beredsamkeit den König von England so sehr auf andere Gedanken zu bringen, daß ihn derselbe zum Ritter schlug, mit einer schweren goldenen Kette beschenkte und mit Gnaden überhäufte. Denn Meyer machte ihm klar, daß es im englischen Interesse liege, sich mit der Hansa sowohl gegen die nordischen Staaten, als gegen die Niederländer zu verbinden.

Nachdem Meyer dieses Meisterstück in London gemacht hatte, schickte ihn Wullenweber nach Schweden, um dort ein ähnliches zu vollbringen. Er sollte nämlich den jungen Sture als Gegenkönig ausrufen, um den Wasa zu verdrängen. Das gelang aber nicht, weil Sture sich gar zu unfähig zeigte.

Dagegen übernahm Christoph, Graf von Oldenburg, ein Vetter Christierns, die Feldherrnstelle aus Wullenwebers Hand und führte ein von der Hansa geworbenes Heer nach den dänischen Inseln hinüber. Da bot der dänische Adel dem Christian III., der bisher nur als Graf in Holstein anerkannt war, die Krone an und dieser zeigte sich willig, wurde aber von Wullenweber durch einen Einfall ins Holsteinische beschäftigt. Unterdeß erhob sich das gemeine Volk in Dänemark, Adel und Klerus wurden vertrieben und

Christoph im Triumph nach Copenhagen eingeholt, wohin sich auch Wullenweber selbst begab, um die skandinavischen Dinge zu regeln. Unterdeß aber bot Christian alle seine Kräfte auf und trieb nicht nur die Hanseaten aus Holstein hinaus, sondern legte sich auch selber dicht vor die Stadt Lübeck und beschädigte deren Gärten und Landhäuser, wohl wissend, daß er damit den reichen Bürgern an der empfindlichsten Stelle beikam. Die Reichen murrten, die alte Aristokratie trat wieder hervor und auf den Kanzeln hörte man Predigten im echt lutherischen Styl, die Plage der Stadt sey eine gerechte Strafe Gottes, weil der gemeine Mann sich gegen die ihm von Gott gesetzte Obrigkeit empört habe. Wullenweber kam eilig aus Copenhagen zurück, aber ohne die Truppen, sah sich zu schwach und machte Concessionen. Um zunächst Lübeck zu befreien, schloß er mit Christian, sofern derselbe Graf von Holstein war, Frieden und setzte den Krieg mit ihm nur in Dänemark fort, sofern er dort als Rival Christophs auftrat. Eine Halbheit, die dem armen Wullenweber den Untergang bringen mußte. Das Vertrauen in seine Macht war erschüttert. Christian bemächtigte sich Jütlands und schlug die dänischen Bauern. Helsingborg, worin Marx Meyer befehligte, wurde durch Verrath dem Holsteiner geöffnet. Lange wehrte sich Meyer in der brennenden Stadt, wurde aber endlich überwältigt. Man führte ihn nach Vardbierg, aber auch hier glückte seinem Genie die Rettung. Er gewann die Besatzung, vertrieb den Commandanten und bemächtigte sich selbst des Schlosses. Wullenweber sollte nun die hanseatische Macht verstärken, um seinen Oldenburger wirksam gegen den Holsteiner zu unterstützen, und sollte auch zugleich die Opposition, die sich in Lübeck gegen ihn erhoben hatte, niederhalten. In der Noth wandte er sich an Herzog Albrecht von Mecklenburg, der auch wirklich Copenhagen zu Hülfe zog, sich aber mit Christoph nicht vertrug und bei Assens von Christian geschlagen wurde, 1535. Hier fochten auf beiden Seiten deutsche Söldner. Zu gleicher Zeit schlugen die Deutschen einander auf der See todt, alles zum Besten der dänischen Aristokratie, denn der neue Herzog Albrecht von Preußen schickte der dänischen Flotte zahlreiche preußi-

sche Schiffe zur Verstärkung, um die lübischen von Copenhagen zu vertreiben. Auf der Flotte der Hansa selbst entspann sich Verrath, denn viele Schiffsführer gehörten der Aristokratie an und hatten mehr Lust, den verhaßten Wullenweber zu stürzen, als die Dänen zu bekriegen. Sie ließen sich also auf offener See schlagen. Wie zu Lübeck selbst, so erhob sich auch in andern Städten wieder die aristokratische Partei, sonderlich in Hamburg, das immer auf Lübeck eifersüchtig war. Die Opposition schrieb einen großen Hansatag in Hamburg aus.

Wullenweber hatte den Muth, dort zu erscheinen und zu seinem unsterblichen Ruhme das große deutsche Nationalinteresse gegen das spießbürgerliche Junkerthum und gegen den stattskirchlichen Servilismus scheinheiliger lutherischer Pastoren großherzig zu vertheidigen. Er mahnte die Hanseaten an den Zweck und an die erfolgreiche Geschichte der Hansa. Er forderte sie auf, mit vereinter Kraft den Krieg fortzusetzen, denn wenn sie duldeten, daß ein Dänenkönig gegen den Willen der Hansa gewählt würde, so sey es auch mit ihrer Seeherrschaft zu Ende. Aber er redete zu tauben Ohren, denn der persönliche Haß der Junker und Pastoren ließ keine vernünftige Ueberlegung, noch viel weniger einen hohen patriotischen Aufschwung zu. Es war in den Tagen, in welchen die Volksherrschaft in Münster ihr klägliches Ende nahm. Das Junkerthum jubelte, der Volksrath in Lübeck wurde vertrieben, der alte Brömser im Triumph zurückgeführt, Wullenweber auf dem Gebiet des Erzbischof von Bremen ergriffen und an den Herzog Heinrich von Braunschweig ausgeliefert. Die Hansa schloß sogleich mit Dänemark Frieden, opferte Wullenwebers Candidaten Christoph auf und erkannte den Holsteiner Christian, ihren bisherigen Feind, als König von Dänemark an.

Die wiederhergestellten aristokratischen Räthe der Hansa gingen in ihrer Vaterlandsvergessenheit soweit, den neuen König Christian aufzufordern, er möge seine Klagen gegen Wullenweber formuliren, damit man diesen desto bequemer richten und strafen könne. Der grausame Herzog von Braunschweig hatte sich bereits das Privat-

vergnügen gemacht, den Unglücklichen zu dreienmalen bis auf den Tod foltern zu lassen. Jetzt wurde erst in Lübeck der eigentliche Prozeß gegen ihn eröffnet, wobei man ihm die unsinnigsten Dinge schuld gab, an die er nie gedacht hatte. Bald sollte er ein Wiedertäufer seyn, bald habe er sich und seine Freunde zu Königen des Nordens machen wollen. Endlich schlug man ihm den Kopf ab. Marx Meyer hielt sich noch auf seiner Burg und capitulirte endlich, da ihm die Dänen freien Abzug sicherten. Sie brachen ihm aber das Wort. Er wurde gefangen, grausam gefoltert und endlich geviertheilt. Zu der nämlichen Zeit wurden lübische Schiffe von den Schweden weggenommen und nicht mehr zurückgegeben. Das alles ließ sich jetzt die Hansa gefallen, weshalb Hans Regkmann ein klägliches Lied sang mit dem Schlusse:

Die von Lübeck mögen in allen Tagen
Den Tod Herrn Jörg Wullenwebers beklagen.

Als nicht lange nachher der Dänenkönig Friedrich II. die bürgerliche Freiheit in Dänemark und auch die uralte Freiheit des kleinen Volks der Dithmarschen unterdrückte, hätte die Hansa Einsprache thun sollen. Die Sache des Volks war die ihrige. Das deutsche Element nicht durch das dänische unterdrücken zu lassen, war eine dringende Forderung gesunder Hansapolitik. Aber die jetzt in den Hansestädten herrschend gewordene verrottete Aristokratie dachte volksfeindlich. Die Boten von Lübeck mit ihren ungeschickten und treulosen Vermittlungsversuchen dienten nur dazu, den Muth der Dithmarschen zu lähmen und sie uneins zu machen, indem ein Theil dem falschen Frieden traute, während der andere sich tapfer vertheidigen wollte. So gelang es dem Dänenkönig, als er 1559 mit einer großen Armee über ihre Dörfer herfiel, eins nach dem andern zu unterwerfen. Nur eine muthige Schaar unter dem tapfern Junge Rhode stritt des alten Ruhmes der Dithmarschen würdig bei Haide, unterlag aber zuletzt der Uebermacht.

6.

Die Mediceer.

Von weltgeschichtlicher Bedeutung war damals die Verbindung, die sich zwischen dem königlichen Hause der Valois und den Mediceern anknüpfte. Die letzteren waren aus Florenz vertrieben worden, hatten aber, indem sie zweimal unter Leo X. und Clemens VII. den päpstlichen Stuhl einnahmen, Gelegenheit gefunden, ihre Familie in der Herrschaft über Toscana wiederherzustellen. Ueberhaupt blieben sie auch als Päpste ihrer Familienpolitik getreu, welche die heidnische Gesinnung und Bildung der Renaissance der Kirche des Mittelalters, die italienische Nationalität dem deutschen Kaiserthum, und fürstliche Tyrannengewalt dem germanischen Princip der Volksvertretung entgegensetzte.

Der unwürdige Peter von Medici hatte Florenz verloren, sein Sohn Lorenzo gewann es aber 1513 wieder mit Hülfe seines Oheims, Leo X., der ihn auch schon zum Herzog von Urbino, einem Vasallenthum im Kirchenstaate, gemacht hatte. Dieser Lorenzo, der die Laster seiner Familie theilte, starb schon 1519 an der Lustseuche und hinterließ nur eine, in demselben Jahr geborene Tochter, Katharina. Nun hatte aber des ältern s. g. großen Lorenzo Bruder Julian einen Bastard hinterlassen, Julius, der Cardinal und als Clemens VII. Papst wurde, und dieser hatte selber einen Bastard, Alexander, den er jetzt für den Bastard des jüngern Lorenzo und für einen Bruder Katharinas ausgab und dadurch für würdig erklärte, das Herzogthum Toscana in Besitz zu nehmen. Als aber das deutsche Heer im J. 1517 Rom eroberte und den Papst gefangen nahm, hatten die Florentiner nicht länger Lust, sich den ihnen aufgedrungenen Herrn gefallen zu lassen, und eine Volkspartei erhob sich im alten Geist Savonarolas, geführt von dem Prediger Bartholomeo von Faenza und von dem neugewählten Gonfaloniere (Oberzunftmeister) Capponi. In der Stadt aber bekämpften sich eine kaiser-

liche und eine französische Partei, während Jesus Christus als der alleinige Lehensherr verkündigt wurde. Philibert von Oranien sollte im Auftrag des Kaisers Florenz einnehmen, aber die Pest kam über die Stadt und das Heer und er selber starb im Lager, 1530. Nachher wurde viel und geschickt von Seiten des Papstes unterhandelt, so daß Alexander vom Kaiser als Herzog von Toscana belehnt wurde und auch Frankreich ihn anerkannte, indem die junge Katharina mit dem Herzog Heinrich von Orleans vermählt wurde, 1533.

Alexander war noch jung, aber durch Ausschweifungen schon gänzlich verdorben. In Sünden von einem Papst erzeugt, trug er den Fluch der Geburt in all seinem Thun und Wesen. Grenzenlos war seine Wollust und die Frechheit, mit der er die edelsten Damen brüskirte und damit noch prahlte. Peters Sohn Lorenzo, der rechtmäßige Erbe von Toscana, war ohne Sohn gestorben, aber Peters und Leos X. Bruder Julian hatte einen Sohn, Hippolyt, hinterlassen, den man zum Cardinal gemacht hatte. Dieser besser zum Erbe berechtigte Herr war nicht mit Unrecht äußerst unzufrieden mit dem jungen Schwein, das sich auf dem schönen Thron Toscanas wälzte, und ließ sich in Verbindung mit der Familie Strozzi ein, die dem Alexander entgegenwirkte. Alexander aber entledigte sich des Cardinals rasch durch Gift, 1536. Gleichwohl fand sich Kaiser Karl V. durch sein politisches Interesse bewogen, diesem Alexander seine natürliche Tochter Margaretha zu vermählen, noch in demselben Jahre. Aber schon im folgenden wurde Alexander von seinem Vetter Lorenzino umgebracht, der sich dadurch die Nachfolge zu verschaffen hoffte und sich beeilte, damit dem Alexander nicht vorher von Margarethen ein Erbe geboren würde. Dieser Lorenzino hatte schon einmal den Papst Clemens umbringen wollen, weil derselbe den Alexander so sehr begünstigte, fand es aber gerathener, sich dem letztern anzuschmeicheln, um ihn desto bequemer aus der Welt schaffen zu können. Indem er ihn als Kuppler zu einer schönen Dame zu bringen vorgab, lockte er ihn in das Innere eines Hauses und brachte ihn um. Man hielt ihn für halbtoll. Unter anderem schlug er ein-

mal einer Menge antiker Statuen, die Clemens mit großer Mühe gesammelt hatte, die Köpfe ab. In dieser Tollheit lag wohl Methode, wenigstens eine treffende Ironie. Was brauchte ein Oberhaupt der Christenheit die heidnischen Götzen wieder zur Verehrung aufzustellen!

Lorenzino erreichte seinen Zweck nicht, denn man zog ihm den besonneneren Cosmo vor, obgleich derselbe in einem weiteren Verwandtschaftsgrade stand. Nun erhoben die Strozzi wieder Opposition, wurden aber vertrieben, und ihr Haupt Philippo entzog sich der Hinrichtung durch Selbstmord, 1538. Der Kaiser begünstigte Cosmo und vermählte seine Tochter, Alexanders Wittwe, Margaretha, mit dem Enkel Pauls III., Octavio Farnese. Die Strozzi verbanden sich unterdeß mit dem türkischen Corsaren Haireddin Barbarossa zu Plünderungen der toscanischen Küste und dann noch wirksamer mit Frankreich, allein der Kaiser behielt die Oberhand und so blieb auch das Herzogthum der Mediceer geschützt.

Ungleich wichtiger war die Verpflanzung des mediceischen Geistes nach Frankreich. Franz I. war der erste große Förderer der Renaissance in Frankreich und zwar ganz nach dem mediceischen Muster. Die Vermählung seines zweiten Sohnes Heinrich mit der jungen Katharina von Medici war nur der Ausdruck einer Sympathie, die auch ohne diese Hochzeit vorhanden gewesen wäre. Der König begriff nämlich sehr gut, daß der deutsche Kaiser immer im Vortheil bleiben würde, so lange die ganze christlich-germanische Basis, auf der das Mittelalter ruhte, nicht erschüttert sey, und daß dieselbe nur erschüttert, zerstört und zersetzt werden könne durch eine neue heidnisch-römisch-gallische Basis, wie sie bereits im Reiche der Mediceer vollendet war. Er nahm also aus Italien classische Gelehrsamkeit, classischen Geschmack herüber und überschwemmte Frankreich mit Renaissance. Besondere Beachtung verdient, daß er eine Menge griechischer und römischer Classiker ins Französische (wenn auch nur rasch und nicht sehr kritisch) übersetzen ließ, um ihre Kenntniß zu verbreiten und die classische Bildung möglichst allgemein zu machen. So ließ er auch Colonnas architektonischen Roman über-

setzen (der vierzehn italienische und französische Auflagen erlebte). Auch berühmte Künstler ließ er aus Italien kommen, um im Renaissancestyl zu bauen und Schlösser, Lusthäuser, Kirchen mit Bildern der italienischen Schule zu schmücken. So bestellte er sich den berühmten Leonardo da Vinci. Serlio baute ihm die geräumigen Schloßgebäude zu Fontainebleau und Rosso schmückte sie ihm mit Fresken aus, die in antikisirenden Allegorien die Tugenden und Schicksale des Königs darstellten und zu denen später Primaticcio noch eine große Menge Bilder aus der antiken Mythologie darstellte zu Ehren und unter Anleitung der berüchtigten Diana von Poitiers, der Maitresse erst Franz I., dann seines Sohnes und Nachfolgers Heinrichs II.

Franz I. hatte in der Zeit des ersten Friedens mit dem Kaiser dessen Schwester Eleonora geheirathet, gab sich aber einer Maitresse nach der andern hin und sein Hof war wie der glänzendste Europas, so auch der lüderlichste. Nur eine edle Verführte kennt die Geschichte jenes französischen Hofes, die Gräfin Francisca von Chateaubriand, von welcher der König die ihr früher geschenkten Schmucksachen zurückzufordern die Schamlosigkeit hatte. Sie schickte ihm alles goldene Geschmeide zurück, aber zu einem Klumpen eingeschmolzen. Später war das Herz des Königs zwischen der schon genannten Diana, die zur Herzogin von Valentinois ernannt wurde, und der Anna von Pisseleu, Herzogin von Estampes, getheilt. Beide Damen standen an der Spitze zweier großer Hofparteien. An Diana schloß sich der nach des Dauphin Franz Tode selbst zum Dauphin avancirte Heinrich an und dessen jüngerer Bruder, jetzt Herzog von Orleans, an die Estampes und jede der Damen gewährte dem Sohn dieselbe Gunst wie dem Vater. Alle Minister, Großen des Reichs, Generale ꝛc. hingen der einen oder anderen an und intrigirten gegen einander, verfolgten und verdrängten sich um die Wette. Noch nie war in Frankreich ein solches Durcheinander am Hofe gewesen.

Mitten in diesen Intriguen lebte Katharina von Medici als Gemahlin des jungen Heinrich, von dessen Maitresse an Ansehen überragt, und mußte daher auch hier, wie früher in Italien, sich

in der Geduld üben, sann aber darauf, sich die Zukunft zu sichern und wurde beschuldigt, den Tod des Dauphin Franz im J. 1536 durch Gift veranlaßt zu haben, damit ihr Gatte Thronerbe und sie dereinst Königin werde.

7.

Karls V. vielerlei Sorgen.

Karl V. sollte Spanien hüten und zugleich Italien und Deutschland nie aus dem Auge verlieren. Er sollte einen nur selten unterbrochenen Kampf mit den Franzosen und Türken bestehen und zugleich zwischen dem Papst und den Protestanten so geschickt balanciren, daß jener durch diese, diese durch jenen genöthigt wurden, ihm zu willfahren. Das war zu viel Arbeit auf einmal und der Kaiser konnte unmöglich damit fertig werden. Wir sehen ihn daher bald im Westen, bald im Osten, bald im Süden, bald im Norden, an allen Grenzen umherfliegen, wie eine Spinne, der man von allen Seiten das Netz zu zerreißen unternimmt, rasch hin- und herläuft, um es überall, wenn auch nur nothdürftig, wieder zu flicken. Man muß des Kaisers zähe Ausdauer bewundern, aber etwas Großartiges lag nicht in seinem Thun.

Er hatte von seinem Großvater Ferdinand von Aragonien die überseeische Politik geerbt und wollte die Nordküste Afrikas, auf der seine Spanier schon einmal festen Fuß gefaßt hatten, nicht fahren lassen. Dagegen ließ es sich Sultan Soliman II. um so mehr angelegen seyn, ihm dieselbe und überhaupt die Seeherrschaft im Mittelmeer zu entreißen und gebrauchte dazu einen kecken Seeräuber, Haireddin Barbarossa, der sich in Algier befestigte, sich auch zum Herrn von Tunis machte und die italienischen und spanischen Ufer plünderte. Einen so lästigen Nachbar wollte Karl V. um jeden Preis los werden und der erste Preis, den er darum zahlen mußte, war das Herzogthum Württemberg. Denn um den Seekrieg bestehen zu können und im Rücken gedeckt

zu seyn, mußte er dem verwegenen Landgrafen von Hessen seinen Handstreich verzeihen. Karl rechnete auf den unübertrefflichen Admiral, den großen Genuesen Andreas Doria, der sich ihm ganz hingegeben hatte, vertraute ihm die Führung seiner Flotte an, zog selbst mit vor Tunis und eroberte diese Stadt mit Sturm, am 21. Juli 1535. Nach einem schrecklichen Gemetzel in der Stadt, in der 30,000 Einwohner umgekommen seyn sollen, mußte sich der Sieger aber schon wieder zurückziehen, weil ihm Frankreich mit Krieg drohte.

Franz I. hatte mit dem schwachen kränklichen Herzog Franz Sforza in Mailand intriguirt, sein nicht offiziell anerkannter Gesandter daselbst aber, Merveilles, war ermordet worden. Dieser Mord wurde nun zwar nicht unmittelbar von Frankreich gerächt, Franz I. bereitete sich aber beim bald zu erwartenden Tode des letzten Sforza vor, sich der Lombardei zu bemächtigen und suchte vorerst festen Fuß in Savoyen zu fassen, indem er gegen den Herzog Karl daselbst Ansprüche auf einige ihm wohlgelegene Bezirke erhob, die er angeblich von seiner Mutter Louise geerbt habe. Zu derselben Zeit war Savoyen von der Schweiz her bedroht. Unter dem Vorwand, ihre reformirten Glaubensbrüder zu schützen, rissen die Berner das ganze schöne Waadtland an sich und halfen der Stadt Genf, sich zu einer unabhängigen Republik zu erklären. Nachdem hier schon seit 1527 Wilhelm Farel reformirt hatte, aber mehrmals ausgewiesen worden und wieder zurückgekehrt war, wurde der katholische Gottesdienst 1535 förmlich abgeschafft. Fortan that sich Calvin daselbst als geistlicher Dictator hervor, mußte jedoch auch noch einmal die Stadt verlassen und konnte erst 1541 seine Gewalt wiedererlangen.

Es war hohe Zeit für den Kaiser, Italien zu beschützen. Er kehrte von Tunis zurück und ging über Rom, wo er im April 1536 von Paul III. glänzend empfangen wurde. Zugleich hatte er in Deutschland werben lassen und Bayern, schwer bedroht durch das schmalkaldische Bündniß, hielt zu ihm. So sammelte sich ein großes kaiserliches Heer in Italien, vor dem die Franzosen scheu zurückwichen. Karl aber wurde zu kühn und befahl unvorsichtig seinem Heer, in die Provence einzufallen, ein Unternehmen, welches schon früher miß-

glückt war und wiederholt auch später mißglückte. Jedes feindliche Heer nämlich, welches über die Alpen ins südliche Frankreich eindringt, schneidet sich selbst den Rückweg ab, wenn Regen oder Winterkälte die Berge unzugänglich machen, findet vor sich eine feindselige Bevölkerung und feste Plätze, die eine lange Belagerung aushalten können, und muß jedesmal zurückweichen, sobald sich ein französisches Heer in seiner Flanke sammelt und ihm den Rückweg zu verlegen droht. So wurde auch diesmal das kaiserliche Heer unter Leyva, den damals auch der Herzog von Alba begleitete, nachdem es schon über Arles hinaus vorgedrungen war, durch ein französisches Heer unter Montmorency zum schleunigen Rückzug gezwungen und erlitt großen Verlust. Nachher wurde der Krieg nur lässig fortgesetzt. Man kämpfte auch in den Niederlanden. Hier führte der Graf von Nassau die Kaiserlichen an, konnte Peronne nicht einnehmen, siegte jedoch bei Teroanne. Franz I. sah ein, daß er trotz aller Anstrengung am Ende doch gegen die überlegene kaiserliche Macht die Lombardei, wo Sforza unterdeß 1535 gestorben war, nicht würde behaupten können und neigte sich zum Frieden. Er, der Kaiser und Papst, kamen 1538 in Nizza zusammen und vertrugen sich wieder, die Lombardei blieb dem Kaiser, der auch das päpstliche Haus Farnese durch besondere Gnaden gewann.

Schon aber wartete eine neue Sorge auf den Kaiser. In Flandern hatte sich die volkreiche Stadt Gent wegen ungebührlicher Abgaben erhoben, 1539. Karl V. wagte es, nachdem er den Herzog von Orleans durch die Hoffnung, ihm Mailand abzutreten, geködert hatte, mitten durch Frankreich nach den Niederlanden zu reisen und einen Besuch in Paris abzustatten. Als ihm Franz I. seine Schätze und Kunstwerke zeigte, soll Karl gesagt haben, er habe in Augsburg einen Weber (Fugger), der all das baar bezahlen könne. Franz I. soll einen Augenblick geschwankt haben, ob er nicht den Kaiser festhalten müsse, sey aber durch die Herzogin von Estampes begütigt worden, der der Kaiser, als sie ihm das Waschbecken reichte, einen kostbaren Diamantring im Wasser zurückließ. Es ist einfacher, wenn man annimmt, Franz I. wollte sich an ritterlicher Großmuth nicht übertreffen lassen. Karl V. kam wohlbehalten nach den Niederlanden,

schloß Gent ein und unterwarf es mit Gewalt; 26 Rädelsführer des Aufruhrs wurden geköpft, 1540.

In der Zeit, in welcher Karl vor Tunis, in Italien und in den Niederlanden beschäftigt war, hatte sein Bruder Ferdinand genug mit den Türken zu thun. Diese setzten ihre Einfälle und Zapolya seine Opposition fort. Am 1. Nov. 1537 unterlag Katzianer in einer großen Schlacht bei Essek. Seine ungarische Reiterei, wegen Soldmangels empört, ritt davon. Er eilte ihr nach und kam nicht wieder. Nur der tapfere Graf Ladrone mit den deutschen Landsknechten focht ruhmvoll fort, obgleich er schon verwundet war, so daß die Türken selbst, seine Tapferkeit ehrend, ihn baten, aufzuhören und sich zu ergeben. Katzianer wurde gefangen gesetzt, obgleich er vielleicht unschuldig war, entkam und knüpfte verrätherische Verbindungen mit den Türken an, wurde aber auf dem Schlosse Sigeth von Niclas Zriny, Ban von Croatien, bei einem Gastmahl getödtet. Zapolya, alt und kränklich und von dem stolzen Sultan immer hintangeschoben, suchte sich jetzt mit Ferdinand auszusöhnen und sie schlossen wirklich Frieden unter der Bedingung, daß nach Zapolyas Tode ganz Ungarn an Ferdinand fallen solle. Zapolya ließ es sich indeß beigehen, im 52. Jahre noch einmal zu heirathen und zwar Isabella, die Tochter Sigmunds von Polen, die ihm noch einen jungen Sohn gebar. Als er nun 1540 starb, wurde der Vertrag nicht erfüllt, Isabella behauptete des Vaters Erbe für ihren kleinen Sohn Johann Sigmund und der Krieg begann von neuem. Sultan Soliman aber kam wieder, um sich des größten Theils von Ungarn zu bemeistern und Ofen neu zu besetzen. Der junge Johann Sigmund behielt als türkischer Vasall die ungarische Krone und wurde von Martinuzzi (Martinowitsch) geleitet, einem Mönch, den sein Vater einmal auf seiner Flucht in Polen kennen gelernt hatte, und den der Papst zum Cardinal erhob.

Da indeß der Sultan nicht weiter ging, so begnügte sich auch Karl V., sich einstweilen nur wieder den Rücken dadurch zu decken, daß er die Protestanten in Deutschland gewähren ließ, und unternahm 1541 schon einen neuen Seezug nach Algier, um den ver-

haßten Haireddin Barbarossa auf dem Mittelmeere unschädlich zu machen. Allein er hatte auf diesem Zuge großes Unglück. Ein Sturm zerstörte ihm viele Schiffe, die Lebensmittel gingen ihm aus und ohne Algier eingenommen zu haben, mußte er mit schwerem Verlust umkehren.

Im folgenden Jahre erklärte ihm Franz I. schon wieder den Krieg, denn er wollte die Niederlage vor Algier, die drohende Haltung der Türken in Ungarn und das trotzige Gebaren der Protestanten in Deutschland benutzen, um seinen italienischen Plan wieder aufzunehmen, da der Kaiser Mailand für sich behielt und es sich offenbarte, daß er den Herzog von Orleans nur getäuscht habe. Einen Bundesgenossen fand Franz I. an dem Herzog Wilhelm von Cleve, der durch Heirath auch Berg und nach des wilden Karls Tode auch Geldern geerbt hatte, eine Tochter des Heinrich d'Albret von Bearn heirathen sollte, sich ganz dem französischen Interesse ergab und an Martin de Russem einen verwegenen Feldherrn besaß. Karl V. und Graf Rainer von Nassau zwangen ihn jedoch mit überlegener Macht zur Unterwerfung, bevor ihm die Franzosen Hülfe brachten, und nun bekam er auch die französische Braut nicht. Dagegen plünderte eine französische Flotte, mit der des Haireddin Barbarossa brüderlich vereint, die Küsten Italiens und brach ein französisches Heer unter dem Duc d'Enghien aus dem Hause Bourbon in Italien ein und erfocht einen glänzenden Sieg über die Spanier unter dem Marchese del Vasto bei Cerisola am Ostertage 1544. Als aber Heinrich VIII. von England sich wieder an den Kaiser anschloß und nach Calais herüberkam, um sich mit Karl zu verbinden, und die Herzogin d'Estampes ins Interesse gezogen wurde, entschloß sich Franz I., den Frieden zu Crespy anzunehmen, im September 1544. Und alles blieb beim Alten. Mailand wurde von Karl seinem Sohne Philipp verliehen, der Papst erhielt für seinen Sohn Pier Luigi Farnese Parma und Piacenza.

8.

Uebergriffe der Protestanten.

Während der Kaiser so viele andere Sorgen hatte und, nur um sich den Rücken zu decken, immer gut mit den protestantischen Fürsten zu stehen suchte, hatten diese freies Spiel und griffen keck um sich, ohne sich in den Schranken zu halten, die ihnen der Nürnberger Friede hatte setzen sollen. Sie reformirten und säcularisirten nämlich in ihrer Nachbarschaft immerfort und zum schmalkaldischen Bunde traten immer mehr Fürsten und Städte hinzu. Außer dem gewaltsam restaurirten Herzog von Württemberg nämlich die Herzoge von Pommern, die Fürsten von Anhalt, die Grafen von Lippe, die Städte Augsburg, Frankfurt a. M., Hamburg 2c. Der dänische König Christian trat auch in den Bund, der Hansabund und ganz Skandinavien wurden lutherisch. In Brandenburg starb Kurfürst Joachim I. 1599. Er selbst hatte nie lutherisch werden wollen, aber seine Gemahlin Elisabeth war ihm deshalb entflohen, nach Wittenberg zu Luther gegangen und hatte in Sachsen Schutz gefunden. Sein Sohn und Nachfolger Joachim II. trat zwar nicht in den Bund von Schmalkalden, hob aber eigenmächtig die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus auf und sein Sohn Sigmund säcularisirte als Erzbischof von Magdeburg und als Bischof von Halberstadt auch diese geistlichen Staaten, so daß er, offenbar im Wetteifer mit dem Haus Wettin in Sachsen, das nordische Gebiet des Hauses Zollern mächtig erweiterte. Bald fielen auch fast alle andern norddeutschen Bisthümer, Lübeck, Camin, Ratzeburg, Schwerin, Bremen und Verden den benachbarten mecklenburgischen und welfischen Herren zu. In ganz Norddeutschland war das Gebiet der alten Kirche, dem ausdrücklichen Wortlaut des Nürnberger Friedens zuwider, fürstlicher Plünderung Preis gegeben. Damals starb auch Herzog Georg von Sachsen-Thüringen von der albertinischen Linie, der ein eifriger Gegner Luthers gewesen war. Sein Bruder und Nachfolger Heinrich führte

nun auch hier die Reformation ein. Der alte Erzbischof Kurfürst von Köln, Hermann von Wied, neigte gleichfalls zu Luther und ließ einmal den Melanchthon zu sich kommen.

Der Kaiser that nichts, um die alte Kirche zu schützen. Die katholischen Fürsten waren zu schwach dazu und ihre dynastische Angst vor der Uebermacht der Habsburger verband sie mit den protestantischen Fürsten, mit denen sie überhaupt das Souveränetätsgelüste theilten. Die Bischöfe und Pfaffen hatten es ihrer früheren Corruption, laxen Observanz und Fahrlässigkeit zu verdanken, daß sie größtentheils vom Volke verlassen wurden. Die neue lutherische Geistlichkeit wetteiferte ihrerseits, den Fürsten zu schmeicheln und jede Gewaltthätigkeit derselben gegen die alte Kirche, jeden Friedensbruch und Verrath derselben nicht nur zu entschuldigen, sondern als gottgefällig zu preisen, denn was fürstliche Habgier war, wurde für evangelische Freiheit ausgegeben. Die Fürsten wußten also vor Hoffahrt und Wollust gar nicht, was sie etwa noch zu scheuen hätten. Gelang ihnen doch alles. Man bemerkt daher von dieser Zeit an ein Sichgehenlassen und sittliches Verkommen bei den deutschen Fürsten. Der sächsische Kurfürst Johann Friedrich war dem Weine allzusehr ergeben, Landgraf Philipp von Hessen aber der Fleischeslust. Der fromme Luther mußte erleben, daß dieser Herr auf den Einfall gerieth, neben seiner rechtmäßigen Gemahlin noch eine andere, das artige Fräulein Margarethe von der Saal, heirathen zu wollen, und da die Vielweiberei nach seiner Bibelauslegung als alter Gebrauch der Patriarchen geheiligt war, ließ er sich auch nicht davon abbringen und sich wirklich am 3. März 1540 zu Rothenburg an der Fulda in Gegenwart Melanchthons und Butzers nach lutherischem Ritus trauen. Luther selbst hatte, nach einem bittern Kampf mit sich selbst, seine Einwilligung gegeben. Er hätte das niemals und um keinen Preis thun sollen. Aber um die kleinen Herren der Erde nicht zu beleidigen, vergaß er diesmal den Herrn aller Herren. Von der Stunde an, in welcher Luther die Einwilligung zur hessischen Bigamie gab, war die Freiheit und Ehre seiner neuen Kirche für immer den Fürsten verkauft.

Papst Paul III. traf damals ernstliche Anstalten zu einer Aussöhnung der alten und der neuen Kirche, indem er mit einer großartigen Reform der ersteren vorangehen und dann auf einem Concil die Wiedervereinigung zu Stande bringen wollte. Er fand aber unüberwindliche Hindernisse in der Bequemlichkeit des katholischen Klerus, der sich nicht reformiren und seinen bisher genossenen persönlichen Vortheil um eines Princips willen nicht verlieren wollte, und noch viel entschiedeneren Widerstand setzten ihm die protestantischen Fürsten entgegen, die der alten Kirche auch nicht die geringste Concession mehr machten, um nicht das, was sie ihr geraubt hatten, zurückgeben zu müssen. Neue Religionsgespräche zu Worms 1540 und zu Regensburg 1541 konnten trotz der Geduld des päpstlichen Legaten Morone doch zu nichts führen, da die unvereinbaren Interessen und Entschlüsse fest standen. Auf alle Fälle hatten auch König Ferdinand, Bayern, die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg schon 1538 in Nürnberg einen katholischen Bund geschlossen, um ihre Interessen zu wahren, sie mußten aber zurückhalten, da der Kaiser jeden Conflict mit den zahlreichen und mächtigen Protestanten vermeiden wollte. Sein Gesandter Held, der das Bündniß eingeleitet hatte, wurde von ihm desavouirt.

Denn der Sultan und Frankreich ließen den Kaiser nicht zu Athem kommen und er mußte den protestantischen Fürsten gute Worte geben, damit sie ihm hülfen. Kurfürst Joachim II. wurde zum Reichsfeldherrn gegen die Türken ernannt, 1542. Die Fürsten beeilten sich inzwischen mit ihrer Hülfe nicht. Es lag nicht in ihrem Interesse, die Macht Habsburgs zu vergrößern. Joachim erhielt daher nicht genug Mannschaft und diese wenige nicht genug Sold. Der Feldzug beschränkte sich auf unbedeutende Gefechte und man mußte Gott danken, daß die Türken damals nicht über Ungarn hinausstrebten. Noch weniger thaten die protestantischen Fürsten, um dem Kaiser gegen Frankreich beizustehen.

Als nun aber der Türke nicht weiter vorging und andrerseits Frankreich den Frieden von Crespy schloß, bekam Karl V. zum ersten=

mal wieder etwas freiere Hand, um den Uebergriffen des Protestantismus zu wehren. Man darf bei ihm lediglich nicht voraussetzen, daß es ihm um den Glauben zu thun gewesen sey. Er hatte immer nur das Interesse seines Hauses, seine äußere Machtstellung im Sinne und bedjente sich zu deren Förderung heute des Papstes, morgen der Protestanten, ohne irgend eine Gemüthsbewegung oder Gewissensregung. Nunmehr schien es ihm nützlich und nöthig zu seyn, den deutschen Fürsten zu zeigen, daß die Nachsicht, die er bisher geübt habe, doch kein Recht sey, welches sie anzusprechen hätten, daß sie ihm vielmehr untergeben und den Reichstagsbeschlüssen Gehorsam schuldig seyen. Er dachte nicht entfernt daran, weder die Reformation rückgängig zu machen, noch auch die fürstliche Aristokratie in seiner monarchischen Allmacht zu verschlingen, wozu er auch nicht stark genug war. Er wollte die protestantischen Fürsten nur ein wenig demüthigen, damit sie sich ihm künftig gefügiger zeigten, und hatte, um sie einzuschüchtern, schon in den neuen Verträgen, die er mit Paul III. und Franz I. eingegangen war, für die katholische Kirche zu sorgen sich verpflichtet.

Man fing ganz friedlich mit dem Versuche des Concils an. Der Papst war bereit, ein Concil einzuberufen. Der Kaiser lud die Protestanten dazu ein. Allein diese wollten sich in Glaubenssachen keinerlei Autorität unterwerfen, der einer Mehrheit auf dem Concil so wenig, wie der des Papstes. Mit sich selbst zufrieden und eifersüchtig über dem schon hinter sich gebrachten Kirchenraube wachend, wollten sie nicht, daß erst wieder in Frage gestellt würde, was für sie schon eine vollbrachte Thatsache war. Paul III. wollte das Concil zuerst in Mantua haben, der Kaiser aber verlangte, es solle außer dem unmittelbaren Bereich des Papstes gehalten werden, und so bewilligte der letztere endlich, daß es nach Trient im südlichen Tirol berufen werde. Aber die Protestanten wollten es nicht beschicken.

Viertes Buch.

Moriz von Sachsen.

1.

Luthers Tod.

Die neue Kirche verlor in dem Maaße, in welchem ihr Umfang und ihre äußere Macht wuchs, an innerer Würde, weil sie immer mehr der Fürstenpolitik dienen mußte. Der alte Luther lenkte nicht mehr, sondern wurde gelenkt. Er fühlte das und klagte oft aufs bitterlichste über die Fürsten und konnte doch ihrem Dienst nicht entrinnen. Er hatte anfangs das mit seiner Reformation nicht gewollt, was nun geworden war. Das alles machte ihn grimmig und man sieht es den Streitschriften seiner letzten Jahre an, wie leicht die Galle ihm damals überlief.

Herzog Heinrich von Braunschweig war einer der tollköpfigsten Fürsten jener Zeit, der wie Herzog Ulrich und Landgraf Philipp blos dem eigenen Sinne folgte. Heinrich verliebte sich in die schöne Eva von Trott aus einer guten adeligen Familie, deren Rache er fürchten mußte, wenn er sich öffentlich eine Ungebühr erlaubt hätte. Er ließ also die Geliebte scheinbar sterben und begraben, während er sie auf ein Jagdschloß führte und heimlich in Lust und Freude mit ihr lebte. Erst nach langer Zeit, nachdem sie ihm schon sieben Kinder geboren hatte, wurde ihrer Familie bekannt,

daß sie noch lebe. Obgleich nun Heinrich in dieser Beziehung mit dem Landgrafen Philipp ein par nobile fratrum bildete, waren die beiden Bigamisten einander doch als Nachbarn todtfeind und weil Philipp mehr zu Frankreich hielt, diente Heinrich im Gegentheil mit wahrem Feuereifer dem Kaiser. Da sich die Städte Braunschweig und Goslar den Protestanten zuwandten, wüthete Heinrich gegen sie und der Kaiser ließ das Kammergericht gegen die Städte entscheiden. Dies bewog aber die protestantischen Fürsten, das Kammergericht gar nicht mehr anzuerkennen, und den Städten Beistand zu leisten.

Ehe man in dieser Angelegenheit zum Schwerte griff, rührte man die Federn und es war unerhört, mit welchem Schmutz sich dieselben damals besudelten. Nie vorher hatte man in Deutschland eine so grobe und unflätige Sprache geführt. Leider ging Luther darin allen andern voran. So nannte er seine Gegner, den Doctor Eck — Dreck, den Crotus — Kröte, den Cochläus — Kochlöffel, die Decretalien — Drecketalen, die päpstliche Heiligkeit — päpstliche Höllischkeit, „den beschissenen und farzenden Postesel, vor dessen Furz sich der Kaiser fürchte". Ein andermal läßt er aus des Papstes Hintern einen Drachenkopf herausgucken, der schändlichen Mist und Unflat speiet ꝛc. Eine Schrift, die Luther gegen Herzog Heinrich von Braunschweig schrieb, betitelte er: „Wider Hans Worst." Mit nicht viel mehr Respect schrieb Luther gegen König Heinrich VIII. von England, als dieser, der gern den Theologen spielte, ihn einmal aus Eitelkeit angegriffen hatte. Herzog Heinrich ließ eine Gegenschrift drucken: „Wider den Hurenwirth von Sachsen," d. h. den Kurfürsten Johann Friedrich, den er auch einen „verruchten, abtrünnigen Kirchenräuber und vermaledeiten, boshaftigen Antiochus" nennt. Luther läßt den Herzog Heinrich mit dem Teufel Arm in Arm auftreten und sagt: „So seyd ihr beide die rechten Hansworst, Tölpel, Knebel und Rülze und will hiermit euch beiden geantwortet haben ꝛc."

Das ärgste, was Luther damals schrieb, war sein Buch: „Das Papstthum, vom Teufel gestift," worin er theils für sich, theils nach

dem Wunsche der Fürsten der von Paul III. vorbereiteten Aussöhnung ein für allemal den Riegel vorschob und mit ungeheurer Verblendung die ganze christliche Kirche des Mittelalters verdammte, als ob ihre großen Heiligen, Kirchenväter, Päpste und Bischöfe an dem Schuld trügen, was die Borgia und Medici sündigten. Auf der andern Seite wurde nicht minder grob über Luther geschimpft. Rivander schrieb: „wider das wild geifernde Eberschwein Luther.“ Die wüthendste Satire aber schrieb Thomas Murner, ein Franciscaner in Straßburg, „vom großen lutherischen Narren.“ Die Leidenschaft überwog überall dermaßen, daß keine Partei an der andern auch nur ein gutes Haar ließ und hier alles Alte, dort alles Neue schlechterdings verworfen und verdammt wurde.

Der Braunschweiger verdarb seine Sache dadurch, daß er sich mit Frankreich einließ und mit französischem Gelde Söldner warb. Dies veranlaßte den Kaiser, dem Landgrafen Philipp zu gestatten, daß er den Herzog Heinrich mit Krieg überzog. Heinrich wurde nun geschlagen und gefangen, Braunschweig vom Kaiser mit Sequester belegt, 1545.

Hatte in dieser Sache der Kaiser den Protestanten nachgegeben, so blieben doch noch wichtige Streitfragen zu erledigen übrig. Der alte Kurfürst Hermann von Köln neigte immer mehr zu Luther hin, machte mit seinem Klerus Reformversuche und war nahe daran, sich an den schmalkaldischen Bund anzuschließen. Das wollte nun Karl V. um keinen Preis zugeben, weil von Köln aus auch seine Niederlande in die Reformbewegung hätten können fortgerissen werden. Dazu kam, daß Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen das katholische Bisthum Naumburg, obgleich ein ehrwürdiger Mann, Pflug, zum Bischof gewählt worden war, ohne Umstände säcularisirte und mit seinem Herzogthum vereinigte. Dagegen wurde der gelehrte Spanier Diaz, der in Genf reformirt worden war, und weitere Bekanntschaften mit den Häuptern des Lutherthums anknüpfen wollte, durch einen fanatischen Landsmann zu Naumburg gemeuchelmordet. Die Parteien wurden immer rücksichtsloser.

In Sachsen-Thüringen starb Heinrich und sein Sohn Moriz

übernahm die Regierung. Derselbe war zwar gleich seinem Vater lutherisch, und sogar Eidam des Landgrafen Philipp, trat aber nicht in den schmalkaldischen Bund, sondern hielt sich etwas zurück, weil er den Uebermuth seines Vetters, des sächsischen Kurfürsten, nicht ertragen mochte. Dieser Herr entriß ihm Wurzen und nahm überhaupt die Miene an, als sey die jüngere Linie des Hauses ihm Gehorsam schuldig. Das kränkte den jungen Moriz um so mehr, als er dem Kurfürsten an Geist weit überlegen war. Moriz fühlte sich berufen, in der Verwirrung der Zeit eine Rolle zu spielen, die seinem Talent angemessen war, selber an die Spitze einer Partei zu treten und nicht als bloßes Anhängsel in untergeordneter Stellung zu bleiben. Wohin er sein Auge warf, überall sah er nur Intrigue, Arglist, Gewalt, Verrath. Sollten Fürsten, die dümmer waren als er, etwas dabei gewinnen, warum nicht noch weit mehr er, der um so viel mehr Verstand besaß? Obgleich noch jung, verkaufte er sich doch nicht, sondern hielt sich die Hand frei und machte sich um den Kaiser verdient, um durch dessen Gunst eine Stellung zu gewinnen, die ihn wenigstens von dem kurfürstlichen Vetter unabhängig machte. Er diente ihm in Ungarn gegen die Türken und befreundete sich dem König Ferdinand. Seine nächste Aussicht war, zum Besitz des Erzbisthums Magdeburg und des Bisthums Merseburg zu gelangen, die der Kurfürst Johann Friedrich gern wie Naumburg an sich gerissen hätte. Hätte der schmalkaldische Bund diese geistlichen Gebiete dem Herzog Moriz zugesagt, vielleicht würde er seine Verbindung mit dem Kaiser wieder gelöst haben. Da es nicht geschah, schloß er sich nur um so enger an den Kaiser an.

Es war ein Winter voll ungelöster Verwicklungen und böser Leidenschaften von 1545 auf 1546. Luther war immer älter, immer verbissener geworden. Eben so unvorsichtig, wie den Ausgleichungsversuchen des Papstes und dem Concil trat er auch den Zwinglianern entgegen und schleuderte wüthende Streitschriften gegen die letztern, die Zwinglis Nachfolger Bullinger eben so ingrimmig beantwortete. Unter diesem eckelhaften Gebell und Gebeiße fühlte Luther tief, daß die Dinge nicht so gingen, wie er bei seinem ersten

Eifer für die sittliche Reform des Klerus gewünscht hatte. Er selber sagt: „Die Welt wird nach der Reformation von Tage zu Tage schlechter und gottloser. Die Menschen sind unter dem Licht des Evangeliums habgieriger und unschamhafter, als vorher unter dem Papstthum.“ Er glaubte zuweilen, der böse Dämon blicke schadenfroh zu ihm ins Fenster herein. Er hatte überhaupt immer viel mit dem Teufel zu schaffen. Auf der Wartburg hatte er einmal das Tintenfaß nach ihm geworfen und lange zeigte man noch dort den schwarzen Fleck an der Wand. Und waren es nicht wirklich arge Dämonen, die ihn umdrängten? weniger die Geister, die er bekämpfte, als die, welche sich als seine Freunde geberdeten. Da war „das Wort Gottes“ und „der Glaube, der allein selig macht“ sein letzter Trost und daran hielt er wie ein alter eisenfester Steuermann am Ruder noch mitten im Sturm des Meeres und dicht am Abgrund des Todes. Er war noch einmal nach seiner Vaterstadt Eisleben gereist, um dort einen Streit der Grafen von Mansfeld, ungeberdiger Herren, wie sie damals fast alle waren, zu schlichten. Dort starb er am 18. Februar 1546.

Ueber seinem Grabe thürmten sich Ungewitter auf Ungewitter, deren schreckliche Zerstörungen im deutschen Vaterlande nicht mehr zu erleben ihm der gnädige Gott vergönnte.

Nur zwei Monate vorher hatte Paul III. nach des Kaisers Wunsch das Concil in Trient eröffnen lassen, am 13. December 1545. Die Protestanten weigerten sich, dahin zu gehen. Da berief der Kaiser einen Reichstag nach Regensburg, um noch einen ernsten Versuch zu machen, sie umzustimmen. Erst wenn ihm das nicht gelingen sollte, war er entschlossen, Gewalt zu brauchen, und er hatte sich dazu gerüstet. Er hatte Truppen aus Spanien, große Summen vom Papst und sogar eine moralische Unterstützung von Frankreich her, denn die Pariser Sorbonne erklärte sich aufs entschiedenste gegen das lutherische Dogma. Von vielen Seiten her wurde der Kaiser ermahnt, endlich einmal den Plünderungen der Kirche von Seiten der protestantischen Fürsten ein Ende zu machen und den Nürnberger Frieden wieder in Kraft treten zu lassen. Hin

und wieder zeigten sich auch schon die Jesuiten, die Glieder eines neuen Mönchsordens, der mit feuriger Begeisterung für die alte Kirche zu streiten unternahm. Allein unter den eifrigen Anhängern der alten Kirche in Deutschland, wie in Italien und Frankreich gab es auch wieder viele, welche den Sieg des Kaisers über den schmalkaldischen Bund nicht wünschten, weil sie fürchteten, der Kaiser würde nach einem solchen Siege allzumächtig, das deutsche Reich und Volk vielleicht gar unter ihm einig werden. Karl V. kannte seine Leute und wußte das alles wohl zu würdigen.

2.

Der schmalkaldische Krieg.

Der Kaiser erklärte den Protestanten auf dem Reichstage, sie sollten das Concil anerkennen, oder er würde sie als widerspenstige Reichsglieder betrachten. Er drohte, aber er versicherte sie zugleich, daß er ihre Religion nicht antasten wolle. Es sey ihm nur darum zu thun, Frieden und Ordnung im Reiche zu handhaben. Dies war sehr schlau, denn er nährte dadurch das Vertrauen, als sey er der Reformation günstig. Kam es zum Kriege, so konnten ihn die Protestanten nicht als Religionskrieg, sondern nur als einen Krieg ungehorsamer Fürsten gegen den Kaiser führen, was sie sehr in Nachtheil brachte. Wenn Karl aber siegte, so konnte er wieder allein daraus Nutzen ziehen, indem er die Fürsten demüthigte, die Reformation aber wiederum als Mittel gegen den Papst und die katholischen Fürsten gebrauchte. Um aber auch den Papst sicher zu machen, versprach er diesem heimlich, sobald es zum Kriege käme, die lutherische Ketzerei auszurotten. Der Papst wußte wohl, daß es dem Kaiser damit nicht Ernst sey, und betrog ihn wieder, denn zu Karls großem Verdruß ließ er dessen heimliches Versprechen sogleich in ganz Deutschland bekannt machen. Nun sahen die Protestanten wohl, daß sie betrogen seyen, und geriethen in große Aufregung, der Kaiser

aber verstand es, ihre Charakterschwäche und Uneinigkeit zu benutzen und sie von einander zu trennen.

König Christian von Dänemark war vom schmalkaldischen Bunde nicht so unterstützt worden, wie er gewünscht hatte, zog sich daher jetzt zurück. Kurfürst Joachim von Brandenburg ließ sich die neue Kirchenordnung seines Landes vom Kaiser verbürgen und trat ebenfalls zurück. Herzog Moriz von Sachsen ließ sich vom Kaiser die Verwaltung der Bisthümer Magdeburg und Merseburg zuerkennen und trat dafür offen auf seine Seite. Dieser zog auch den Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach nach sich, Sohn des verstorbenen Casimir, der den Vater an Bestialität noch übertraf und alle Tage betrunken war. Um auch noch andere protestantische Fürsten vom schmalkaldischen Bunde abzuziehen, that der Kaiser nur den sächsischen Kurfürsten und den hessischen Landgrafen in die Acht, so daß den andern noch die Sühne offen blieb.

Indeß war der Vortheil immer noch auf Seite der Protestanten, sofern der Kaiser nur einige tausend Mann bei Regensburg versammelt hatte, die große spanisch-italienische Armee unter dem Herzog von Alba noch nicht über die Alpen, die niederländische unter dem Grafen von Büren noch nicht über den Rhein gekommen war. Die oberdeutschen Städte des schmalkaldischen Bundes erkannten die Wichtigkeit des Augenblicks und brachten sogleich eine ansehnliche Streitmacht unter dem berühmten S c h e r t l i n von Burtenbach zusammen, dem sich eine württembergische unter Hans von Heydeck anschloß. Da nun auch der Sachse und Hesse jeder ein Heer rüstete, so konnten sich diese vier Heere bei Donauwörth vereinigen, ohne daß es der Kaiser zu hindern vermochte. Dieser zog sich in ein festes Lager bei Landshut und nachher bei Ingolstadt zurück, ohne daß er angegriffen wurde. Denn der sächsische Kurfürst konnte sich mit dem hitzigen Landgrafen nicht vertragen und was einer wollte, verhinderte der andere. Schertlin rieth, dem Herzog von Alba entgegen zu ziehen, damit er gar nicht nach Deutschland herein käme. Die Protestanten waren nahe an 50,000 Mann stark, also jedem einzelnen kaiserlichen Heere weit überlegen, wenn es die-

selben angriff, ehe sie sich vereinigen konnten. Das wollte Schertlin, aber die Fürsten folgten ihm nicht und nahmen es übel, daß Bürger klüger seyn wollten als Fürsten. So geschah den ganzen Sommer über nichts. Zuerst kam Alba, dann Büren an, aber nun zauderte wieder der Kaiser aus Klugheit, denn er wollte das protestantische Heer nicht angreifen, weil er sicher darauf rechnen konnte, daß es sich bald wieder trennen und es ihm dann viel leichter werden würde, seine Feinde einzeln zu schlagen. Die Dummheit der Fürsten im protestantischen Lager machte den armen Schertlin so toll, daß er im October abzog und sich begnügte, mit seinen Truppen die oberdeutschen Städte zu beschützen. Bald darauf zog auch der sächsische Kurfürst ab, weil ihm unterdeß Moriz ins Land gefallen war, trieb diesen zurück und bemächtigte sich während des Winters seines Herzogthums.

Mittlerweile blieb das ganze südliche Deutschland den kaiserlichen Truppen preisgegeben. Schertlin suchte zwar die reichen Städte anzufeuern, daß sie sich wehrten. Hinter ihren Mauern hätten sich die zahlreichen protestantischen Bürger in Regensburg, Augsburg, Ulm, Heilbronn, Straßburg, Frankfurt 2c. den Winter über gut halten können. Aber sie verzagten. Sie rechneten nicht mehr auf die Hülfe der Fürsten, zugleich erfolgte hier eine Reaction, wie kurz vorher in den Hansestädten. Die Geschlechter und die reichen Kaufleute, die bisher den Gemeinen und lutherischen Prädicanten hatten weichen müssen, machten sich jetzt wieder geltend. Besonders in **Augsburg** waren die Fugger für den Kaiser thätig. Das Haupt dieses reichen Geschlechts, **Anton Fugger**, brauchte den Kaiser, weil es in der alten und neuen Welt die mannigfaltigsten Handelsverbindungen hatte, wozu es des kaiserlichen Schutzes bedurfte, und weil es mit dem Kaiser selbst große Geschäfte machte, denn dafür, daß es dem immer Geld bedürftigen Kaiser große Summen vorstreckte, ließ es sich von demselben die ausgedehntesten Privilegien und Monopole des Seehandels, der Bergwerke, der Münze 2c. gewähren. Als Karl V. einmal bei Anton Fugger in Augsburg wohnte, machte der Wirth seinem Gaste das Kaminfeuer

mit Zimmetrinde von der Insel Ceylon an und verbrannte darin einen kaiserlichen Schuldbrief von 800,000 Gulden, welche Großmuth des Kaufmanns der Kaiser mit dem Grafentitel belohnte, woraus später noch ein Fürstentitel geworden ist. Durch die Monopole dieses einen Hauses vielfach geschädigt, und besonders darüber erbittert, daß alle Preise der Arbeit wie der Waare nur von dem allmächtigen Hause Fugger und nur zu dessen alleinigem Nutzen bestimmt wurden, hätte das gemeine Volk in Augsburg die Fugger am liebsten vertrieben, wie die Florentiner ihre Medici. Dem beugten sie aber dadurch vor, daß sie in Augsburg eine großartige Armenversorgungsanstalt, die s. g. Fuggerei, anlegten. Diese Kaufleute und ihr mächtiger Anhang waren es, die jetzt den Eifer Schertlins dämpften und ihn mit Thränen baten, durch Aufreizung des Volks nicht des Kaisers Zorn zu erregen und die Stadt nicht unglücklich zu machen, sondern lieber die Waffen niederzulegen. Da gab er nach und verließ die Stadt, in die sofort der Kaiser im Triumph einzog. Nun demüthigten sich auch die andern Städte und öffneten ihre Thore. Der Ulmer Stadtrath vergaß die Nationalehre so sehr, daß er den Kaiser spanisch anredete. Frankfurt am Main erbettelte vom Grafen Büren eine Sauvegarde. Straßburg unterwarf sich nur, um zu beweisen, daß es den ihm von Frankreich angebotenen Schutz verschmähe. Nur etliche kleine Städte wollten nichts von Uebergabe wissen und wehrten sich verzweifelt. So Marbach am Neckar, wo zuletzt trotz der Capitulation alle Einwohner von den Spaniern, welche die Stadt in Asche legten, ermordet wurden. Am glücklichsten vertheidigte sich das damals noch kleine Städtchen Darmstadt. In Eßlingen wurde der Rath der Zünfte gestürzt und kehrten die alten Geschlechter zurück. Die aristokratische Reaction folgte überall dem Siege des Kaisers. Im Uebrigen bewies sich dieser gnädig, bedrängte nirgends die neue Kirche und verzieh sogar dem alten Herzog Ulrich von Württemberg, der nur zu Heilbronn Abbitte leisten, einige feste Plätze übergeben und 300,000 Ducaten zahlen mußte. Auch die Städte mußten zahlen, Augsburg 150,000, Ulm 100,000 Ducaten und so fort die

andern nach Verhältniß. Damals dankte auch der alte Kölner Kurfürst Hermann ab, da er keine Hülfe mehr sah.

Die böhmischen Stände rüsteten um diese Zeit ein Heer, um weder Spanier noch Ungarn in ihr Land zu lassen, und hatten doch nicht das Herz gehabt, sich dem schmalkaldischen Bunde anzuschließen, so lange es noch Zeit war. Jetzt kam ihre Feindseligkeit zu spät. Zwar wurde Moriz vom sächsischen Kurfürsten zurückgeschlagen und der tolle Albrecht Alcibiades auf dem Schlosse in Rochlitz durch die dort wohnende lustige Herzogin Wittwe Elisabeth in seiner Besoffenheit gefangen. Allein es gelang doch sowohl dem König Ferdinand, als Moriz, unbehindert von den Böhmen und Sachsen, ihre Truppen mit denen des Kaisers zu vereinigen und am 24. April 1547 den Kurfürsten Johann Friedrich bei Mühlberg zu überfallen, ehe demselben Landgraf Philipp zu Hülfe herangezogen war. Der Kurfürst hatte nur 9000 Mann bei sich, hielt sich aber für sicher, weil der breite Elbstrom ihn vor dem Feinde schützte und hörte ruhig eine Predigt. Aber ein Müller, dem die Sachsen seine Pferde weggenommen hatten, rächte sich dafür, indem er den Kaiserlichen eine Furth angab, durch die sie über den Fluß kommen konnten. Die überraschten und erschrockenen Sachsen wehrten sich, und muthig commandirte der dicke Kurfürst von einem Wagen herab; aber der Feind war in großer Mehrzahl, die Sachsen flohen, der Kurfürst wurde mit fortgerissen und auf der Flucht gefangen.

Durch die Drohung, ihn enthaupten zu lassen, wenn ihm Wittenberg nicht die Thore öffne, erzwang Karl V. die Uebergabe dieser Stadt, zog triumphirend in derselben ein und ließ sich Luthers Grab zeigen. Der Herzog von Alba wollte dasselbe zerstört wissen, der Kaiser aber sagte: „ich führe Krieg mit den Lebendigen und nicht mit den Todten." Sein berechnetes Benehmen sollte den Protestanten zeigen, daß sie für ihre Religionsfreiheit nicht bange seyn dürften. Er brauchte sie noch, er söhnte sich gern mit ihnen aus, denn gerade damals starb Franz I. und dessen Sohn und Nachfolger Heinrich II. sann auf neuen Krieg und schloß sich eng an den Papst an, der das Concil von Trient plötzlich nach Bologna verlegte, angeblich wegen

einer in Trient grassirenden Krankheit, in Wahrheit aber, um das Concil allein nach seinem Willen zu lenken und die Absichten, die der Kaiser damit hatte, zu durchkreuzen. Moriz bürgte den Wittenbergern für die Glaubensfreiheit. Der Kaiser sicherte sie ihm zu und verlieh ihm die Kurwürde und das ganze ernestinische Erbe, während den bisherigen Kurfürsten und seinen Nachkommen nur das kleine Erbtheil des albertinischen Hauses und nur wie aus Gnade überlassen wurde. Melanchthon schloß sich daher gleich an Moriz an und Bugenhagen affectirte sogar Geringschätzung gegen den armen Johann Friedrich, vor dem er früher gekrochen war. Die Schonung der lutherischen Kirche trug offenbar dazu bei, daß aller Widerstand gegen den Kaiser aufhörte. Ein Graf Mansfeld und Erich von Braunschweig waren zuletzt noch im Felde, zogen jetzt aber ab. Landgraf Philipp verlor dermaßen den Kopf, daß er sich dem Kaiser stellte und ihm in Halle an der Saale kniefällig abbat. Karl V. hatte ihm freies Geleit zugesichert, legte die Worte „ohne einiges Gefängniß" aber trüglich aus, als hieße es „ohne ewiges Gefängniß," verurtheilte den Landgrafen zu einstweiliger Haft und ließ ihn durch spanische Soldaten ziemlich hart behandeln.

Auch die Böhmen wurden jetzt für ihren bösen Willen gestraft, „da sie nicht den Muth gehabt hatten, das, was sie wollten, zur rechten Zeit mit dem Schwerte zu verfechten." König Ferdinand ließ auf einem Landtage zu Prag die compromittirtesten vier Edelleute Pietipeski, Galeny, Fikars und Barchecz enthaupten und die Städte Strafgelder zahlen.

3.

Das Interim.

Der Kaiser forderte gebieterisch die Rückkehr des Concils nach Trient und die Beschickung desselben durch die protestantischen Fürsten und Städte. So nämlich hoffte er sowohl den Papst, als die deutschen Fürsten unter seinen Willen beugen zu können.

Nun wurde aber im Herbst 1547 Pier Luigi, des Papstes Sohn, in Piacenza, wo er sich durch seine Laster und kaum glaubliche Greuelthaten (z. B. durch Zutodschändung des Bischofs von Fano) tief verhaßt gemacht hatte, von erbitterten Edelleuten ermordet und zum Fenster hinausgeworfen, seine Leiche vom wüthenden Volk zerrissen, Piacenza von den Kaiserlichen besetzt, Parma aber von des Papstes Enkel Oktavio Farnese, behauptet, der bei Frankreich Hülfe suchte. Unter diesen Umständen trotzte der Papst dem Kaiser und ließ das Concil in Bologna. Da blieb Karl V. zunächst nichts übrig, als gegen dieses Concil zu protestiren und alle Beschlüsse desselben im Voraus für ungültig zu erklären, indeß er auf einem Reichstag in Augsburg auch ohne den Papst die deutschen Kirchenangelegenheiten wenigstens einstweilen zu ordnen unternahm.

Hier kam es zu einem offenen Kampf zwischen den spanischen und deutschen Truppen des Kaisers. Die erstern forderten ungestüm den rückständigen Sold, die andern schützten den Kaiser und es gab eine blutige Straßenschlacht, während welcher der Kaiser selbst in Gefahr schwebte. Endlich wurden die spanischen Rädelsführer geköpft und gehenkt, der gemeine Mann aber bekam seinen Sold. Die Spanier machten sich überhaupt im deutschen Lande sehr verhaßt durch ihre Raubgier. Als sie in Thüringen die Dörfer der Gräfin Katharina von Schwarzburg plünderten, nahm sie den an ihrer Tafel schmausenden Herzog von Alba gefangen und ließ ihn nicht eher los, bis die Spanier allen Raub zurückgegeben hatten.

Auf dem Reichstage traf Karl V. viele Verfügungen. Alle seine niederländischen Provinzen wurden unter dem Namen des burgundischen Kreises dem deutschen Reich als ein geschlossenes Gebiet einverleibt. In Köln wurde Adolf von Schaumburg zum Erzbischof gewählt. Ein Gesuch des Herzog Wilhelm von Bayern, ihm die pfälzische Kurwürde zu übertragen, wurde abgelehnt. Wilhelm erwartete für seinen katholischen Eifer nach dem Siege des Kaisers einen Dank, erhielt aber keinen. Der feindselige Gegensatz der habsburgischen und wittelsbachischen Hausinteressen hatte schon Jahrhun-

derte lang gedauert und sollte noch andre fortdauern. Diesmal zum Vortheil der Protestanten.

Diese letztern hoffte der Kaiser ganz in sein Interesse zu ziehen durch das Augsburger Interim, eine Vereinbarung in kirchlichen Angelegenheiten, bewirkt durch eine Commission, an der Johann Agricola, Hofprediger des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, von protestantischer, der Reichsbischof Helding von katholischer Seite Theil nahm, der zum Bischof von Naumburg vorgeschlagene Julius Pflug aber das vermittelnde Glied seyn sollte. Die Commission vollendete ihre Arbeit so, daß das Interim am 15. Mai 1548 dem Reichstag vorgelegt werden konnte. Es sollte den Kirchenfrieden in Deutschland, wenn auch nur interimistisch, sichern, bis das wiederhergestellte Concil von Trient die Frage wieder aufnehmen könne. Es war ohne den Papst zu Stande gekommen, durch kaiserliche Connivenz, also verhältnißmäßig dem Protestantismus günstig. Wenn man erwägt, daß es auch für alle Katholiken im deutschen Reiche bindend seyn sollte und daß darin das Abendmahl sub utraque und die Priesterehe bewilligt, auch in Bezug auf die Messe eine Concession gemacht und nur Luthers sola fides (die alleinige Rechtfertigung durch den Glauben) nicht zugegeben war, so ist unzweifelhaft, daß die größte Nachgiebigkeit auf katholischer Seite war und daß die Protestanten dieses Interim sehr wohl hätten annehmen dürfen und sollen, um die Kirchentrennung, um den schrecklichen Riß, der mit der alten Kirche zugleich auch das alte Reich und unsre ganze Nationalität zerreißen sollte, zu verhindern. Man war auch von lutherischer Seite nicht so ganz blind, daß man die Gefahr einer Auflösung der Kirche in Secten nicht erkannt hätte, Luther machte vielmehr die Infallibilität der römischen Kirche auch für die seinige geltend und war, selbst ein Ketzer gegenüber von Rom, wieder der strengste Verfolger aller Andersdenkenden. Aber die Freiheit und Unabhängigkeit seiner Kirche von der Staatsgewalt wußte er nicht so zu wahren, wie die Infallibilität seines Dogma. Jetzt war er todt. Die aufrichtigsten Anhänger der Reformation begriffen, auf welche Abwege sie gerathen war und wie alles daran liege, jetzt noch das Recht und den Vortheil einer

sittlichen Reformation des Klerus mit dem Recht und den Vortheilen der kirchlichen Einheit zu verbinden und diese köstlichen Güter der Christenheit ungetheilt zu erhalten. Aber diese Redlichen und Einsichtsvollen bildeten nur eine kleine Minderheit. Die Mehrheit wollte keine Einheit mehr, weder der Kirche, noch des Reichs, noch der Nation. Das fürstliche Sonderinteresse verlangte die Souveränetät in selbständigen Territorien und die lutherischen Theologen ließen sich leicht bei ihrem Eigensinn fassen, um dem Interim angeblich aus Gewissensgründen aufs hartnäckigste zu widersprechen. Unter den Fürsten war es nur der kleine Wolfgang von Anhalt, der lieber sein Land verließ, als sich unterwarf, und der gefangene Johann Friedrich, der das Interim zu unterschreiben schlechterdings verweigerte und davon den Ehrennamen des „Standhaften“ erhielt. Landgraf Philipp unterwarf sich in demüthigen Ausdrücken. Joachim von Brandenburg hatte großes Bedenken. Moritz sah in der ganzen Sache nur ein Mittel zu seinen politischen Zwecken, wie der Kaiser auch. Es war niemandem rechter Ernst mit dem Interim. In Norddeutschland erklärten sich fast alle lutherischen Geistlichen dagegen, in Schwaben und den protestantischen Städten des Oberlandes wanderten viele Prediger lieber aus. Die öffentliche Meinung wurde bearbeitet, um das Interim als ein Werk der Lüge und Arglist zu verschreien. Klägliche Verblendung! Wer es irgend mit der Kirche und mit Deutschland wohl meinte, mußte das Interim mit beiden Händen als letztes Mittel der Wiedervereinigung ergreifen und aus dem äußern Flickwerk, das es war, erst eine innere Versöhnung machen. Der gute Wille auf katholischer Seite, sich einer Reform zu unterwerfen, und der gute Wille auf protestantischer Seite, um des großen Zweckes der Einheit willen die Nebendinge nicht zu eigensinnig fest zu halten, würde das heilsamste Werk haben vollbringen können. Niemand sah das besser ein, als Melanchthon, der dringend zum Frieden rieth, den man aber unvernünftigerweise heute noch deshalb lästert. Hatte er denn nicht völlig recht, wenn er die Zeitgenossen erinnerte, daß Luther in einigen Punkten zu weit gegangen, zu halsstarrig und einseitig gewesen sey? Melanchthon setzte mit Zustim-

mung des neuen Kurfürsten Moriz ein revidirtes, das sog. Leipziger Interim auf, worin er zur Belehrung und Gewissensberuhigung die sog. Adiaphora (Nebendinge) unterschied, auf die es weniger ankäme und in Bezug auf welche man um der so nöthigen Einheit willen nachgeben könne. Allein das wurde ihm als Abfall, Feigheit und Verrath ausgelegt und das Leipziger Interim noch mehr verschrieen als das Augsburger. Insbesondere that sich Flacius Illyricus, ein geborener Illyrier und fanatischer Lutheraner, durch die wüthenden Schmähungen hervor, mit denen er den edeln Melanchthon überhäufte.

Da es nun nicht möglich war, im Volke und unter der Geistlichkeit eine starke nationale Mittelpartei zu bilden, die dem Vermittelungsproject des Kaisers und des Kurfürsten Moriz erst sittliche Kraft und einen populären Boden gewonnen haben würde, so durfte man es als gescheitert ansehen. Zudem gingen die Pläne und Absichten des Kaisers und des genialen jungen Kurfürsten bald wieder auseinander. Karl V. hegte als Vater den billigen Wunsch, seinem einzigen Sohne Philipp die Kaiserkrone zu erhalten, ließ ihn deshalb aus Spanien, wo er seine Jugend zugebracht hatte, nach Deutschland kommen und wollte dagegen seinen Neffen Maximilian, Ferdinands Sohn, nach Spanien schicken. Das war nun aber nicht im Sinne Ferdinands, der als römischer König nach seines Bruders Tode auch noch Kaiser werden und seinem Sohne die Kaiserkrone hinterlassen wollte. Der junge Maximilian hatte eine sehr intime Jugendfreundschaft mit Moriz geschlossen und der letztere fand es seiner eigenen Politik angemessen, die geheime Opposition Ferdinands gegen den Kaiser zu unterstützen und einen gegen den andern zu brauchen. Schien nun auch der Tod Pauls III. 1549 und die Wahl Julius III., der das Concil 1551 wieder nach Trient zu verlegen bereit war, ein neuer Vortheil des Kaisers und seiner Einheitsbestrebungen zu seyn, so war doch die Zwietracht schon in seinem eigenen Hause ausgebrochen und Moriz entschloß sich schnell, auch das Einheitswerk auf dem Concile zu zerstören und nicht mehr die Partei der kirch-

lichen Wiedervereinigung, sondern die der Trennung zu unterstützen. Denn nur so war es ihm möglich, sich an die Spitze des schmalkaldischen Bundes zu stellen, mit Hülfe der ferdinandeischen Opposition dem Kaiser Gesetze vorzuschreiben und auf deutschem Boden fortan die erste Rolle zu spielen, wie sie seiner Geistesüberlegenheit angemessen war.

Daß er am Kaiser den schnödesten Verrath beging, kümmerte ihn nicht, denn der Kaiser hatte selber oft genug mit Treu und Glauben gespielt. Daß er das Melanchthonsche Vermittlungswerk, nachdem er es kaum in die Hand genommen, schon wieder zerbrach und die alte und neue Kirche zum Fluch der Christenheit und insbesondere der deutschen Nation für immer trennte, achtete er eben so wenig, denn die Fürstenpolitik hatte schon längst mit dem Heiligen wie mit der Nation ihr Spiel getrieben. Daß er endlich, um das Maaß voll zu machen, sich mit Frankreich gegen den Kaiser verbündete und an Frankreich im Voraus vertragsmäßig deutsche Grenzstädte abtrat, nahm er sich am wenigsten übel. Karl V. hatte auf dem Augsburger Reichstage ein strenges Exempel statuirt, um dem deutschen Kriegerstande die Pflicht der Vaterlandsliebe wieder einzuschärfen. Ein berühmter Söldnerhauptmann, der gegen sein Verbot den Franzosen gedient hatte, Vogelsberger, wurde auf seinen Befehl als Landesverräther enthauptet, und viele bemitleideten ihn und grollten dem Kaiser, der die „deutsche Freiheit" so weit unterdrücke, daß er den Deutschen nicht einmal mehr erlauben wollte, gegen Deutschland zu fechten, was doch seit des Tacitus Zeiten der Deutschen ältestes Recht sey. Dieser Logik drückte nun auch Moriz sein Siegel auf. Im Grunde kann man nur sagen, er übertraf durch seinen großen und alle Interessen umfassenden Verrath die kleinen besonderen Verräthereien seiner Zeitgenossen und trieb die Teufel aus wie Beelzebub, der oberste der Teufel.

4.

Der große Verrath.

Der Kaiser hatte ein ungleichmäßiges und zum Theil sehr unkluges Benehmen gegen die protestantischen Städte eingehalten. In Straßburg duldete er, daß die dorthin zurückgekehrten katholischen Priester vom Pöbel mißhandelt wurden, und gestattete hier einer adeligen Aebtissin, der jungen und schönen Adelheid von Andlau, ihren Geliebten, einen Mönch, zu heirathen. Diese Schonung widerfuhr Straßburg, weil dies ein wichtiges Bollwerk Deutschlands gegen Frankreich war. In Augsburg war der Kaiser nicht so gnädig, denn von hier ließ er alle protestantischen Prediger fortjagen. Noch willkürlicher verfuhr er mit Constanz. Diese seinen schwäbischen Besitzungen nahe liegende, eifrig protestantische und der Schweiz befreundete freie Stadt ließ er plötzlich überfallen. Die Bürger wehrten sich tapfer und erschlugen ihm 500 Spanier, wurden aber von ihrer eigenen Obrigkeit und von den lutherischen Geistlichen zur Nachgiebigkeit und zum Frieden ermahnt und verrathen. Der Kaiser machte Constanz zu einer österreichischen Landstadt und stellte alles wieder auf altkatholischen Fuß.

Dieses Beispiel erbitterte alle freien Städte in Deutschland und bestärkte namentlich Magdeburg in seinem Trotze. Innerhalb der sehr festen Mauern dieser Stadt hatte Flacius seine Zuflucht gefunden und vertheidigte von hier aus das strenge Lutherthum gegen Melanchthon und das Interim mit feuriger Zunge und nie ruhender Feder. Die Bürgerschaft unterstützte ihn, denn sie hoffte mittelst der öffentlichen Meinung das Interim zu überwältigen, welches gerade ihr besonders gefährlich war. Denn Joachims II. Sohn, der brandenburgische Prinz Friedrich, hatte durch die Unterwürfigkeit seines Hauses unter den Kaiser von diesem die Bestätigung als Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt erschlichen und warf habgierige Blicke auf die reiche und mächtige Stadt Magde-

burg, als zu seinem Stifte gehörig. Moriz, der bisher das Erzstift interimistisch verwaltet hatte, dachte nicht, dasselbe dem Brandenburger zu überlassen, wie denn überhaupt zwischen den Häusern Wettin und Zollern der alte Nachbarhaß nie erstarb. Deshalb vermehrte Moriz die Streitkräfte, mit denen er bereits seit der ersten Weigerung der Stadt, sich dem Interim zu unterwerfen, die Reichsacht gegen dieselbe zu vollziehen beauftragt war. Ein anderes kleines Reichsheer, das vorzüglich von der Hansa unterstützt und von Heydeck befehligt wurde, schloß sich ihm an. Die Truppenzahl wurde weit über das Bedürfniß vermehrt, die Stadt selbst aber nur zum Schein belagert, vielmehr ein geheimes Verständniß mit ihr angeknüpft.

Zugleich unterhandelte Moritz mit Heinrich II. von Frankreich und zog noch mehrere andere deutsche Fürsten mit ins Geheimniß, den jungen Landgrafen Wilhelm von Hessen, des gefangenen Philipps Sohn, den Herzog Johann Georg von Brandenburg-Baireuth, den Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg. Diese Herren schlossen am 5. October 1551 auf dem einsamen Schlosse Friedewalde in Hessen einen geheimen Bund mit Frankreich gegen den Kaiser, angeblich nur um die beiden Gefangenen, Johann Friedrich und Philipp, wieder frei zu machen. Die wahre Absicht aber war, die vom Kaiser beschlossene Thronfolge umzustoßen und seinen Sohn Philipp aus dem deutschen Reiche zu vertreiben zu Gunsten Ferdinands und seines Sohnes, und sodann das Concil zu sprengen und das protestantische Deutschland unter dem Protectorate des Kurfürsten Moriz für immer von der katholischen Welt auszuscheiden. Frankreich aber sollte für seine Hülfe durch den Besitz der drei lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun, nebst Cambray entschädigt werden und überdies frei Hand haben, den Kaiser in Italien anzugreifen. Auch der wilde Markgraf Albrecht Alcibiades wurde ins Interesse gezogen und warb mit französischem Gelde ein beträchtliches Heer.

Inzwischen war das Concil eröffnet worden und der kaiserliche Redner Vargas setzte durch, daß alle früheren Verhandlungen des Concils ungültig und für die Protestanten, die zum erstenmal erschienen, nicht bindend seyn sollten. Die sächsischen Gesandten sprachen in dem-

selben Sinne, wahrten die Gleichberechtigung der Protestanten auf dem Concile, zeigten sich aber der Versöhnung sehr geneigt. Melanchthon hatte sie instruirt. Der Papst erschrak, da er in der That glaubte, alles sey ernst gemeint, und er werde zu großen Reformen und Concessionen gezwungen werden. Er hatte aber bereits Hülfe in Frankreich gefunden. Ottavio Farnese, dem der Kaiser Piacenza vorenthielt, wurde durch ein französisches Heer unterstützt, welches über Savoyen hereinbrach. Um dem Concil und dem neuen Kriegsschauplatz näher zu seyn, begab sich der Kaiser nach Innspruck, wo ihn das Podagra zurückhielt. Er glaubte aber im Rücken vollkommen gedeckt und Deutschlands ganz sicher zu seyn und hatte keine Ahnung des entsetzlichen Verrathes, der ihn bedrohte. Kurfürst Moriz hatte Magdeburg endlich zu einer Capitulation gezwungen und meldete ihm, daß er mit einem Heere kommen werde, um ihm in seinen italienischen Händeln beizustehen. Man warnte den Kaiser, aber er sprach seine feste Ueberzeugung aus, daß Moriz seine treueste Stütze sey.

In demselben Augenblicke zog Moriz am 20. März 1552 mit allen seinen Streitkräften, der sich die von Heydeck und die bisherige Besatzung von Magdeburg zugesellt hatten, in Eilmärschen gegen den Kaiser, vereinigte sich unterwegs noch mit den Truppen des Landgrafen Wilhelm von Hessen und erschien plötzlich in Augsburg, von wo er die kleine spanische Besatzung vertrieb und dem Kaiser den Krieg erklärte, weil er seinen Schwiegervater, den Landgrafen von Hessen, widerrechtlich gefangen halte und zugleich auf Umsturz der Reichsverfassung und auf Unterdrückung des Evangeliums ausgehe. Der kranke, höchlich überraschte und erschrockene Kaiser forderte in aller Eile Hülfe von seinem Bruder Ferdinand. Dieser aber ließ ihm sagen, er sey in Ungarn mit den Türken beschäftigt und könne keinen Mann entbehren. Der Vorwurf des Sachsen, der Kaiser wolle die Reichsverfassung umstürzen, bezog sich nur auf den Plan Karls V., seinen Sohn Philipp zum Kaiser zu machen, enthielt also eigentlich die Beschwerde Ferdinands, mit dem Moriz längst in Verkehr stand. Beide, Moriz und Ferdinand, kamen in Linz zusammen und machten

dort einen Frieden, der dem Kaiser aufgezwungen werden sollte. Der alte Kaiser wollte sich zu nichts verstehen, da er aber nur eine Hand voll Truppen bei sich hatte, hielt er für klug, sich allen weiteren Zumuthungen durch eine schnelle Flucht zu entziehen, und verließ in der Nacht des 6. April 1552 ganz heimlich Innspruck in der Richtung nach Ulm. Aber schon am folgenden Mittag erfuhr er, Moriz komme ihm gerade entgegen, um noch an demselben Tage Füßen zu besetzen. Da kehrte der Kaiser schnell wieder um. Als sich aber nach dem ersten Schrecken die in Oberdeutschland zerstreuten Kaiserlichen sammelten und namentlich im Norden Tirols zu Reutti viel bewaffnetes Volk zusammenlief, um den Kaiser zu schützen, beeilte sich Moriz, das Lager von Reutti zu zersprengen, und erstürmte die Ehrenberger Klause, am 18. Mai. Weil er aber hier seinen Söldnern den Sturmsold nicht bezahlen wollte, machten diese einen Aufruhr und verschafften dadurch dem Kaiser Zeit, von Innspruck aus weiter zu fliehen. Damals gab derselbe den sächsischen Kurfürsten, den er immer noch als Gefangenen mit sich geführt hatte, frei; er selbst aber ließ sich in einer Sänfte über das Gebirge nach Villach in Kärnthen tragen.

Moriz rückte noch bis Innspruck vor und hatte das Vergnügen, nicht nur den Kaiser, sondern auch das Concil in volle Flucht zu jagen. Denn in Trient glaubte man schon, die Sachsen stünden vor den Thoren, und alles lief davon. Bei der gänzlich veränderten Sachlage und nach der von Moriz abgegebenen Erklärung war das Concil wenigstens für die Protestanten überflüssig geworden und die Vereinigung mit den Katholiken kurz abgebrochen. Niemand empfand darüber einen tieferen Schmerz, als Melanchthon, den der Kurfürst noch bis auf die letzte Stunde zu seinen Zwecken mißbraucht, in guten Glauben eingewiegt und so arg betrogen hatte, wie den Kaiser. Wie Melanchthon, so dachten viele. Die sächsischen Landstände hielten es für ihre Pflicht, dem Kurfürsten einen schweren Vorwurf daraus zu machen, daß er sich mit dem Reichsfeinde in ein Bündniß eingelassen habe.

Darum kümmerte sich aber Moriz um so weniger, als er auch

die Franzosen betrügen wollte, wie er alle betrog. Zunächst kam es ihm nur darauf an, als Haupt der Protestanten mit König Ferdinand einen Vertrag zu schließen, durch welchen ein für allemal der spanische Einfluß von Deutschland fern gehalten wurde. Auch Bayern war im Einverständniß. Herzog Albrecht V., der seinem Vater Wilhelm 1550 nachgefolgt war, würde sein eifrig katholisches Volk sonst gewiß aufgeboten haben, um die Sachsen aus dem nahen Tirol zu vertreiben. Wurde Philipp auf Spanien und Italien beschränkt und behauptete sich Ferdinand in Deutschland, so war die Macht der Habsburger getheilt, also den übrigen Fürsten nicht mehr so gefährlich.

Ohne den flüchtigen Kaiser weiter zu beachten, kamen Moriz und Ferdinand aufs neue in Passau zusammen und schlossen dort am 2. August 1552 den berühmten Passauer Vertrag, in welchem den Protestanten volle Religionsfreiheit zugesichert, die Unterwerfung unter das Concil nicht mehr zugemuthet, also auch der Weg der Versöhnung verlassen und die Kirchentrennung zum Beschluß erhoben wurde, Landgraf Philipp wie Johann Friedrich seine Freiheit erhielt, Moriz aber im Namen seiner protestantischen Bundesgenossen dem Bündniß mit Frankreich wieder entsagte und sich auch verpflichtete, dem König Ferdinand gegen die Türken Hülfe zu leisten.

Dieser Passauer Vertrag wird als der Grundstein betrachtet, auf dem die protestantischen Kirchen Deutschlands stehen. Schade nur, daß ihn ein Judas gelegt hat. Der ehrliche Berkmann in seiner Stralsunder Chronik gesteht ein, daß auch den gläubigsten Anhängern Luthers nicht ganz wohl zu Muthe gewesen sey, weil die Sache Gottes eine Sache der Fürsten geworden war und fürstlicher Verrath, welcher der Kirche die Freiheit brachte, sie ihr auch wieder nehmen konnte. „Vund de boßheitt," schreibt Berkmann, „listigheit, vorrederie Mauritii iß sere ludtbar auer datt gantze landt. Gade geclagett datt idt nhu so jn de weltt tho geitt, dett nene truve bi hern vund forsten funden."

5.

Der tolle Albrecht.

Der kranke und lebensmüde Kaiser würde sich vielleicht nach der schrecklichen Demüthigung, die ihm sein eigener Bruder bereitet hatte, schon damals ganz von den Geschäften zurückgezogen haben, wenn er nicht den Angelegenheiten seines geliebten Sohnes Philipp eine neue günstige Wendung hätte geben wollen. Da er demselben die Kaiserkrone nicht verschaffen konnte, wollte er ihm außer Spanien, Neapel und der Lombardei auch noch Burgund (die Niederlande) zum Erbe lassen, damit er von hier aus immer noch einen mächtigen Einfluß auf Deutschland üben könne und um damit die Interessen der spanischen und deutschen Linien des habsburgischen Geschlechtes enger zu verflechten. Burgund als eine spanische Provinz bedurfte des Schutzes der deutschen Habsburger und diese hinwiederum Burgund zum Schutz gegen Frankreich. So lange dasselbe spanisch war, konnten die beiden habsburgischen Linien einander nie entbehren und mußten immer gegen Frankreich zusammenhalten. Burgund wurde ein Pfand dynastischer Einheit trotz der geographischen Trennung. Indem nun Karl V. mit diesem Gedanken umging, wollte er selbst nach Burgund gehen und dort alles ordnen, legte aber eben deshalb den größten Werth darauf, die Franzosen aus der Nähe von Burgund, aus Lothringen, zu vertreiben, wo sie sich bereits festgesetzt hatten. Seine Zustimmung zu dem Passauer Vertrage gab er nur unter der Bedingung, daß die Protestanten sich wieder von Frankreich trennen und ihm helfen sollten, Lothringen wieder zu gewinnen.

Heinrich II. von Frankreich hatte in dem Augenblick, in welchem Moriz gegen den Kaiser marschirte, auch seinerseits ein Heer in Italien, ein andres in Lothringen einrücken lassen. Er hatte wieder viele Schweizer in seinem Solde, denn seitdem er bei der Taufe seiner Tochter Jeannette die ganze Eidgenossenschaft zu Gevatter gebeten hatte, waren die Schweizer (Zürich und Bern ausgenommen) wieder

gar eifrig, ihm zu dienen. Heinrich, obgleich kein Held, begleitete das Heer nach Lothringen, ließ den jungen Herzog dieses Landes, Karl, nach Frankreich entführen und bemächtigte sich der deutschen Reichsstadt Metz durch Verrath, dann auch der Städte Toul, Cambray und Verdun. Da es ihm so weit gelang, wollte er auch Straßburg nehmen, wurde aber hier mit Kanonenschüssen begrüßt und begnügte sich, zum erstenmal die französischen Pferde aus dem Rhein trinken zu lassen. Denn das sah man damals in Frankreich als etwas Außerordentliches an. Im Uebrigen gab Heinrich vor, er komme, um „die deutsche Freiheit zu schützen.“ Das war die Parole der damaligen deutschen Fürstenpolitik. Das Recht, gegen den deutschen Kaiser zu rebelliren und die eigenen Unterthanen, Adel, Bürger und Bauern zu tyrannisiren, Bisthümer und Klöster zu plündern und die Landtage zu unterdrücken, endlich das deutsche Vaterland an das Ausland verrathen und verkaufen, das nannten unsere Fürsten damals „deutsche Freiheit.“

Die Perfidie Heinrichs II. war um so größer, als er für die Protestanten in Deutschland die Waffen ergriff, während er sie in Frankreich aufs härteste verfolgte. Schon sein Vater hatte alle Ketzer auf französischem Boden verbrennen lassen und das Einschleppen der Reformation auf alle Art verhindert. Als man einmal eine ketzerische Flugschrift an die Thüre des Königs Franz selbst anschlug, war er so erzürnt, daß er die sechs angeschuldigten Ketzer auf sechs verschiedenen Scheiterhaufen verbrennen ließ und selbst mit seinen drei Söhnen barfuß und eine Kerze in der Hand die Ketzer zum Tode führen half (1535). Im Jahre 1542 ließ derselbe König die furchtbarsten Strafen gegen die Calvinisten, die von Genf aus Propaganda machten, verhängen und 1545 die armen Waldenser, die sich von alten Zeiten her in den Gebirgen behauptet hatten, ausrotten und ihnen 22 Dörfer niederbrennen. Ganz dieselbe Politik behielt Heinrich II. bei und gerade weil ihm die Parteinahme für die deutschen Protestanten in Frankreich selbst übel genommen wurde, ließ er, um zu beweisen, daß es nicht aus religiöser Sympathie,

sondern nur aus Politik geschehe, die Ketzergerichte in Frankreich arbeiten und die Scheiterhaufen rauchen.

Die Statthalterin Margaretha hatte in Burgund schon ein Heer gerüstet, um die Franzosen wieder zu vertreiben. Nach dem Passauer Vertrage half Moriz dem König Ferdinand gegen die Türken fechten, der Kaiser selbst aber eilte an den Rhein. Hier sammelten sich um ihn viele deutsche Truppen und auch edle Spanier, die ihm in seiner Noth beispringen wollten und ihm von seinem Sohne Philipp eine Million Dukaten überbrachten. Die Franzosen wagten unter diesen Umständen nicht mehr das Feld zu halten, sondern gingen zurück, ließen aber die eroberten Städte stark besetzen und insonderheit Metz noch besser befestigen. In diesem Bollwerk wollte sich der kühne Herzog von Guise mit dem Kern der französischen Truppen um jeden Preis behaupten.

Unbekümmert um den Passauer Vertrag hatte unterdeß der tolle Markgraf Albrecht Alcibiades mit seinem großen Söldnerhaufen in bestialischer Weise gegen Bisthümer und Klöster in Franken und Schwaben, dann auch auf dem linken Rheinufer gewüthet. Dieser wilde Eber gab sich für einen Helden des Evangeliums aus, der den Weinberg des Herrn säubern müsse. Sein Tagewerk war aber nur Sengen, Brennen, Rauben, Morden. Alle Tage war er betrunken und seine Soldaten ahmten ihm nach, indem sie sich alles erlaubten und nichts mehr scheuten. Sie trugen weiße Armbinden, das Abzeichen der Franzosen, weil Albrecht wie Moriz ursprünglich als Bundesgenosse Heinrichs II. aufgetreten war. Als er über den Rhein setzte und Lothringen ausplünderte, stellte er sich dem Herzog von Guise zu Gebote, verlangte aber zu viel und trat deshalb zum Kaiser über, der eben auch mit seinem deutschen Heere ankam und es mit seinem niederländischen vereinigte. Karl V. verzieh dem tollen Markgrafen alles, weil er dessen 10,000 kampfgeübte Gesellen wohl gegen Metz brauchen konnte. Aber er fing die Belagerung zu spät im October an und da die Stadt sehr fest war und trefflich vertheidigt wurde, in seinem Lager aber Kälte und Krankheit die Menschen hinraffte, konnte er trotz aller Anstrengung die schöne Grenzfeste des

deutschen Reichs nicht wiedergewinnen. Wie ernst es ihm war, zeigt seine Ausdauer, da er trotz Alter, Podagra und Winterfrost im Lager aushielt. Ein französisches Entsatzheer unter dem Herzog von Aumale wurde von Albrecht siegreich zurückgeschlagen, aber Metz selbst blieb unerobert und der Kaiser mußte abziehen. Die dummen Deutschen selbst verhöhnten ihn mit dem schlechten Witz: „die Metz' und die Magd (Metz und Magdeburg) haben dem Kaiser den Tanz versagt."

In Italien richteten die französischen Waffen nicht viel aus, doch behaupteten sie Parma und konnten von Savoyen aus, wo sie festen Fuß gefaßt hatten, jeden Augenblick neu operiren. Zur See verbanden sie sich mit den Türken, plünderten die Küste von Neapel und besetzten die Insel Corsica, die damals zu dem kaiserlich gesinnten Genua gehörte. In Ungarn half Moriz dem König Ferdinand gegen die Türken, doch beschränkte man sich auch hier nur auf den kleinen Krieg.

Albrecht war dem Kaiser auf das rechte Rheinufer gefolgt, gab aber keinen Frieden, sondern fing wieder an, das Bisthum Bamberg auszuplündern, und zog dann im Interesse der niedersächsischen Städte und des Herzog Erich von Braunschweig-Calenberg gegen den in unbändiger Wildheit ihm selbst so ähnlichen Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Dieser war nach dem Passauer Vertrag ein Freiheit gesetzt worden und hatte die alten Händel mit den Nachbarn wieder angefangen. Noch einmal vertrieben, war er nochmals zurückgekehrt und hatte das Glück, als Albrecht ihn überfiel, durch einen Bund zahlreicher Fürsten, an deren Spitze Ferdinand und Moriz selbst standen, geschützt zu werden. Denn man wollte das deutsche Land nicht länger durch den Wüthrich Albrecht verheeren lassen. Er war von Woche zu Woche grausamer geworden, ließ hunderte von Dörfern anzünden, oft die Einwohner mit verbrennen, 80 Bamberger Bürger, die er als Geißeln genommen, verhungern. Wie in Franken, so tobte er jetzt in der goldenen Au und im Braunschweigischen. Da überzog ihn das von Moriz angeführte Reichsheer, bei dem sich auch Heinrich befand. Am 9. Juli 1553 kam es bei Sievershausen zu einer mörderischen Schlacht, in der die

Blüthe des norddeutschen Adels mit gewohnter, einer bessern Sache würdigen Tapferkeit focht und vier Fürsten und 400 Grafen und Ritter ums Leben kamen. Beim ersten Angriff fielen zwei Söhne Herzog Heinrichs, nachher noch ein dritter braunschweigischer Fürst von Celle. Markgraf Albrecht, dem der ganze Kampf galt, wurde gefangen von einem Söldner, der ihn aber um Geld gleich wieder los ließ. Schon war der Sieg der Reichstruppen entschieden, als Kurfürst Moriz noch durch einen Schuß von hinten her niedergestreckt wurde, also wahrscheinlich verrätherischer Weise. Er starb zwei Tage nachher kinderlos und die Kur fiel an seinen Bruder August.

Herzog Heinrich, in Verzweiflung über den Tod seiner geliebten Söhne, verfolgte den fliehenden und am Arm verwundeten Albrecht, der immer noch nicht von seinem alten Trotze ließ, vielmehr dem Rest seiner Söldner befahl, nichts mehr zu schonen und so lange sie noch Eisen in der Hand hielten, alles, was ihnen in den Weg käme, zu morden. Aber bei Schwarzach in Franken erlitt er die letzte Niederlage und floh, nur noch von wenigen Reitern begleitet, nach Frankreich. Zu stolz aber, um dort das Gnadenbrod zu essen, ging er wieder nach Deutschland und fand die letzte Zuflucht beim Markgrafen von Baden in Pforzheim, wo er nach wenigen Jahren an den Folgen seines wüsten Lebens gestorben ist. Heinrich von Braunschweig hatte nur noch einen Sohn übrig, den lahmen Julius, den er nie hatte leiden können, den er mißhandelte, hungern und in Lumpen gehen ließ. Um einen andern Erben zu erzielen, heirathete er noch im Alter, bekam aber keinen Sohn. Nun wollte er die Söhne seiner Eva von Trott legitimiren, aber sie selbst weigerten sich. Da ging endlich der alte Wüthrich in sich, ritt auf das Schloß des lange verstoßenen Julius, dem seine Gemahlin Hedwig von Brandenburg eben den ersten Sohn, Heinrich Julius, geboren hatte, trat plötzlich ins Zimmer und zog das Schwert. Die junge Mutter stürzte vor Schreck zu Boden, er aber legte das Schwert auf des Kindes Brust und sagte: „du sasst nu myn leive sonn sinn.“

So waren damals die deutschen Fürsten. Der beste unter ihnen war nach des alten Ulrichs Tode Herzog Christoph von

Württemberg, der die Wunden des Landes heilte und im Einklang mit seinem Volk die ständische Verfassung und das Landrecht revidirte. Da der gesammte Adel des Herzogthums sich zu Ulrichs Zeit und unter dem Schutze Habsburgs abgetrennt hatte und auf der schwäbischen Ritterbank reichsunmittelbar geworden war, blieben in der merkwürdigen württembergischen Landesvertretung nur zwei Stände übrig, der geistliche (14 Prälaten oder lutherische Aebte) und der bürgerliche.

6.

Der Augsburger Religionsfrieden.

Mittlerweile hatte sich der Krieg mit Frankreich in Italien und an den niederländischen Grenzen ohne irgend einen glänzenden Erfolg fortgeschleppt. Emanuel Philibert von Savoyen hatte für den Kaiser Hesdin und Therouanne eingenommen, 1553. Der alte Karl und Heinrich II. fanden sich persönlich ein und man erwartete eine große Schlacht, die jedoch unterblieb. Denn man diplomatisirte lieber. Der Kaiser ergriff die Gelegenheit, seinen Sohn Philipp mit der Königin Maria von England zu vermählen, die ihrem Vater Heinrich VIII. nachgefolgt war und durch ihre Mutter dem spanischen Hause angehörte 1554. Gelang es Philipp, Herr in England zu werden, so war das der sicherste Schutz für seine Niederlande. Wenn nun auch Ferdinand die deutschen Erblande und die Kaiserkrone behauptete, so konnte doch Karl V. die englische Heirath als den Schlußstein betrachten, mit dem er sein großes politisches Gebäude würdig vollende. Die Uebermacht des Hauses Habsburg schien gesichert.

Das deutsche Reich insbesondere wurde im folgenden Jahr 1555 durch König Ferdinand auf einem Reichstage in Augsburg vollends beruhigt. Hier nämlich wurde für das Reich die Parität beschlossen. Am Reichskammergericht sollten nicht mehr bloß Katholiken, sondern auch Protestanten Theil haben. Jede besondere Lan-

deskirche sollte Staatskirche seyn, d. h. die Staatsgewalt sollte die Confession bestimmen; unter einem katholischen Landesherrn sollten auch alle Unterthanen nur katholisch, unter einem protestantischen nur protestantisch seyn dürfen, nach dem neuen Grundsatz: „Wessen das Land, dessen der Glaube" (cujus regio, ejus religio). Wer sich zu einem andern Glauben bekannte, als die Landesreligion, durfte frei auswandern. Damit wurde der Landeshoheit oder Souveränetät eine vorher nie gekannte Ausdehnung gegeben, doch war das Gesetz insofern praktisch und zeitgemäß, als dadurch jeder fernere Hader innerhalb desselben Territoriums vermieden und jeder an seine Partei und an seinen eigenen Heerd gewiesen wurde, ohne das Nachbarhaus zu stören. Man stritt auf dem Reichstage viel über das Reformationsrecht der geistlichen Fürsten. Den weltlichen blieb es gestattet, so daß also ein katholischer Fürst, wenn er wollte, mit seinem ganzen Lande zu den Protestanten übertreten konnte, und umgekehrt ein protestantischer zu den Katholiken. Trotz alles Eifers der protestantischen Reichsstände wurde aber das Reformationsrecht durch den s. g. geistlichen Vorbehalt den geistlichen Kurfürsten, Erzbischöfen, Bischöfen &c. untersagt. Das waren die Bestimmungen des berühmten Augsburger Religionsfriedens vom 25. Septbr. 1555.

Im folgenden Winter wurde eifrig mit Frankreich unterhandelt. Der schwache, von entgegengesetzten Hofparteien hin- und hergezogene König Heinrich II. war um so mehr zum Frieden geneigt, als seine Finanzen durch die Verschwendungen des lüderlichen Hofes ganz erschöpft waren und der Anschluß Englands an die habsburgische Macht mit neuen Gefahren für Frankreich drohte. Am 5. Febr. 1556 schloß Frankreich mit dem Kaiser zu Vaucelles einen fünfjährigen Waffenstillstand.

Nun erst führte Karl V. den lange gehegten Entschluß aus und entsagte der Krone, nachdem er Spanien, Neapel, Mailand und Burgund seinem Sohn Philipp, die deutschen Erblande und die Kaiserkrone seinem Bruder Ferdinand überlassen hatte. Philipp trat sein Erbe schon 1556 an, Ferdinand erst zwei Jahre später, weil er die Zustimmung der Kurfürsten brauchte. Die erste Abdication

zu Gunsten Philipps erfolgte schon am 21. Oct. 1555 unter großer Feierlichkeit zu Brüssel in demselben Saal, in welchem Karl V. als zarter Jüngling für regierungsfähig erklärt worden war, umringt von den Rittern des goldnen Vließes. Die Abdication zu Gunsten Ferdinands fand ein unerwartetes Hinderniß am Papste.

Nach dem Tode Julius III. 1555 und Marcellus II., der nur 22 Tage Papst war, kam Paul IV. auf den h. Stuhl, aus dem Hause Caraffa, ein gewaltiger Geist, der den strengen Orden der Theatiner gestiftet hatte und an eine große Wiedergeburt des katholischen Geistes von innen heraus dachte, weshalb ihm das Kokettiren der Habsburger mit den Protestanten in tiefster Seele verhaßt war. Daß die Unabhängigkeit der Kirche und des h. Stuhls selbst durch die habsburgische Politik gefährdet war, lag jedermann vor Augen. Es war mithin dem Papste nicht zu verdenken, daß er den Druck, den der Herzog von Alba als kaiserlicher Statthalter von Mailand und Neapel aus auf Rom ausübte, unerträglich fand. Daß der Kaiser die Krone seinem Bruder abtrat, ohne erst den Papst zu fragen, gab dem letztern den ersten Anlaß, öffentlich mit jenem zu brechen. Die Kaiserkrone, behauptete er, werde vom Papst gegeben und könne auch wieder nur durch ihn zurückgenommen und neu vergeben werden. Das waren nun freilich mittelalterliche Ansprüche, auf die kein Fürst mehr achtete. König Ferdinand empfing nach Zustimmung des deutschen Reichs die Kaiserkrone am 14. März 1558 aus den Händen des Kurfürsten Joachim III. von Brandenburg.

Der alte Kaiser aber zog sich in das Privatleben zurück und zwar nach Spanien in das einsam gelegene Hieronymitenkloster Juste in Estremadura. Man hat von seinem Aufenthalt daselbst eine Menge Märchen verbreitet. Bald wurde erzählt, er habe sich die Zeit damit vertrieben, eine Menge Uhren gleich zu stellen. Weil es ihm aber nie gelungen sey und die Uhren doch immer verschieden gegangen seyen, soll er gesagt haben, so seyen die Menschen, man könne sie nie übereinstimmen. Bald erzählte man, der Kaiser habe sich noch in die Geschäfte einmischen wollen und sey deshalb von seinem Sohne Philipp undankbar zurückgewiesen und hart behandelt

worden. Dann hieß es wieder, er habe ganz als Mönch gelebt und sich strengen Bußübungen unterworfen. Das alles sind Erdichtungen. Der Kaiser lebte nicht als Mönch und auch nicht im Kloster, sondern in einer Kirche, die zum Palast für ihn eingerichtet war. Auch hatte er den Ort nur seiner gesunden Luft, seiner behaglichen Stille und schönen Natur wegen gewählt, um von langen Lebensmühen auszuruhen und sein Podagra zu pflegen. Obgleich er nicht mehr regierte, wurde ihm doch alles Wichtige mitgetheilt und sein Sohn holte gern seinen Rath ein. Als Vermittler diente der geschmeidige Herzog von Eboli, der sich eine Ehre daraus machte, daß seine schöne Gemahlin Philipps Maitresse wurde. Der letzte Rath, welchen Karl seinem Sohne ertheilte, war der, daß er den Jesuiten nicht trauen solle, weil sie darauf ausgingen, den Papst wieder hoch über die Kaiser und Könige zu erheben. Der König von Spanien müsse sich des Papstes fortwährend als Mittel zu seinen politischen Zwecken bedienen, sich aber nie als Mittel für die Zwecke des Papstes gebrauchen lassen. Zuletzt kam der Kaiser auf den seltsamen Einfall, sich einmal zum Scheine begraben zu lassen, um sich eine Vorstellung davon zu machen, wie es seyn würde, wenn er ernstlich begraben würde. Bei dieser Ceremonie aber zog er sich eine Erkältung zu und starb wirklich, am 21. September 1558.

Unter Karl V. kam die Kirchentrennung zu Stande und nicht ohne sein Zuthun. Dadurch wurde die Macht der Kirche gebrochen zum alleinigen Vortheil der Staatsgewalt und die deutsche Nation wurde zerrissen zum alleinigen Vortheil fürstlicher Willkür. Eine der wichtigsten und verderblichsten Neuerungen unter Karl V. war aber das Aufkommen des römischen Rechts als des ausschließlich kaiserlichen, als des ausschließlich wissenschaftlichen und theoretisch begründeten Rechtes. Dadurch nämlich wurde allen Ständen und Reichsgenossen das angestammte gute deutsche Recht und Herkommen und die öffentliche und mündliche Rechtspflege in der Muttersprache entrissen und sie wurden einem fremden, volksfeindlichen, despotischen Gesetz unterworfen, das in lateinischer Sprache geschrieben nur von studirten Juristen verstanden, ausgelegt und gehandhabt wurde mit-

telst eines ganz neuen schriftlichen und heimlichen Verfahrens. Das war ein eben so großes und schreckliches Uebel wie die Kirchentrennung.

Man schmeichelte Karl V. damit, daß er das römische Kaiserthum in einem Umfang wiederherstelle, wie es kaum Karl der Große vermocht habe, und er gefiel sich in dem Gedanken, die alten Institutionen seines angeblichen Vorgängers, des Kaiser Justinian, zu erneuern. Sein berüchtigtes Gesetzbuch, die Carolina, trägt schon keine Spur mehr vom deutschen Rechtssinn, sondern ist mit Blut für römische Sklaven geschrieben. Johann Oldendorp, einer der großen Juristen der Renaissance, prägte der ganzen modernen Juristenwelt den Grundsatz ein, es gebe nur ein Recht, und das sey das altrömische, classische. Das nach allen seinen Theilen zu ergründen, als wissenschaftliches System auszubilden und durch Gesetzgebung und Rechtspraxis allen Nationen aufzuzwingen sey die höchste Aufgabe. Er wandte sich desfalls auch an Karl V., der seine Dedication gnädig aufnahm und ganz mit ihm einverstanden war. Ein anderer großer deutscher Jurist, Gregor Hofmann, der sich Holoander nannte, leistete am meisten im Aufsuchen und Vergleichen der alten, in Italien noch erhaltenen Handschriften der Pandecten und Novellen und durch vollständige Herausgabe des altrömischen Rechts oder des corpus juris im J. 1531. Alle Universitäten griffen begierig darnach, denn alle standen unter dem Einfluß der Fürsten und dienten ihrer Politik. Durch die juristischen Facultäten wurden auf allen Universitäten die rechtskundigen Beamten des modernen Staats herangezogen, deren sich die herrschenden Dynastien fortan bedienten, das alte Recht der Nation und der Stände mit Füßen zu treten und vergessen zu machen.

Das corpus juris wurde nun aber auch den canonischen Büchern entgegengestellt und das Kirchenrecht nicht weniger durch das neue Fürstenrecht unterdrückt, wie die Volksrechte. Das Volk wußte nicht, was es that, als es sich mit den Fürsten gegen die Kirche verband. Es schmiedete sich selbst die härtesten Fesseln. Kaiser Karl V. dachte aber über die Kirche und über das Volk ganz eben so, wie die

protestantischen Fürsten, und beide wetteiferten nur, die Kirche und das Recht der Nationen zugleich zu unterdrücken. Es ist fast lächerlich, wenn sentimentale Geschichtschreiber ihn immer noch mit einem altkatholischen Nimbus umgeben und als den Hort conservativer und kirchlicher Politik bezeichnen. Karl V. war ein durch und durch moderner Staatsmann wie nach ihm Ludwig XIV. und Joseph II.

7.

Erste vergebliche Ermannung des Papstthums.

Erst mit Paul IV. gelangte das Papstthum wieder zum Bewußtseyn seiner selbst, zur klaren Besinnung über seine Pflichten in der tieferschütterten Zeit. Aber es war schon zu spät. Die Fahrläßigkeit, die Versündigung so vieler früherer Päpste hatte das Uebel groß und immer größer werden lassen. Wie sollte der feurige, aber wehrlose Theatiner das weite Gebiet des bereits abgefallenen Nordens wiedererobern, wie sich der gefährlichen Umstrickung der habsburgischen Politik auch nur in Italien selbst entwinden können?

In Genua war 1547 eine Verschwörung des Luigi de Fieschi, Grafen von Lavagna, die den Sturz des Andrea Doria und der kaiserlichen Partei zum Zwecke hatte, durch den zufälligen Tod des Urhebers gescheitert, der in dem Augenblick des Sieges, während er von einem Schiff im Hafen ausstieg, ins Wasser stürzte und verschwand. Dagegen hatte Ottavio Farnese, Pier Luigis Sohn, in Piacenza französische Unterstützung erhalten und die Franzosen behaupteten sich noch in Savoyen. Im J. 1555 war aber wieder der energische Herzog von Alba spanischer Gouverneur in Italien geworden und Cosmo in Florenz, sein Eidam, stand ihm gegen den Papst bei. Nichtsdestoweniger ging Paul IV. in seinem Eifer so weit, den König Philipp von Spanien des neapolitanischen Thrones für verlustig zu erklären, weil er als Oberlehensherr allein darüber zu verfügen habe, 1556. Ein französisches Heer unter dem Herzog von Guise sollte den Papst schützen, wich aber vor dem Herzog von

Alba zurück. Ein anderes kleines Heer von 3000 Schweizern unter Orsini wurde von deutschen Landsknechten unter Colonna geschlagen und der Papst mußte um Frieden bitten. Die Farnese gewann Alba, indem er ihnen Piacenza überließ.

Gleichzeitig hatten die Franzosen auch an den niederländischen Grenzen den Frieden wieder gebrochen, und waren unter Montmorency in Flandern eingefallen, wurden aber vom Grafen Egmont und dem Grafen Ernst von Mansfeld bei St. Quentin, am 8. August 1557, geschlagen, und diese Stadt, in der sich der französische Admiral Coligny ruhmwürdig vertheidigte, erobert. Durch diese Niederlage wurde Heinrich II. genöthigt, das Heer unter Guise aus Italien zurückzurufen, aber Egmont siegte noch einmal bei Grävelingen 1558, wo Montmorency gefangen wurde, und nun bequemte sich Frankreich aufs neue zu einem Frieden von Chateau-Cambresis, am 3. April 1559. Es trat darin Savoyen an seinen rechtmäßigen Herrn, Emanuel Philibert, wieder ab, der bisher in der Verbannung gelebt und den Kaiserlichen gedient hatte. Dagegen behielt Frankreich Calais, welches es im Verlauf des Kriegs den Engländern, die es schlecht besetzt hatten, weggenommen hatte. Es sollte zwar gegen eine Summe Geldes wieder an England zurückgegeben werden, aber man wußte wohl, dieselbe werde nicht bezahlt werden.

Durch die weltliche Uebermacht besiegt zog sich der Papst in seine apostolische Heiligkeit zurück, und betrieb die sittliche Reform des Klerus und die Unterdrückung der Ketzerei, so weit sein Arm reichte, mit großem Ernst. Man erinnerte ihn, es gebe in seinem eigenen Hause Einiges zu reformiren und machte ihn auf kleine Uebergriffe seiner nächsten Verwandten aufmerksam. Da stieß er dieselben mit Härte von sich und verdammte durch Wort und Beispiel das bisherige System des Nepotismus, durch welches die Päpste zwar ihren Familien Fürstenthümer erwarben, aber auch die Sache der Kirche an die weltlichen Mächte verrathen hatten. Indessen nutzte Paul IV. der Sache der Kirche selber nicht viel durch seinen Eifer, denn sein Haß gegen das Haus Habsburg bewog den

Kaiser Ferdinand, sich näher an die Protestanten anzuschließen. Wenn nicht mit sich selbst, doch mit seiner Stellung unzufrieden und mit trüben Aussichten in die Zukunft starb der alte Papst noch im Jahr 1559.

Mit dem reformatorischen Eifer dieses Papstes contrastirte seltsam die laxe Observanz des Herzog von Alba, der im Namen Philipps II. Italien beherrschte. Ein Chorherrnstift in Mailand war völlig entartet und zum lüderlichen Hause geworden. Der h. Carlo Borromeo, Erzbischof von Mailand, wollte es reformiren, aber die Chorherrn setzten sich zur Wehre und die spanischen Beamten nahmen sich ihrer an, so daß ihnen nichts geschah. Nachher wurde vermittelt und die Chorherrn leisteten dem heiligen Mann Abbitte, ohne daß er sie des weitern maßregeln durfte. Denn Alba und sein Heer dachten ganz wie Karl V. und wie die protestantischen Fürsten und Luther, die Staatsgewalt allein habe zu befehlen, die Kirche nur zu gehorchen. Der Erzbischof von Mailand war unter den hohen Würdenträgern der Kirche nächst dem Papst Paul IV. der erste, in dem wieder das Bewußtseyn bischöflicher Pflicht erwachte und der in großartiger Weise reformirte, so reformirte, wie es ursprünglich Luther und alle Wohldenkenden und über die Verderbniß des Klerus sittlich Entrüsteten gewollt hatten. Hätte es im Beginn des Jahrhunderts so heilige Bischöfe gegeben wie Carlo Borromeo, so würde allem und allen geholfen worden seyn und es hätte der unglückseligen Kirchentrennung und der blutigen Religionskriege nicht bedurft. Carlo Borromeo aber hatte auch noch zu seiner Zeit den schwersten Stand, weil ihm die spanische Regierung jedes Hinderniß in den Weg legte, weil die weltlichen Beamten durchaus nicht leiden wollten, daß ein Bischof die ihm untergebenen Priester ohne ihre Erlaubniß lenken und leiten solle. Nur mit unsäglicher Mühe führte er seine Reform durch, brachte Disciplin in die Weltgeistlichkeit, verbesserte den Schulunterricht und schnitt im Weinberg des Herrn, den er hütete, alles Dürre, Unreine, Parasitische und Giftige aus. Die Beamten und der lüderliche Theil des Klerus verfolgten ihn und standen ihm mehrmals nach dem Leben.

Aber das Volk ehrte ihn hoch und er wurde unermeßlich populär, als er während der verheerenden Pest die Stadt nicht verließ, sondern selber in die Hütten der Armen und an das Bett der Sterbenden ging, um Trost zu spenden.

Paul IV. hatte den Kaiser Ferdinand gar nicht anerkannt. Erst der folgende Papst, Pius IV., ein Medici, unter spanischem und florentinischem Einfluß gewählt, gab sich wieder ganz dem habsburgischen Interesse hin. Die unglücklichen Verwandten des vorigen Papstes, die Caraffa, ein Cardinal, ein Herzog und zwei Grafen, wurden, obgleich sie früher schon von Paul IV. selbst waren vertrieben worden, jetzt aufgesucht und hingerichtet, nicht sowohl wegen ihrer Schuld, als weil sie die Verwandten des der weltlichen Gewalt so verhaßten Papstes gewesen waren, an dem man sich noch im Grabe rächen wollte. Pius gab von vornherein zu, es gebe keine geistliche Gewalt mehr, und stellte den noch katholisch gebliebenen Souverainen anheim, was sie aus der Kirche machen wollten oder nicht. Unter diesen Umständen nun wurde eine Wiederaufnahme des Conciliums von Trient beliebt, nicht mehr, um die alte und neue Kirche zu versöhnen, sondern nur noch, um der alten Kirche so weit sie noch stehen geblieben war, eine neue Festigkeit zu geben. Sämmtliche katholische Fürsten hatten ein Interesse, die Reformation nicht weiter um sich greifen zu lassen, um nicht Land und Leute zu verlieren. Das bisherige Schwanken mußte aufhören, den Concessionen, die Ferdinand, der König von England, der Kurfürst von Köln 2c. den Reformirten gemacht hatten und wodurch nur immer die Protestanten gewonnen hatten, mußte ein Ende gemacht werden. Zu diesem Behufe rathschlagten der Kaiser, Frankreich und Spanien lange mit einander.

Ferdinand fürchtete mit Recht das große Uebergewicht, welches Spanien und Frankreich als rein katholische Mächte über ihn erlangen würden, dessen deutsches Reich durch die Reformation in zwei Theile zerrissen war, gab sich daher immer noch Mühe, eine Aussöhnung mit den Protestanten zu ermöglichen, und war zu großen Concessionen an sie bereit. Heimlich unterstützte ihn sogar Herzog

Albrecht von Bayern, dem das spanische Uebergewicht von Italien her bange machte. Beide, Ferdinand und Albrecht, wollten das Abendmahl in beiderlei Gestalt, den Gottesdienst in deutscher Sprache und die Priesterehe zugeben. Aber die von Kurfürst August nach Naumburg berufene Versammlung protestantischer Bevollmächtigter wollte sich nicht damit begnügen. Der päpstliche Nuntius Commendone, der dazu gekommen war, um, wenn nicht die Versöhnung zu Stande zu bringen, doch wenigstens das Entgegenkommen des Papstes vor aller Welt zu beweisen, wurde von den Protestanten verhöhnt und mit Verachtung zurückgestoßen, gab ihnen aber in milder Rede gute Lehren: „Wozu so bittere Worte gegen solche, die im Dienst des christlichen Gesammtwesens eine so weite und beschwerliche Reise zu euch unternommen haben? Ihr scheint durch Schmähungen die Gründe, die euch fehlen, ersetzen zu wollen. Ich will euch darin nicht nachahmen, sondern euch zeigen, daß wir euch wie in der Gerechtigkeit unserer Sache, so auch in der Mäßigkeit unserer Reden überlegen sind.“ Dann gab er ihnen zu bedenken: „Wie viel Zwist herrscht unter euch über Luthers Lehre? Keine Stadt, ja kein Haus in Deutschland ist frei von theologischem Gezänk. Weiber streiten mit Männern, Kinder mit Eltern über das Verständniß der Schrift. In Gesellschaften, in Wirthshäusern, bei Trunk und Spiel entscheiden Weiber und Kinder über die höchsten Wahrheiten. Und könnt ihr nicht einig werden, weil so gewiß falsche Sätze mit einander nicht stimmen, als wahre einander nicht widerstreiten. Je weiter ihr nun ins Meer des Irrthums hinausschifft, um so dunkler werden die Wogen.“

Obwohl die Naumburger Versammlung dem katholischen Friedensprediger in keinem Stücke nachgab, so schien sie den übereifrigen Lutheranern doch noch zu gemäßigt. Die letztern hielten einen Convent in Lüneburg, wo Flacius die fanatischen Prediger der Hansestädte Mörlin von Braunschweig und Hesshus von Magdeburg so wie der abgesetzte Kurfürst Johann Friedrich ihrem ganzen Hasse gegen die alte Kirche und gegen die gemäßigten Lutheraner Luft machten, 1561.

8.

Das Concil in Trient.

Nunmehr blieb den Katholiken nichts mehr übrig, als ihre erschütterte Kirche neu zu befestigen, ohne sich weiter um die Protestanten zu bekümmern. Aber die katholischen Mächte waren uneins, in wie weit sie den Papst noch wollten etwas gelten lassen oder nicht. Spanien hielt den Standpunkt der Staatsomnipotenz unbeugsam fest und wollte weder den sittlichen Reformbestrebungen, noch den Rechten des h. Stuhls und der Unabhängigkeit der Kirche die geringste Concession machen. Ferdinand fürchtete, der Protestantismus werde am Ende doch noch alle seine Erblande überfluthen, wenn er dem Volke nicht den Kelch und den Gottesdienst in der Muttersprache gestatte, ein Verlangen, welches auch Frankreich zugab. Denn auch in Frankreich waren trotz Heinrichs II. strengen Maßregeln von Genf aus die Reformationsideen in mächtiger Strömung eingedrungen und Frankreich hatte den Krieg mit Spanien abgebrochen und in dem Frieden von Chateau-Cambresis hauptsächlich im Hinblick auf den drohenden Religionskampf in seinem Innern angenommen. Katharina von Medici, die Gemahlin Heinrichs II., bat den Papst ausdrücklich, sich zu Reformen zu verstehen, weil es sonst nicht möglich seyn würde, den innern Frieden im französischen Volke zu erhalten. Allein Spanien gab nicht nach und bewilligte den Laien den Kelch nicht. Indem es das alte Dogma und den alten Ritus so fest hielt, nahm es sich andrerseits keineswegs des Papstes und seiner Hierarchie an, sondern suchte dieselbe zu zerstören und brachte die Ketzerei auf, die bischöfliche Gewalt fließe nicht aus der päpstlichen, sondern jeder Bischof in jedem Lande habe gleiches Recht mit dem römischen. Der Zweck dieser Behauptung war, für Spanien eine vom König unmittelbar abhängige Landeskirche zu gründen. Philipp II. rechnete dabei auf die Loyalität der Spanier. Frankreich würde sich im Sinn der gallicanischen Kirche gewiß gerne

dieser spanischen Auffassung angeschlossen haben, wenn es eben so sehr seiner eigenen Macht vertraut hätte, wie Spanien. Es besorgte aber, des Beistands katholischer Nachbarstaaten noch zu bedürfen, und stimmte daher für die Solidarität des Katholicismus in allen Ländern. Deshalb unterstützte es die päpstliche Gewalt und entschied am Ende für das spanische Festhalten am alten Dogma und Ritus unter der Bedingung, daß Spanien den h. Stuhl nicht allzusehr einschränke. Als sich Spanien und Frankreich darüber verständigt hatten, mußte ihnen auch das katholische Deutschland nachgeben.

Daraus nur erklärt sich alles, was in Trient vorging. Die seit dem 18. Januar 1562 auf dem erneuerten Concil wieder vereinigten Väter hatten nur das zu formuliren, was die Kabinette von Wien, Madrid und Paris vorher beschlossen hatten. Wegen der weiten Entfernungen dieser Residenzen war der Meinungsaustausch schwierig, daher die langen Pausen zwischen den Sitzungen des Concils. Man wußte wohl, daß auf diesem nichts anderes zu Stande kommen könne, als was die Diplomaten vorher beschlossen hätten, und sagte deshalb, der heilige Geist komme nach Trient mit dem Postfelleisen.

Deutschland und Frankreich verlangten Reformen, Spanien verwarf sie. Die beiden ersten Mächte gaben nach und die Reformen wurden demnach nur auf ein geringes Maaß beschränkt, auf Einschränkung des Ablaßunfugs und anderer Finanzschwindeleien, auf Herstellung einer besseren Zucht, der klerikalen Würde, des sittlichen Anstands, der geistlichen Studien und der Schulpflege. Dagegen wurde das ganze alte Dogma und der alte Ritus beibehalten und in Bezug auf das Abendmahl in einer Gestalt, die Transsubstantiation, die guten Werke, die Sakramente, die vom heil. Geist inspirirte Kirche, die alleinige Autorität der Kirche, die Autorität der Tradition, das alleinige Auslegungsrecht der heiligen Schrift durch die Kirche, die alleinige Gültigkeit der Vulgata, den Cölibat, die Messe, den ausschließlichen Gebrauch der lateinischen Kirchensprache, den Mariencultus, die Verehrung der Heiligen, der

Reliquien und Bilder, den Reformfreunden nicht die geringste Concession gemacht.

Spanien hatte den Papst ganz einschränken und so ohnmächtig machen wollen, wie die Patriarchen im Orient. Da ihm aber Deutschland und Frankreich die Reformen opferten, so opferte es seinerseits auch wieder ihnen seine staatskirchliche Tendenz und ließ den römischen Primat fortbestehen, jedoch nicht ohne Einschränkungen und Vorbehalte, wodurch sowohl den Landesbischöfen größere Rechte gegenüber dem h. Stuhl gewährt wurden, als auch das Verhalten der Curie selbst vom guten Rath, beziehungsweise von den Drohungen der katholischen Großstaaten abhing.

Das ist die wahre Geschichte des Tridentiner Concils, welche der Venetianer Paulo Sarpi mit antirömischer, der Jesuit Pallavicini mit römischer Feder geschrieben hat. Die berühmtesten Redner des Concils, der Cardinal Morone, der ermeländische Bischof und Cardinal Hosius, der sehr gemäßigt und conciliatorisch sprach, der bayrische Gesandte Baumgärtner, der am heftigsten gegen die Mißbräuche des Klerus donnerte und die schärfsten Reformforderungen stellte ꝛc., sie alle fochten nur mit Worten, die Entscheidung kam aus den kaiserlichen und den königlichen Cabinetten. Deshalb ist auch, was man vom Einfluß der Jesuiten auf dem Concile gesagt hat, sehr übertrieben. Die Jesuiten, die sich dem Papst in der Noth als treue Kämpfer zugesellten, waren damals noch ganz so ohnmächtig wie der Papst selbst. Nur das war ein Gewinn für sie, daß die Solidarität der katholischen Interessen auf dem Concil gewahrt wurden. Darauf ließ sich weiter bauen. In der letzten Sitzung am 4. December 1563 rief der Cardinal von Lothringen: „verflucht seyen alle Ketzer!“ und die ganze Versammlung rief es mit Donnerstimme nach. Das war sehr natürlich, denn die Naumburger und Lüneburger Versammlung hatte jede, auch die billigste Sühne ausgeschlagen.

Pius IV. starb noch in demselben Jahre und sein Nachfolger Pius V., an mönchische Ascese gewöhnt, faßte seine Stellung wieder wenn auch mit der Bescheidenheit seines Vorgängers, doch mit

dem strengen Pflichtgefühl, wie Paul IV. auf, indem er begriff, daß der Papst dem gesammten Klerus mit Eifer im Glauben, in der Andacht und Demuth vorangehen müsse. Carlo Borromeo übte den größten Einfluß auf ihn. Nach außen befreundete er sich besonders mit Cosmo in Florenz, den er mit Bewilligung Spaniens zum Großherzog ernannte. Er brauchte eine Stütze in Italien selbst gegen die Zumuthungen der Großmächte in Deutschland, Frankreich und Spanien. Pius V. suchte manches Gute der Reformation ganz still seiner Kirche anzueignen. So gab er einen römischen Katechismus heraus.

In jener Zeit der Scheidungen wurde auch durch Bullinger in Zürich die s. g. helvetische Confession als Norm der Anhänger Zwinglis aufgesetzt und beschworen. Nur Basel nahm sich davon aus und behielt seine besondere Confession. Auch in Genf nahm die reformirte Gemeinde eine eigenthümliche, von der schweizerischen unabhängige Verfassung an durch Calvin und verbreitete sich als Calvinismus nach Frankreich, den Rhein entlang nach den Niederlanden und England, während der ganze Osten Deutschlands und der skandinavische Norden bei Luther und der augsburgischen Confession verharrte. In Polen, wo die Reform auch umgriff, brachte Socin wieder eine abweichende Lehre auf, indem er die Dreieinigkeit leugnete. Cardinal Commendone hatte nur zu wahr gesprochen, wenn er den Reformirten endlose Entzweiungen prophezeihte.

Kaiser Ferdinand verdankte seiner Aussöhnung mit den Protestanten wenigstens Ruhe in den Erbstaaten. Die Türken blieben zwar immer noch höchst lästige Nachbarn, doch kam es zu keinem großen Kriege mehr auf dieser Seite. Martinuzzi suchte den jungen Johann Sigmund Zapolya bei Seite zu schieben, um sich durch Achselträgerei zwischen Oesterreich und der Türkei am Ende selbst zum Herrn Siebenbürgens aufzuwerfen. Sein Plan wurde aber entdeckt und Ferdinand ließ ihn meuchelmorden, 1552. Man hält ihn insofern für ein unschuldiges Opfer, als er von Ferdinand eine Emancipation der Bauern verlangt haben soll, als das einzige Mittel, sie gegen die Türken zu begeistern. Denn so lange sie Leibeigene christlicher Herren seyen, blieben sie stumpfsinnig und sähen die tür-

kischen Herrn eben so gern. Dieser Emancipation aber habe sich Ferdinand entschieden widersetzt und daher der Mord des Martinuzzi. Als Ferdinand dem Papst davon Anzeige machte, sagte dieser nur: ihr hättet ihn früher nicht so sehr loben und empfehlen, oder nachher nicht umbringen sollen. Die Türken rächten ihn durch Sengen und Brennen. Johann Sigmund behauptete sich in Siebenbürgen. Der alte Ferdinand endete sein vielbewegtes Leben 1564.

Sein Sohn Maximilian II. wurde Nachfolger im Reich. Ein jüngerer Sohn, Ferdinand, lebte auf dem Schloß Ambras in Tirol mit seiner liebenswürdigen Gemahlin. Das war Philippine Welser, die Tochter eines lutherischen Kaufmanns in Augsburg, nach dem Urtheil der Zeitgenossen das schönste Mädchen der damaligen Welt, dazu tugendhaft und geistvoll, so daß sie die Liebe des Erzherzogs nicht annahm, er müsse sie denn heirathen. Ganz hingerissen von ihr ließ er sich heimlich mit ihr trauen, lebte aber in der entsetzlichsten Angst vor dem Zorne seines Vaters. Da reiste Philippine unerkannt an den Hof des Kaiser Ferdinand, warf sich zu seinen Füßen und klagte ihm unter fremdem Namen das Leid, das ihr durch den strengen Vater ihres Gatten zugefügt sey. Der Kaiser, von ihrer engelgleichen Schönheit gerührt, hob sie auf und versprach ihr, ein ernstes Wort mit dem Vater zu reden, der eine so liebe Schwiegertochter verschmähe. Da gab sich Philippine zu erkennen und Ferdinand, zu Thränen gerührt, verzieh ihr alles. Die Volkssage mag diese Begebenheit ausgeschmückt haben, immerhin aber ist gewiß, daß der kaiserliche Vater die schöne Schwiegertochter anerkannte. Auch der Papst bestätigte die Ehe, und ihre Kinder wurden die Markgrafen von Burgau. — Eine andere poetische Gestalt jener Zeit war der starke Rauber, kaiserlicher Hofkriegsrath, dessen Bart 5 ½ Schuh lang war. Er warb um die schöne Helena, eine natürliche Tochter des zweiten Max, um die auch ein stolzer und starker Spanier freite. Der Kaiser versprach sie dem stärksten von beiden. Da steckte Rauber den Spanier in einen Sack und legte ihn zu Helenens Füßen nieder.

Fünftes Buch.

Wachsender Religionshaß.

1.

Die Jesuiten.

Die alte Kirche war nicht so sehr entartet, daß die geheimnißvolle Macht ihres romantischen Geistes nicht noch fortgewirkt hätte. Er lebte freilich nicht mehr in den Päpsten, noch im Klerus, wohl aber noch im Volke und im Adel, hauptsächlich bei den ritterlichen Spaniern.

Don Innigo Lopez, der jüngste Sohn des adeligen Hauses Loyola, insgemein Ignaz von Loyola genannt, war der spanische Offizier, welcher sich, wie oben erzählt ist, bei der Vertheidigung von Pampelona gegen die Franzosen durch seine Tapferkeit auszeichnete und schwer verwundet wurde. Er war damals noch ein lebenslustiger Ritter und sehr eitel. Nach seiner Heilung stand ihm ein Knochen aus dem Fuße vor, den er sich trotz der großen Schmerzen, um der Schönheit seiner Figur nicht zu schaden, abschneiden ließ. Es half ihm aber nichts, er mußte doch sein Lebenlang hinken. Auf seinem Schmerzenslager hörte er viele alte Legenden, die ihn so begeisterten, daß er den Heiligen nachahmen wollte. Sobald er genesen war, begab er sich auf den Montserrat, den aus der Ebene von Catalonien in hundert Felsenzacken emporstarrenden

Berg, der ganz mit Klöstern und Einsiedeleien bedeckt ist. Hier hielt er vor einem wunderthätigen Bilde der Jungfrau Maria eine Nacht hindurch die ritterliche Waffenwache, legte dann seine Waffen auf ihrem Altare nieder und vertauschte seine Rüstung mit der Kutte des Mönches. Von hier begab er sich nach Manresa in ein Hospital und widmete sich der Pflege der Kranken und harter Buße. Seine Erscheinung war so auffallend, daß man ihn auf offner Straße verhöhnte, bis es bekannt wurde, daß es ein Ritter sey und man nun mehr Respect vor ihm bekam. Die Martern, die er sich selbst anthat, warfen ihn wieder auf das Krankenlager. Da schrieb er sein berühmtes Buch „von den geistlichen Uebungen," die er als den Uebergang zur geistigen Wiedergeburt betrachtete. Als er wieder gesund war, pilgerte er nach Jerusalem, küßte aber unterwegs in Rom 1523 dem Papst Hadrian die Füße. In Italien herrschte die Pest. Niemand wollte den todtbleichen Pilger aufnehmen und er mußte die Nächte unter freiem Himmel zubringen. In Venedig bettelte er sich das Geld zur Ueberfahrt ins h. Land zusammen. In Jerusalem predigte er den Türken und wollte sie bekehren, was aber so anstößig und gefährlich schien, daß die Christen selbst ihn eilig wieder fortschafften. Er kam wieder nach Italien, wo Franzosen und Kaiserliche sich bekämpften, gerieth zufällig in das Lager seiner spanischen Landsleute, wurde für einen Spion gehalten und mit Ruthen gestrichen, duldete es aber mit Freudigkeit. Endlich kehrte er nach Spanien zurück und ging in Barcelona in die Knabenschule, denn er konnte weder lesen noch schreiben, obgleich er schon 33 Jahre alt war. Hier befand sich ein lüderliches Nonnenkloster, dessen Bekehrung Ignaz mit solchem Eifer betrieb, daß die bisherigen guten Freunde der Nonnen ihn halb todt prügeln ließen.

Hierauf widmete sich Ignaz einem regelmäßigen Unterricht auf den Universitäten Alcala und Salamanca, fuhr aber nebenbei fort, Buße zu predigen und zu bekehren, wobei er in Streit mit den Dominicanern gerieth, die es ihm wehren wollten. Man setzte ihn und die wenigen Jünger, die ihm bereits folgten, sogar ins Gefängniß, ließ ihn aber wieder frei, erstaunt und überrascht durch seinen

Muth bei so großer Demuth. Er begab sich nach Paris, der größten und berühmtesten aller Universitäten, studirte hier fleißig und erlangte die Magisterwürde 1534. Hier brachte er zuerst in sein geistliches Wirken die rechte Methode, von feurigen Jünglingen unterstützt, wie namentlich Peter Faber aus Savoyen, Franz Xaver, ein Edelmann aus Navarra, und die Spanier Lainez, Salmeron, Bobadilla, Rodriguez, die alle schon ihren Führer Ignaz als einen Heiligen verehrten. Die kleine Gesellschaft beschloß noch einmal nach dem h. Lande zu gehen, wurde jedoch in Italien zurückgehalten. Hier gab sich der Cardinal Caraffa, damals Erzbischof von Theate, viele Mühe, um Ignaz zu bewegen, er möge in den eben von ihm gestifteten Theatinerorden eintreten. Ignaz weigerte sich und mußte es später, als Caraffa Papst wurde, durch dessen Ungnade entgelten. Vorher aber war Paul III. Papst, welcher den frommen Eifer des Ignaz und seiner Gefährten huldvoll anerkannte und dieser kleinen „Compagnie Jesu" die Rechte eines geistlichen Ordens ertheilte, 1540. Das ist der Anfang der berühmten Jesuiten. Den Namen Compagnie verstanden sie militärisch, denn sie wollten Soldaten Gottes seyn. Bußpredigten, Bußübungen, in denen körperliche Geißelungen und Fasten mit geistiger Contemplation verbunden waren, Krankenpflege, Aufopferung für andere, sollten ihre Waffen seyn, Eroberung durch Bekehrung ihr Zweck. Damit aber alles, was sie thäten, wirklich, wie ihr Wahlspruch lautete „zur größern Ehre Gottes" (in majorem Dei gloriam) geschehe, nahmen sie zu den drei gewöhnlichen Mönchsgelübden, noch als viertes einen blinden und unbedingten Gehorsam gegen das Oberhaupt der Kirche auf. Der Papst begriff, wie nützlich ihm der Feuereifer dieser Gesellschaft werden könne.

Ignaz wurde der erste General des Ordens, der immer in Rom residiren und sich nach den Befehlen des h. Stuhles richten, selbst aber unumschränkt allen Mitgliedern befehlen sollte. Der Orden wurde in Provinzen eingetheilt, denen je ein Provinzial vorstand, die ordentlichen Mitglieder hießen Professen. Dieselben mußten dem General blind gehorchen, bewachten ihn aber durch

Assistenten, stellten ihn, wenn es nöthig war, durch einen Admonitor zur Rede und konnten in einem Generalcapitel über ihn richten. Die Lehrlinge des Ordens hießen Novizen, wie in allen Klöstern. Zwischen Professen und Novizen wurden etwas später s. g. Coadjutoren und Scholastiker eingeschoben, die sich dem gelehrten Unterricht widmeten. Die Jesuitenklöster hießen Häuser und im größern Umfang und mit Schulen verbunden, Collegien. Da es dem Orden auf praktisches Wirken ankam, dispensirte er gern seine Mitglieder von der Ascese, den strengen Uebungen, erlaubte ihnen, wenn es nützlich war, eine weltliche und sogar fremde Tracht und nahm auch Laien in die Gesellschaft auf, die ihm unter besonders schwierigen Umständen, wo Geheimniß erforderlich war, und in ketzerischen Landen dienten. Das nannte man die kurzrockigen Jesuiten (à courte robe). Auch die Krankenpflege trat jetzt in den Schatten und der Hauptzweck des Ordens wurde Eroberung der Seelen für die römische Kirche, Bekehrung der Ketzer durch Predigt und Schrift, Bekehrung der Heiden durch Missionsreisen, Befestigung im Glauben und Begeisterung der Jugend durch Unterricht. Das alles machte man als gute Werke geltend und setzte es ausdrücklich der lutherischen Lehre von der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben entgegen.

Luther hatte, indem er gegen den Ablaß ankämpfte, mit Recht die todten Werke, das Abkaufen der Reue, Buße und Strafe mit Geld, verdammt, fiel aber dann in die Einseitigkeit, die Werke überhaupt zu unterschätzen, den guten Willen zu mißachten und nur auf den Glauben allein Werth zu legen. Das erzeugte bei Flacius und den meisten andern seiner blinden Anhänger, deren Schuld der edle Melanchthon nicht theilte, einen unvernünftigen Eigensinn, der auch die schlechtesten Werke um des guten Glaubens willen verzieh. Gegen diese schwache Seite des Protestantismus kehrten nun die Jesuiten ihre Waffen mit vielem Glück, indem sie den Werth der guten Werke und der aufopfernden Liebe wieder geltend machten. Wie ihr Stifter selbst, so waren alle ihre ersten Häupter außerordentliche Menschen, die ihrer Ueberzeugung die schwersten Opfer brachten.

Franz Xaver reiste schon 1542 nach Ostindien, um von

dieser großen portugiesischen Colonie aus das Christenthum zu verbreiten. Indem man viele hundert Millionen Heiden der alten Kirche zuführen wollte, hoffte man den Verlust zu ersetzen, den der Abfall der Protestanten bewirkt hatte. Die Legende des h. Franz Xaver ist mit vielen Wundern ausgestattet und zu sehr im panegyrischen Styl geschrieben, doch geht daraus hervor, daß er mit unendlicher Aufopferung in Predigt, Krankenpflege und Liebeswerken unermüdlich war, um durch Wort und Beispiel Seelen zu gewinnen, und daß er auf seinen vielen Reisen durch den indischen Archipel, auf Malakka ꝛc. große Gefahren bestand. Als er auch nach China gehen wollte, starb er, 1552. Die Kirche hat ihn heilig gesprochen. Er gab allen folgenden Jesuitenmissionen ein ruhmwürdiges Beispiel.

Seine in Europa zurückgebliebenen Gefährten erlangten ihre größten Erfolge mittelst der Schule in den von ihnen errichteten Collegien. Und zwar Lainez in Padua, Salmeron in Modena, Bobadilla in Wien, Faber in Köln. Hier trat in den Orden der Holländer Peter Canisius, der durch seinen Katechismus und andere Lehrbücher sich um Erhaltung des katholischen Glaubens in Deutschland das größte Verdienst erwarb. Araoz wirkte in Brüssel und ging dann nach Spanien, wo es ihm und dem von Deutschland aus empfohlenen Faber gelang, das hier gegen die Jesuiten herrschende Vorurtheil zu entkräften. Besonders eifrig nahm sich Herzog Wilhelm von Bayern der Jesuiten an, ließ durch Le Jay in Ingolstadt ein Collegium errichten, dem bald andere Jesuitencollegien in Dillingen, nachher auch in Wien und Prag, Aschaffenburg, Mainz und Trier folgten. Die Jesuiten redeten dem alten Kaiser Ferdinand die Besorgniß aus, als werde etwa der Felsen Petri der nordischen Fluth nicht widerstehen können. In Deutschland gewannen sie außerordentlich dadurch, daß sie dem Christenthum die heitere und freudige Seite abzugewinnen wußten, alle Werke der Liebe mit Lust verrichteten, den natürlichen Frohsinn des Volks nicht unterdrückten, in ihren Schulen die Kinder freundlich behandelten und allen Unterricht, alle Hülfe überhaupt unentgeldlich leisteten. Das war die Hauptklage gewesen, daß die Pfaffen immer so viel verlangt

und genommen hatten. Die Jesuiten nahmen nichts, was man ihnen nicht freiwillig anbot, und waren ihrerseits unerschöpflich im Geben und Wohlthun.

Anfangs hatte Ignaz den Orden einfach an die Kirche gewiesen und ihm jeden Verkehr mit den weltlichen Höfen ausdrücklich untersagt. Nun geschah es, daß Rodriguez, der wie Franz Xaver am portugiesischen Hofe in großen Gnaden stand und ein Collegium in Coimbra gegründet hatte, dort aus Nachsicht gegen Hof und Adel die Disciplin zu sehr vernachlässigte. Da rief ihn der strenge General zurück. Rodriguez aber intriguirte gegen ihn und Ignaz soll sich dadurch bewogen gefunden haben, den Ordensgliedern eine besondere Rücksicht auf die Fürsten zu empfehlen. Allein auch ohne diesen Anlaß würde ein Orden, der einmal zu solchem Ruhm und solcher Bedeutung gelangt war in einer Zeit, in welcher die weltlichen Fürsten allein alle Macht in sich vereinigten, sich mit den Fürsten zu vertragen und ihnen zu schmeicheln in den Fall gekommen seyn. Auch waren sie durch ihre Statuten dazu aufgefordert, denn diese befahlen ihnen, blind dem Interesse des Papstes zu dienen, Pius V. aber hatte ausdrücklich anerkannt, das Papstthum vermöge nur noch durch die Gunst der katholischen Großmächte zu bestehen.

Ignaz starb 1556. Ihm folgte als General Lainez. Damals zählte der Orden schon 11 Provinzen in Italien, Spanien und Portugal, 2 in Deutschland, in Frankreich erst ein Collegium.

Im J. 1528 war noch ein anderer neuer Orden, nämlich der der Kapuziner von Clemens VII. bestätigt worden. Ein Franciscaner, Mathäus de Bassi, hatte gefunden, die Mönche des h. Franciscus trügen nicht mehr die Kutte desselben in ihrer echten Form, fügte derselben daher die fehlende Kapuze hinzu. Darüber entstand ein langer, eigentlich lächerlicher Streit, bis die Kapuzenträger sich ganz vom älteren Franciscanerorden ausschieden. Sie beeiferten sich zugleich, zur alten Armuth und Einfalt ihres h. Stifters zurückzukehren, mischten sich unter das gemeine Volk und nahmen auch am liebsten nur solche Novizen unter sich auf, die an die Sprache

und Sitte des Volks gewöhnt waren. Insofern übten sie auch außerordentlichen Einfluß auf den gemeinen Mann. Das wurde von den Jesuiten begriffen und diese machten sich daher die Kapuziner auf alle Art verbindlich, um sich ihrer zur Missionsarbeit in den niedern Schichten der Gesellschaft zu bedienen, während sie sich selbst die höhern vorbehielten.

2.

Philipp II.

Der Sohn Karls V. hatte das schönste Reich der Welt geerbt, indem er Spanien, Neapel, Mailand, Burgund besaß, der kaiserliche Oheim in Deutschland sein natürlicher Verbündeter, der Papst gänzlich von ihm abhängig und auch in Frankreich die katholische Partei auf sein Bündniß angewiesen war. Zudem erweiterten sich seine Eroberungen in Mittel- und Südamerika und nicht weniger in Ostindien, wo eine große Inselgruppe nach ihm die Philippinen genannt wurde. Unermeßliche Summen Goldes flossen ihm aus der neuen Welt zu, wodurch er die Mittel erlangte, seine Seemacht zur ersten der Welt zu erheben. Vor Spanien fürchtete sich alles, um Spaniens Gunst warb alles. Die spanische Stimme war die erste im Rath der Mächte. Sie war es, die hauptsächlich auf dem Tridentiner Concil entschied. Ein Netz von spanischen Diplomaten breitete sich über ganz Europa. Auch spanische Truppen lagen fortwährend in den Niederlanden, Deutschland und Italien. Dadurch verbreitete sich die spanische Sprache als die herrschende in der Weise, wie später und heute noch die französische über alle andern vorherrscht. In Spanien selbst aber stieg die Cultur, stiegen Wissenschaften und Künste auf eine seiner Machtstellung entsprechende Höhe. Obgleich auch hier die Renaissance triumphirte, so modificirte sich doch der italienische Geist auf spanischem Boden und behielt mehr Romantik bei, als es anderswo der Fall war. Die spanischen Kirchenmaler trugen eine tiefe Gluth der Andacht in die Bilder, wovon man in den verweltlichten

Kirchen Italiens nichts mehr erblickte. Wenn Spanien durch geschmacklose Bauten im neurömischen Kolossalstyl dennoch entstellt wurde, so war das einzig die Schuld des Königs, in dem keine Ader von katholischer Romantik pulsirte, der vielmehr die Kirche nur wie etwa früher Constantin der Große als Mittel zum Zweck des politischen Despotismus ansah, sie daher gar nicht mehr selbständig als Kirche gelten ließ, sondern dieselbe in seinem königlichen Palast einmauerte, sie zu einem bloßen Anhängsel des absoluten Königthums machte.

Deshalb war der berühmte Escorial, sein riesenhafter Prachtbau, zugleich das Sinnbild seiner Staatsidee, ein königlicher Palast, der zugleich Kirche und Kloster ist. Nach dem Siege seiner Truppen bei St. Quentin gelobte er dem h. Laurentius, an dessen Tage die Schlacht Statt fand, einen Tempel, der einen Rost, auf dem der Heilige gebraten worden war, zum Grundriß haben sollte, daher aus einer Menge von Quadraten mit inwendigen Höfen besteht, ein Bau im neurömischen Rundbogenstyl, ungeheuer überladen, schwerfällig und geistlos. Leider wurde das schöne Spanien mit Kirchen und Schlössern dieses schlechten Styls überschwemmt und der altromantische Charakter seiner arabischen und gothischen Architektur arg verpfuscht.

Auch im Glaubenseifer Philipps II. wurde jede specifisch altkatholische und romantische Empfindung vermißt. Er faßte die Aufgabe, die Ketzerei auszurotten, rein aus dem Gesichtspunkt des politischen Nutzens wie ein altrömischer Imperator auf, ohne Mitleid, ohne Menschlichkeit, ohne an das „liebet eure Feinde" zu denken, und sein einziges Bekehrungsmittel waren Henkerbeil und Scheiterhaufen. Man erzählt, auf seiner Reise aus den Niederlanden nach Spanien, ehe er dort zum erstenmal als König auftrat, habe er während eines fürchterlichen Sturms das Gelübde gethan, Gottes Zorn durch Vertilgung der Ketzer zu sühnen. Das mag seyn, gewiß aber ist die Auslegung falsch, als habe er sich durch religiösen Fanatismus erst zur Tyrannei verführen lassen, sein Fanatismus diente nur seinen politischen Planen. Er bediente sich des Inquisitionsgerichts, um in Spanien selbst die leiseste Regung von Ketzerei

auszurotten, ließ auf den schwächsten Verdacht hin die Todesstrafe verhängen und wohnte den Auto=da=Fe's oder Ketzerverbrennungen persönlich mit seiner Familie und seinem Gefolge bei. Alles aus politischer Berechnung. Er wollte sich nicht beim Anblick der greuelhaften Brände ergötzen, sondern nur andre schrecken, damit ihm das Volk desto unverbrüchlicher gehorche.

Er war zuerst mit der portugiesischen Königstochter Maria vermählt, als diese starb heirathete er die Königin Maria von England, konnte jedoch seinen Zweck, dieses Land zu beherrschen, nicht erreichen, da ihn die Engländer nicht haben mochten. Als nun Maria 1558 gestorben war, nahm Philipp zur dritten Gemahlin die schöne Prinzessin Elisabeth, Tochter Heinrichs II. und der Katharina von Medicis, die ihm Herzog Alba in Paris freite. Diese junge Dame war vorher seinem Sohne Don Carlos zur Braut bestimmt gewesen und es ist wohl möglich, daß sie den Sohn lieber genommen hätte als den Vater, dessen persönliche Erscheinung von keinem Zeitgenossen als liebenswürdig bezeichnet worden ist und dessen Bildnisse uns heute noch ziemlich klar machen, warum man ihn mehr gescheut als geliebt hat. Der unglückliche Infant Don Carlos wurde von dem argwöhnischen Vater zurückgesetzt und ließ sich in heimliche Verbindung mit den niederländischen Großen ein. Aus neueren sehr sorgfältigen Untersuchungen ist hervorgegangen, daß er mit dem berüchtigten Aufruhrstifter Wilhelm von Oranien in Briefwechsel stand, daß er der Tyrannei des Vaters entfliehen und sich an die Spitze der befreiten Niederländer stellen wollte, daß er seinem Vater wichtige Documente entwendete und dem Oranier mittheilte. Der kaiserliche Gesandte Dietrichstein wußte von einem bedeutenden Anhang, den Don Carlos in Castilien selbst besaß. Genug, um den Vater vollkommen zu entschuldigen, sofern er den gefährlichen Sohn verhaften und im Kerker umbringen ließ, ob durch Enthauptung oder Aderöffnung ist ungewiß, 1568. Bald darauf starb auch die Königin Elisabeth an Gift. Der geheime Verkehr des Sohns mit den Rebellen wurde streng verschwiegen, weil die Krone zu sehr dabei compromittirt war. Dagegen warf man entstellende Berichte in die Welt

hinaus, durch welche Don Carlos als ein Blödsinniger und halb Wilder charakterisirt wurde.

Das anschaulichste Gemälde jener Zeit gewährt ein Brief der Gräfin d'Aunoi, Gemahlin des französischen Gesandten in Madrid im 17. Jahrhundert. Sie schildert die herrlichen Bilder des königlichen Lustschlosses Buitrago. „In jene Fürstin von Eboli, deren Schönheit so viel ist gerühmt worden, war der König sehr verliebt. Man zeigte mir ihr Porträt, welches von einem vortrefflichen Maler muß seyn gemacht worden. Sie ist in Lebensgröße vorgestellt, und sitzt unter einem Zelte, welches an einigen Baumästen befestigt ist. Es scheint, daß sie eben das Bette verlassen hat, denn sie hat nichts an, als ein Hemd von sehr feiner Leinewand, welches einen Theil ihres Leibes sehen läßt. Wenn dieser so schön war, als er in diesem Bilde scheint, und wenn ihre Züge so regelmäßig waren, so muß man glauben, daß sie die reizendste unter allen Frauen gewesen ist. Ihre Augen sind lebhaft und voller Verstand, daß man denkt, sie werde den Augenblick anfangen und sprechen. Man führte mich in eine andere Gallerie, wo ich sie wieder antraf. Sie war in einem großen Bilde, im Gefolge der Königin Elisabeth gemalt. Dieses ist die Königin Elisabeth, eine Tochter Heinrichs II., Königs von Frankreich, welche Philipp II., König von Spanien selbst heirathete, anstatt sie dem Don Carlos, seinem Sohne, dem sie versprochen war, zu geben. Die Königin hielt ihren Einzug zu Pferde, wie die Gewohnheit ist; ich fand die Fürstin von Eboli, neben der Königin, nicht so glänzend, als sie mir auf dem Bilde, wo sie allein vorgestellt war, geschienen hatte. Hieraus kann man einen Schluß auf die Schönheit dieser jungen Königin machen. Sie trug ein Kleid von blauem Atlas. Der König sahe sie von einem Balcon herab vorbei reiten: er war schwarz gekleidet und trug die Ordenskette vom goldenen Bließ am Halse; seine Haare waren roth und grau; sein Gesicht lang, blaß, alt, runzlich und häßlich. Der Infant Don Carlos begleitete die Königin: er war sehr weiß, hatte einen schönen Kopf, blondes Haar, blaue Augen und sahe die Königin mit einem so rührenden Schmachten an, daß man

siehet, der Maler hat das Geheimniß seines Herzens ergründet und hat es wollen ausdrücken: sein Kleid war weiß und mit Edelgesteinen besetzt. Er trug ein geschlitztes Wams und einen kleinen Hut, der auf der Seite aufgeschlagen und mit weißen Federn bedeckt war. In eben der Gallerie sahe ich ein anderes Gemälde, welches mich sehr rührte: Es war der sterbende Prinz Don Carlos: er saß in einem Armstuhle, einen Arm auf den Tisch, der vor ihm stund, gestützt; seinen Kopf hatte er in die Hand gelegt, in der andern Hand hatte er eine Feder, als wollte er schreiben. Vor ihm stund ein Gefäß, worinnen man noch etwas von einem braunen Tranke sahe, und dem Vermuthen nach war es Gift. Weiter hin sahe man das Bad für ihn zubereitet, worinnen ihm die Adern sollten geöffnet werden. Der Maler hatte den Zustand vollkommen gut vorgestellt, worinnen man sich bei einer so traurigen Gelegenheit befindet; und da ich die Geschichte dieses unglücklichen Prinzen gelesen hatte und davon war gerührt worden, so kam es mir in der That vor, als ob ich ihn itzt würde sterben sehen. Man sagte mir, alle diese Gemälde wären von sehr großem Werth."

Die Eboli ist auch von Titian gemalt worden, wie sie nackt vor dem König sitzt, der die Orgel spielt. Sie ist über die Maaßen reizend, eine vollendete Venus. Aber diese üppige Dame liebte hinter dem Rücken des alternden Königs den Günstling desselben, Perez. Um das Geheimniß dieser Liebe zu verbergen, wurde der einzige Mitwisser desselben, Escovedo, durch einen Befehl, den die Liebenden arglistig dem König selbst entlockten, aus der Welt geschafft. Allein Philipp II. kam dennoch hinter die Schliche des jungen Paares, das ihn so arg getäuscht hatte, und gerieth, wie man sich denken kann, in unsägliche Wuth. Allein er war durch die Vorrechte des Adels und der aragonischen Stände gebunden. Als er den Perez hinrichten lassen wollte, erhob sich das gesammte Volk und befreite ihn. Perez entkam nach Frankreich und England und starb im Exil natürlichen Todes. Die Eboli wurde ihrer Güter beraubt und verbannt.

3.

Die Schlacht bei Lepanto.

Im J. 1522 hatte der große Sultan Soliman II. die Insel Rhodus erobert. Die aus d. h. Lande dahin übergesiedelten Ritter des Johanniterordens wehrten sich zwar unter ihrem Großmeister Villiers verzweifelt gegen die Uebermacht, mußten aber am Ende capituliren. Villiers und seine Ritter irrten seitdem umher, bis ihnen Karl V. im J. 1530 die Insel Malta einräumte, wo sie sich trefflich befestigten und von wo aus sie den Seekrieg gegen die Ungläubigen fortsetzten. Karl hoffte, sie würden ihm gute Dienste leisten gegen Haireddin Barbarossa, und das thaten sie auch.

Indessen ließen sich die türkischen Seeräuber doch nicht aus dem Mittelmeer vertreiben. Nach Barbarossas Tode that sich ein andrer türkischer Seeräuber hervor, Dragut (eigentlich Torghut) genannt. Er war einmal von Andrea Doria gefangen und auf eine Galeere geschmiedet worden. Nachher hatte er sich durch seine Räubereien solchen Ruhm erworben, daß ihn der Sultan unterstützte. Er entriß nun den Spaniern ihre Niederlassungen an der nordafrikanischen Küste und eroberte Mehadia. Sein Unabhängigkeitssinn machte ihn dem Sultan verdächtig. Doria entriß ihm Mehadia wieder. Als aber der Sultan Malta angreifen wollte, versöhnte er sich mit Dragut, der nun den Spaniern Tripolis entriß, 1552. Nun gesellte sich ihm noch der Croate Piale zu, ein höchst verwegener Räuber, den der Sultan zum Kapudan Pascha (Admiral) gemacht hatte, und Stalih, Fürst von Tunis, und diese drei plünderten 1553 und 54 unaufhörlich an den spanischen und italienischen Küsten und führten eine halbe Million Menschen als Sklaven fort. Spanien aber vermochte es nicht zu hindern, weil Heinrich II. sich nicht schämte, die französische Flotte mit der türkischen zu vereinigen und mit plündern zu lassen. Karl V. hatte damals so viele andere Sorgen in Deutschland und konnte nicht helfen.

Erst Philipp II., nachdem er seine Macht in Spanien befestigt sah, rüstete 1559 eine große Flotte aus unter dem Herzog von Medina Celi, um die Insel Dscherbe zwischen Tunis und Tripolis zu erobern und somit einen festen Keil zwischen die Raubstaaten einzutreiben. Dieser nahm zwar die Insel, versäumte aber, von hier aus rasch Tripolis zu überfallen, ehe die feindlichen Flotten sich gesammelt hatten, verweilte zu lange bei der Befestigung der Insel und wurde von Piale mit ungeheurer Uebermacht überfallen. Obgleich Andrea Doria bei ihm war, gab doch dieser selbst die Flucht, um wenigstens viele Schiffe zu retten, da ihr Sieg unmöglich war. Auch Medina Celi entfloh und beide entkamen nach Malta. Doch vertheidigte Don Alvaro die Insel Dscherbe mit dem größten Heldenmuth und wollte sich endlich durchschlagen, wurde aber gefangen. Philipp II. behielt bei diesen Verlusten seinen gewohnten Gleichmuth, unternahm übrigens, weil er viel anderes zu thun hatte, zunächst noch keine neuen Seerüstungen gegen die Türken. Soliman II. aber machte 1565 einen furchtbaren Angriff auf Malta, wo sich jedoch die Ritter unter ihrem Großmeister la Valette mit so untadeliger Tapferkeit wehrten, daß die Türken abziehen mußten, nachdem sie 20 bis 30,000 Todte zurückgelassen hatten, von den heldenmüthigen Vertheidigern selbst aber nur 600 übrig waren. Zur bessern Befestigung der Stadt und zu Ehren des Großmeisters wurde hier die neue Stadt und Festung la Valette angelegt.

Bald darauf brach unter den im südöstlichen Spanien noch übrigen Moriskos eine gefährliche Empörung aus, an der Philipp II. freilich nur selber schuld war, denn er versagte denselben die Duldung und die Privilegien, deren sie sich bisher erfreut hatten. Er befahl ihnen 1568, sich in Sprache, Tracht und Sitte mit den übrigen Spaniern gleich zu stellen und alles Maurische abzulegen. Sie waren längst getauft und lebten als friedliche und fleißige Unterthanen. Der König aber beargwohnte sie so lange, als sie wenigstens noch in ihrer Kleidung und Mundart seinen Todfeinden, den Muhamedanern, glichen. Auch haben sich die Türken gewiß Mühe gegeben, geheime Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen, wie

denn die Moriskos wirklich die Hülfe des Sultans angefleht haben, um sich gegen die harten Decrete des Königs zu schützen. Man muß nicht glauben, daß es religiöser Fanatismus war, was den König zum Henker der Moriskos machte. Sie waren schon lange Christen und der König verfolgte sie nicht als Ketzer, sondern als ungehorsame Unterthanen, die mit dem Feinde einverstanden seyen. Gleiche Religion genügte ihm nicht, er verlangte gleichen Gehorsam, gleiche politische Unterthänigkeit. Die Moriskos wehrten sich noch einmal, zum letztenmal in ihren Bergen von Alpuxaros wie Verzweifelte, angeführt von Don Fernando Muley, genannt Ben Humayah (Sohn der Ommaijaden). Das Blut floß in Strömen, 100,000 Menschen kamen um. Der Rest der Moriskos wurde in andere Provinzen verbannt.

Hierauf entschloß sich Philipp II. zu einer neuen großen Seerüstung, denn die Türken waren damals im Begriff, den Venetianern die Insel Cypern zu entreißen. Don Juan d'Austria, ein natürlicher Sohn Karls V. und Halbbruder Philipps II., hatte sich bereits zur See ausgezeichnet und wurde nun zum Admiral der spanisch-venetianisch-päpstlichen Flotte ernannt, welche 1571 auszog, um Cypern zu retten. Sie kamen zu spät, die Türken hatten sich der großen Insel schon bemeistert, Don Juan aber verfolgte ihre Flotte, erreichte sie bei Lepanto am Eingange des Meerbusens von Korinth und vernichtete sie gänzlich, so daß von 264 großen Schiffen nur 40 entkamen. Es war die größte Seeschlacht, die bisher auf dem Mittelmeere geliefert worden war, am 25. Sept. 1571. In dieser Schlacht kämpften mit der große genuesische Admiral Andrea Doria, der junge Alexander Farnese von Parma und der spanische Dichter Cervantes. Hierauf griff Don Juan Tunis an und eroberte es, jedoch ging es bald wieder verloren. Man begreift kaum, warum der Sieg nicht gleich anfangs besser verfolgt wurde. Wie glänzend er immer war, so hinderte er die Türken doch nicht, ihre imposante Stellung im Mittelmeere zu behaupten. Philipp II. beging den Fehler, die Venetianer im Stich zu lassen und anstatt Cypern zurückzuerobern, nur an das ihm näher gelegene Tunis zu denken.

Dadurch sah sich Venedig gezwungen, mit den Türken Frieden zu machen und ihnen Cypern zu lassen. Man sah in Venedig herrliche Gemälde der Schlacht von Lepanto unter den Händen der besten Maler entstehen, während den Türken ihre reelle Beute blieb. Von dieser Zeit an war Venedig nicht mehr die Beherrscherin der Meere. Trotz ihrer Niederlage blieb aller Ruhm nur den Türken, die unter Solimans II. Nachfolger, dem Sultan Selim, in kürzester Frist eine neue große Flotte bauten und muthig allen ihren christlichen Feinden trotzten.

Philipp II. hatte mit dem niederländischen Kriege, den wir später ausführlich schildern werden, so viel zu schaffen, daß er sich dem türkischen nicht besonders widmen konnte; er fand aber auch nicht für nöthig, sich anderer christlicher Seestaaten gegen die Türken anzunehmen, weil es in seinem Interesse lag, daß sie geschwächt würden. So ließ er die Venetianer im Stich und so auch wieder die Portugiesen. Eine sehr unchristliche, aber eine ergiebige Politik, denn er gelangte dadurch zum Besitze Portugals.

In diesem kleinen Reiche war die Seemacht zu solcher Ausdehnung gelangt, daß es schien, als sollten die portugiesischen Besitzungen in Ostindien und Brasilien denen der Spanier in Westindien den Vorrang abgewinnen. Zwischen Portugal und Spanien herrschte deshalb auch die größte Eifersucht. Der große Förderer der Marine, König Emanuel starb 1521. Sein Sohn Johann III. ließ die ostindische Eroberung fortsetzen und bediente sich zuerst der großen Jesuitenmission. Nach seinem Tode 1554 erbte sein erst dreijähriger Enkel Sebastian den Thron. Zunächst regierte für ihn seine Mutter Katharina, als er aber heranwuchs, beredeten ihn die Jesuiten zu einem großen Seezug gegen die Ungläubigen. Weil damals in Marokko der rechtmäßige König Muhamed mit dem Usurpator Molukko im Kampfe lag, hoffte Sebastian sie beide überwinden und sich selbst zum Herrn von Marokko machen zu können, er unterlag aber in einer großen Schlacht bei Alkassanquivir am 4. August 1578 und kam darin um. Sein Leichnam, oder was man dafür ausgab, wurde nach Portugal gebracht. Man glaubte aber, er lebe

noch und allmälig bildete sich die Volkssage aus, er könne gar nicht sterben und werde einst wiederkehren, um Portugal seine gute Zeit wiederzubringen.

Der Thron war erledigt, unter allen Bewerbern aber konnte niemand dem König Philipp II., dessen Mutter eine Tochter Emanuels gewesen war, die Nachfolge streitig machen. Einige vom hohen Adel, die ihn nicht anerkannten, wurden bei Alcantara geschlagen, einige falsche Sebastiane, die nachher noch auftauchten, eben so leicht wieder unterdrückt. Seit 1580 behauptete sich der mächtige König von Spanien auch im Besitze Portugals. Daß die ganze pyrenäische Halbinsel nunmehr in einer Hand war, kam beiden Theilen, den Spaniern wie den Portugiesen, zu gute und sie hätten wohl gethan, wenn sie immer einig geblieben wären, denn nur vereint wären sie stark genug gewesen, den neu aufkommenden Seemächten des Nordens zu widerstehen. Das begriff Philipp II. und fühlte sich damals, indem er die portugiesische Marine mit der spanischen vereinigte, so übermächtig zur See, daß er den Gedanken fassen konnte, auch den protestantischen Staaten im Norden eine Schlacht von Lepanto zu liefern. Aber man hat bemerkt, daß, wenn er auch eine große Sache unternahm, er mitten im besten Erfolge eine Pause machte und etwas versäumte, wodurch am Ende alle seine Anstrengungen wieder vereitelt wurden. So trug ihm der glänzende Sieg von Lepanto nichts ein, weil er ihn zu verfolgen versäumte. So verwandte er auch 1588 unermeßliche Summen vergebens auf die große Armada, mit welcher er England erobern wollte. Diese berühmte Expedition, auf die wir ausführlich in der englischen Geschichte zurückkommen werden, mißlang weniger wegen der Stürme oder des feindlichen Widerstandes, als wegen der falschen Dispositionen des Königs und seines Admirals.

Philipp II. lebte noch bis 1598 und behauptete zwar den Besitz aller seiner angestammten Länder mit Ausnahme von Holland, welches ihm die Revolution entriß, erwarb dafür aber Portugal. Sein Sohn und Nachfolger, Philipp III., war auffallend träge und geistlos und hatte so wenig Interesse, daß er sich nicht einmal unter

den ihm vorgeschlagenen Bräuten selber eine wählte, sondern sich lieber eine vom Vater zuschieben ließ. Er konnte daher auch gar nicht selbständig regieren und ließ sich gänzlich vom Herzog von Lerma und dessen Bruder, dem Großinquisitor, leiten. Diese Männer fuhren aber im System Philipps II. fort, indem sie die alte Kirche gegen die neue vertheidigten und zwar mit einer Parteiwuth, wie sie auch auf der Gegenseite herrschend geworden war. Man verzieh sich nichts mehr. Wie im Süden der Ketzer, so galt im Norden der Papist nur noch als ein todeswürdiger Verbrecher und den Todfeind zu vertilgen rechnete man sich auf beiden Seiten zum Verdienst an. Dieser Fanatismus führte in Spanien zu einer neuen Verfolgung der Moriskos, 1599. Umsonst verwandte sich sogar der Papst für sie, die spanische Staatsomnipotenz verlangte vollkommene Uniformität der Unterthanen und da die Moriskos immer noch ihrer alten Sprache und Tracht nicht entsagen wollten, wurden sie alle vollends aus Spanien vertrieben und mußten nach Afrika übersiedeln, ungefähr noch 600,000 Seelen. Der letzte Schub wurde 1610 fortgeschafft.

Da der Herzog von Lerma, um seine weltliche Herrschaft über Spanien gleichsam zu heiligen, sich zum Cardinal machen ließ, verfehlte er seinen Zweck, denn der schwache König bekam nun einen so großen Respect vor ihm, daß er ihn nicht mehr vertraulich behandelte. Nun drängten sich andere an den König und Lermas eigener Sohn, der Herzog von Uzeda, half den Vater stürzen, da er sich doch nicht mehr halten konnte. Im System wurde übrigens nichts geändert. Philipp III. starb 1621 und seine eigene Einfalt war an diesem verhältnißmäßig frühen Tode schuld. Er wurde nämlich durch eine heiße Kohlenpfanne, die man ihm zu nahe gesetzt hatte, in Schweiß gebracht und unsäglich gequält, durfte sie aber der spanischen Etikette gemäß nicht selber wegnehmen. Der anwesende Marquis von Pobar wagte es eben so wenig, weil der Herzog von Uzeda es hätte thun sollen. Dieser war aber nicht da. Man bat den Herzog von Alba, es für Uzeda zu thun, aber auch dieser weigerte sich. So konnte dem König niemand helfen und obgleich man Uzeda schnell vom

Lande, wo er sich aufhielt, in die Stadt beschied, kam derselbe doch zu spät, der König fiel in eine tödtliche Krankheit und stand nicht mehr auf.

4.

Ohnmacht der Päpste. Neue Heilige.

Das herbste Mißgeschick, womit die Kirche die vorhergegangenen Sünden ihrer Lenker büßen mußte, war nicht sowohl der Abfall der Reformirten, als vielmehr die Selbstsucht und Perfidie der weltlichen Mächte Spanien und Frankreich, welche unter dem Schein eifriger Katholicität dennoch die Päpste fortwährend nur zu Werkzeugen ihrer weltlichen Zwecke erniedrigen wollten.

Papst Gregor XIII., der 1572 auf Pius V. folgte, machte sich einen unsterblichen Namen, indem er den alten fehlerhaften julianischen Kalender, der seit Julius Cäsars Zeiten im Gebrauch war, durch geschickte Astronomen verbessern ließ und in der katholischen Welt den nach ihm benannten gregorianischen Kalender einführte, seit 1581. Die griechische Kirche hat denselben bis auf den heutigen Tag nicht angenommen und dadurch bewiesen, wie sehr das barbarische Element in ihr vorwiegt. Aber auch die Lutheraner wollten den katholischen Kalender nicht annehmen. Sie protestirten dagegen förmlich auf den Reichstagen und in vielen Städten, Frankfurt a. M., Augsburg, Regensburg ꝛc. tumultuirte das Volk dagegen. Auch dauerte es in vielen lutherischen Landen und Städten noch lange, bis der Kalender angenommen wurde. Allein die Protestanten hatten damals auch alle Ursache, gegen den Papst erbittert zu seyn, weil er 1585 die Bulle in coena domini erließ, in welcher er die Ketzer, Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten ꝛc. auf gleiche Linie stellte mit gemeinen Verbrechern und Seeräubern. Diese Bulle wurde seitdem an jedem grünen Donnerstag in Rom vor der Peterskirche verlesen. Gregor schickte zuerst stehende Nuntien in die katholischen Länder, um dieselben besser im päpstlichen Interesse zu

überwachen, nach Brüssel, Köln und Wien 1588, nachdem schon seit 1570 ein Nuntius für die Schweiz in Luzern saß. Der Papst legte den größten Werth darauf, den Katholicismus in Deutschland wieder mehr in Ansehen zu bringen und gründete zu diesem Zwecke das Collegium Germanicum in Rom für deutsche Priester in größerer Ausdehnung. — In Florenz gab sich Cosmo noch im Alter mit Liebeshändeln ab und sein Sohn und Nachfolger Francesco wetteiferte darin mit ihm. Die Gonzaga in Mantua erbten Montferrat.

Im Jahr 1585 folgte auf den h. Stuhl Sixtus V., Felix Peretti, der in seiner Jugend die Schweine gehütet hatte, aber voll Geist war. Man erzählt von ihm, er habe sich als Cardinal lahm und todtkrank gestellt, damit man ihn wähle, denn man wählte gern einen, dem bald wieder einer nachfolgen sollte. Als er aber zum Papst gewählt war, habe er die Krücken weggeworfen und mit starker Stimme das Tedeum gesungen. Der Kirchenstaat war voller Räuber, diese rottete Sixtus mit unbeugsamer Energie aus. Er bereicherte auch die leere Kasse wieder, hauptsächlich durch Ausschreiben eines Jubileums, und verschönerte Rom durch Bauten und den St. Petersplatz durch das Aufrichten des großen ägyptischen Obelisken. Dieser Papst hat viel von sich reden gemacht, aber er war nur groß im Kleinen. Ihm folgten rasch hinter einander Urban VII., Gregor XIV., Innocenz IX., dann Clemens VIII. seit 1591.

Clemens VIII. erwarb das Herzogthum Ferrara und vereinigte es mit dem Kirchenstaate. Hier herrschte Alfons II. aus dem Hause Este als Tyrann, machte aus dem Mehl- und Brodverkauf ein Monopol, forderte den Zehnten von allem, was in die Stadt kam, schrieb ernorme Steuern aus, verfügte grausame Strafen und war bei alledem ein Beschützer der Künste. An seinem Hofe lebte Guarino, dessen pastor fido das Muster aller empfindsamen Schäfergedichte wurde, und Tasso, der Sänger des etwas affectirten Epos „das befreite Jerusalem.“ Diesen unglücklichen Tasso ließ der Herzog sieben Jahre lang einsperren, weil derselbe lieber an den mediceischen Hof in Florenz gehen wollte und in einem Anfall von

Schwermuth sich unehrerbietig über den Herzog äußerte. Man hat den Roman ersonnen, Tasso habe Leonoren, des Herzogs Schwester, geliebt und sey nur deshalb für wahnsinnig erklärt und eingesperrt worden. Nach den gründlichsten Untersuchungen hat jene Liebe niemals existirt und gehört sie zu den Erfindungen, womit der Cultus des Genius so gern die Schwächlichkeiten, die im Leben gefeierter Dichter vorkommen, schönfärbt. — Als Herzog Alfons 1597 starb, hinterließ er nur einen unehelichen Sohn Cesare, den der Papst nicht anerkannte, den aber Spanien unterstützte. Clemens machte alle Ansprüche des h. Stuhls auf Ferrara geltend, und setzte sie wirklich mit Hülfe Frankreichs durch, 1598. Fortan blieb Ferrara päpstlich. In demselben Jahre gelang dem Papst, eine Versöhnung zwischen Frankreich und Spanien zu Stande zu bringen, um die katholischen Großmächte gegen die reformirte Partei wieder zu vereinigen, freilich auf nicht lange.

Nach dieses Papstes Tod und der kurzen Regierung Leos XI. bestieg Paul V. den h. Stuhl, der sich mit Venedig überwarf. In früheren Zeiten waren solche Fehden des Papstes mit italienischen Staaten nicht schwer genommen worden, nicht mehr so in einer Zeit großen Principienkampfes. Der berühmte Legist der Kirche, Bellarmin, vertheidigte noch im Sinne des Mittelalters die Oberhoheit der Kirche über den Staat, „weil das Fleisch sich nie über den Geist erheben dürfe." Die Venetianer setzten ihm aber den Paolo Sarpi entgegen als eben so schlagfertigen Advokaten der Staatskirche. Aus dem nämlichen Grunde litt Venedig auch in seinen Grenzen keine Jesuiten. Dagegen sah der Papst jenseits der Alpen die Macht der Kirche sich wieder stärken.

Auch unabhängig vom großen Gange der Politik regte sich die alte Kraft des katholischen Geistes fortwährend im Volk und insbesondere unter dem Klerus. Das Beispiel des Ignaz von Loyala und des h. Carlo Borromeo wurde auch von andern befolgt und zwar durchgängig in einer praktischen Richtung zur Stärkung des Glaubens. Die fromme Angela von Desenzano stiftete 1544 den Orden der Ursulinerinnen, der sich hauptsächlich der weiblichen Er=

ziehung widmete. Die h. Theresa von Avila reformirte 1562 die Karmeliterinnen und 1568 durch sie erregt der h. Johannes vom Kreuze auch die Karmeliter. Sie war schon als kleines Mädchen so gottbegeistert, daß sie mit ihrem Brüderchen das Haus verließ, um in Afrika den Martyrertod zu suchen. Man brachte sie zurück und sie ging ins Kloster, wo sie bald durch ihre Entzückungen berühmt wurde. Man hat sie oft und im Geschmack der Zeit reizend gemalt, mit dem Pfeile der (christlichen) Liebe im Herzen. Aber sie ist von geschmacklosen Bewunderern in ein falsches Licht gestellt und dann wieder ungerecht verspottet worden. Man liest aus ihren breiten Biographien deutlich die Grundzüge ihres echt spanischen Charakters heraus. Ein nicht zu löschendes Feuer, eine Lebhaftigkeit, von welcher der kühlere Nordländer kaum einen Begriff hat, erklären hier alles. Sie saß oft vor einem Bilde, auf dem Christus mit der Samariterin am Brunnen dargestellt war und dachte sich, sie selbst wäre die Samariterin. Sie wurde in ihrer Entzückung frei in die Luft erhoben. Sie wollte gern die letzte und geringste an Ruhm seyn, aber an Liebe, behauptete sie, übertreffe sie kein Heiliger im Himmel und auf Erden. Auch Johannes vom Kreuze hat die zartesten geistigen Liebeslieder in spanischer Sprache hinterlassen. Einer der berühmtesten Heiligen war damals auch Franz von Sales in Frankreich.

Ferner Philippus Neri von Florenz, der 1574 die Congregation des Oratoriums mit gelehrter Tendenz stiftete. Aus diesem Orden ging Cardinal Baronius, der große Annalist der Kirche, hervor. Aehnliche Tendenz hatte der 1618 vom Papst bestätigte Orden des h. Maurus, aus dem sehr berühmte französische Geschichtschreiber hervorgingen, Mabillon, Montfaucon, Martene &c. Der thätigen Liebe widmete sich am eifrigsten der Portugiese Johannes von Gott, der den Orden der um die Krankenpflege und am Sterbebette hochverdienten barmherzigen Brüder gründete. Er starb 1555, der Orden erhielt erst 1617 die päpstliche Bestätigung. Vincenz de Paula, ein Franciscaner aus den Pyrenäen, gründete, wetteifernd mit den Jesuiten, den Orden der Missionspriester,

der sich die Bekehrung der Heiden in den fernen Welttheilen zum Zweck setzte, seit 1604. Er kam als Sklave nach Tunis, bekehrte aber seinen Herrn und kehrte mit ihm zurück.

5.

Maximilian II.

Der deutsche Kaiser, der auf Ferdinand I. folgte, war der friedlichste Mann von der Welt und wenn es von ihm abgehangen hätte, würde nie ein Religionskrieg ausgebrochen seyn. In seiner Jugend freundschaftlich verbunden mit Moriz von Sachsen hatte er viele Protestanten persönlich lieb gewonnen. Sein Vater Ferdinand selbst hatte lange und oft genug um die Freundschaft der Protestanten gebuhlt. Es schien eine Zeitlang, als ob Maximilian selber zum Protestantismus übertreten würde, und man darf auch kaum zweifeln, daß er es gethan hätte, wenn er dadurch dem Reich die Eintracht hätte wiedergeben können. Das war aber nicht mehr möglich, er mochte bei der alten Kirche bleiben oder zur neuen übertreten. Die Gegensätze blieben dieselben und ließen sich nicht mehr überwinden. In der reformirten Kirche aber brachen so tiefe und gehässige Spaltungen aus, daß Maximilian wieder in Zweifel gerathen mußte, zu welcher der bissigen Parteien er sich schlagen sollte. Er benutzte seine kaiserliche Stellung nun zu nichts weiter, als um nach allen Seiten hin das Friedenhalten zu empfehlen. Aus diesem Grunde war er dem Cardinal Hosius sehr gewogen, dem man das Verdienst beimißt, ihn von dem Gedanken einer Conversion zurückgehalten zu haben, obgleich Hosius ihm gerade nur wegen seines Vermittlungseifers angenehm war. Ferner liebte der Kaiser den Chyträus von Rostock, den er nach Oesterreich berief, nachdem er der gesammten Ritterschaft und sieben Städten in Oesterreich die Religionsfreiheit bewilligt hatte. Chyträus von Rostock mußte das lutherische Kirchenwesen in Oesterreich ordnen.

Während in der Haltung des Kaisers die wohlwollende Friedensliebe nirgends verkannt wird, hat er doch den Vorwurf auf sich geladen, daß er sich nicht fest entschied, und durch Ansichhalten, Schwanken und halbe Maßregeln mehr geschadet als genützt hat. Indem er seinen Vetter Philipp II. in Spanien weder unterstützte, noch in seinen blutigen Unternehmungen hemmte, genügte er keiner der großen Parteien der Zeit. Indem er den Protestanten in Oesterreich Raum gab, untergrub er hier den alten Glauben und sicherte sie doch nicht hinlänglich vor künftigen Verfolgungen.

In Ungarn behauptete sich noch immer Johann Sigmund Zapolya als Vasall der Türken. Nach Ferdinands Tode wollte der alte Sultan Soliman II. noch einmal einen Feldzug gegen den Kaiser unternehmen, um seinen Schützling in den vollen Besitz Ungarns zu setzen. Wie er schon so oft früher gethan hatte, zog er wieder an der Spitze eines ungeheuren Heeres über das Gebirge Balkan nach Belgrad, wo er in großer Pracht auf seinem Throne sitzend die Huldigung des jungen Zapolya empfing, wie ehedem die des alten. Dann erhob er sich gegen Erlau, um diese Stadt zu belagern, als er aber unterwegs erfuhr, Niklas Zriny, der Ban von Croatien, habe eine Türkenschaar bei Siklos überfallen und fast vernichtet, ließ er zornig sein ganzes großes Heer umkehren und vor Sziget rücken, die feste Stadt des Ban. Hier von allen Seiten umringt, ließ Zriny sein Kriegsvolk schwören, treu bis zum Tode bei ihm auszuhalten, und um den Sultan würdig zu begrüßen, ließ er rings um die Mauern rothe Teppiche aushängen. Die Janitscharen stürmten zuerst die äußere neue Stadt, aus welcher sich Zriny nach tapferer Vertheidigung in die innere Altstadt zurückzog. Hier aber schlug er alle Stürme ab und brachte den Türken täglich die schwersten Verluste bei. Da ließ ihm der Sultan den erblichen Besitz von Croatien anbieten, wenn er Sziget übergebe, und zeigte ihm auf der andern Seite die Fahne seines Sohnes, die zufällig von den Türken erbeutet worden war, den Vater aber glauben machen sollte, der Sohn selbst sey in der Gewalt der Türken. Aber Zriny ließ sich weder bestechen, noch schrecken, sondern wehrte sich immer noch fort,

als er auch die Altstadt aufgeben und sich in die Citadelle zurückziehen mußte. Heftig erzürnt, daß das kleine Nest immer noch nicht fiel, befahl der Sultan, Tag und Nacht zu stürmen, aber er erlebte den Fall von Sziget nicht, denn Verdruß und Altersschwäche rafften ihn dahin, am 26. August 1566. Man verheimlichte seinen Tod und setzte den Kampf fort. Zriny vertheidigte sich noch drei Tage lang. Wiederholt drangen die Türken in die Burg ein, wurden aber immer wieder hinausgeworfen. Erst als sie die Burg in Brand steckten und das Feuer immer weiter um sich greifend, nicht mehr gelöscht werden konnte, kleidete sich Zriny festlich an, steckte den Schlüssel der Festung und 100 Goldstücke zu sich, damit die Türken auch etwas bei ihm finden sollten, wählte sich den schärfsten Säbel und einen Schild aus und stürzte so, den Seinigen voran, aus dem geöffneten Thore freudig in den letzten Todeskampf. Mit ihm Juranich, der seine Fahne trug. Unter lautem Geschrei stürzten ihnen die Janitscharen entgegen und in wenigen Minuten war die kleine Schaar überwältigt. Von vielen Wunden durchbohrt fiel der edle Zriny. Die Türken schleppten seine Leiche zu einer großen Kanone, die er früher dem Katzianer abgenommen hatte, und hackten ihm auf derselben den Kopf ab. So wurde Katzianers blutiger Schatten gerächt. In der erstürmten Festung wurde alles ermordet. Nur den Mundschenken Zrinys schonten die Türken, um von ihm zu erfahren, wo der Ban seine Schätze verborgen habe? Da rief der stolze Jüngling: „100,000 Dukaten, 100,000 Thaler und 1000 kostbare Gefäße und Becher hat Zriny vertilgt, aber er hat viel Pulver hinterlassen und das wird auffliegen und das Feuer, ohne welches ihr nie das Schloß eingenommen hättet, wird euch selbst verderben!“ Ein Pascha eilte sogleich nach der Festung, um wegen des Pulvers Vorsorge zu treffen, allein es war schon zu spät, der Pulverthurm flog in die Luft, zerstörte alles umher und begrub 3000 Türken unter dem Schutte.

Der Kaiser stand mit einem ansehnlichen Heere bei Raab, kam aber nicht zum Treffen, weil das türkische Heer unter dem Großvezier nach dem Tode des Sultans und nach dem großen Verluste,

den es vor Sziget erlitten hatte, freiwillig umkehrte. Nicht lange nachher starb auch der junge Johann Sigmund. Maximilian wünschte, daß der ihm ergebene Bekeſs als ſein Vaſall Woiwode von Siebenbürgen würde, aber es gelang ihm nicht, denn die Siebenbürger wählten den Stephan Batori, 1572.

Der Verſuch einer Revolution im Reiche, worin ſich einigermaßen der frühere ſickingenſche Verſuch wiederholte und wobei man auf die Schwäche des Kaiſers gerechnet haben mochte, mißlang dennoch kläglich. Ritter Wilhelm von Grumbach hatte dem Biſchof Melchior Zobel von Würzburg gegen den wilden Markgrafen Albrecht Hülfe geleiſtet und war nicht bezahlt worden. Er wollte ſich nun der Perſon des Biſchofs bemächtigen, dieſer aber wurde im Gedräng erſchoſſen, 1558. Grumbach ſelbſt war nicht der Mörder und wollte auch nicht ſo weit gehen. Allein er wurde für den Mörder gehalten, ſah die Strafe voraus und ſuchte Hülfe. Mit mehreren anderen Rittern, Wilhelm von Stein, Ernſt von Mandelsloh, Albrecht von Roſenberg ꝛc. verbündet, ſchloß er ſich an einen unzufriedenen Fürſten enger an, weniger deſſen Verführer, als von ihm verführt! Des abgeſetzten Kurfürſten von Sachſen gleichnamigen Sohn und Erben Johann Friedrich II. verdroß es entſetzlich, die Kurwürde verloren zu haben, er grübelte daher, wie er ſich rächen, wie ſein Loos verbeſſern könne, zog jene unzufriedenen Ritter in ſein Intereſſe und bildete ſich ein, er werde das Verlorene wiedergewinnen durch eine allgemeine Erhebung des deutſchen Adels gegen die Fürſten, und Frankreich werde dabei helfen. Er trieb magiſche Künſte und ließ im Kriſtall das Scepter des Reichs ſehen, als ob er Kaiſer werden würde. Grumbach überfiel Würzburg und preßte ihm einen Vergleich ab. Dadurch erſt wurden die Fürſten aufmerkſam und Grumbach fiel in des Reiches Acht. Johann Friedrich wollte ihn ſchützen und fiel ſelbſt in die Acht. Man kam einer Verbindung des Herzogs mit den empörten Niederländern auf die Spur und eilte, mit ihm fertig zu werden. Sein ſchlimmſter Feind, der neue Kurfürſt Auguſt von Sachſen, wurde beauftragt, die Reichsacht zu vollziehen. Da unterlag er. Unter gräßlichen

Martern wurden Grumbach, Stein und der Kanzler Brück geviertheilt, Brandenstein gehenkt, Justus Jonas, dessen Vater Luthers vertrauter Freund gewesen, als in die Sache verwickelt, auf Requisition in Copenhagen 1567 enthauptet. Johann Friedrich selbst wurde in einem offenen Wagen, einen Strohhut auf dem Kopf, durch Wien nach Neustadt ins ewige Gefängniß abgeführt.

6.

Die lutherischen Zeloten.

Unter diesem Johann Friedrich hatten sich in Jena die strengen Lutheraner festgesetzt, deren Haupt der Illyrier Flacius war, ein kräftiger, aber befangener Geist. Er hatte früher schon in Magdeburg die berühmte centuriae Magdeburgenses, eine sehr ausführliche Kirchengeschichte, durch die er die Nothwendigkeit der Reformation historisch erwies, mit Hülfe vieler Handlanger verfertigt. Ein ganzes Bureau war dazu eingerichtet und Flacius selbst raubte aus allen Bibliotheken Bücher zusammen, aus denen er die Stellen, die er brauchte, nur herausschnitt, daher das Flacianische Messer sprüchwörtlich wurde. Am schädlichsten wirkte Flacius, indem er Luthers Lehre von der Erbsünde so sehr übertrieb, daß er sagte, die Erbsünde sey nicht nur dem Menschen angeboren, sondern seine eigentliche Substanz, und er sey durch und durch schlecht, ein Ebenbild nicht Gottes, sondern des Teufels. Zu diesem Extrem trieben ihn freilich die entgegengesetzten Uebertreibungen des Agricola in Berlin und des Osiander in Königsberg, die eine Gerechtigkeit des Menschen behaupteten, vermöge deren er, wenn ihn einmal die Gnade berührt habe, gar nie mehr sündigen könne, er möge thun, was er wolle. Zwischen beiden Extremen in der Mitte standen die Wittenberger unter dem alten sanften Melanchthon, und die Tübinger unter der Leitung des gelehrten Brenz, dem bald der diplomatisirende Jacob Andreä folgen sollte. Da alle aus derselben Bibel das Entgegen-

gesetzte bewiesen und sich gegenseitig verdammten, blieb die letzte Entscheidung immer den Fürsten und hing von deren zufälligem Charakter, noch mehr aber von ihrer Hauspolitik ab. Eine Vereinbarung aller protestantischen Fürsten war schon deshalb nicht möglich, weil einer dem andern den Primat nicht gönnte. Den Calvinismus hat nichts so sehr gefördert als der Neid gegen das lutherische Kurhaus Sachsen.

Johann Friedrich war des Kurfürsten August Todfeind, weil er nicht vergessen konnte, daß sein Vater durch Augusts Vater von der Kur war verdrängt worden. Seines Vaters treuer Kanzler Brück, der bei allen Verhandlungen thätig gewesen, hinterließ einen Sohn, den Johann Friedrich auch zu seinem Kanzler machte, und der seine Leidenschaften und Plane theilte. Was nun die Theologen in Jena den Wittenbergern zu Leide thun konnten, das sahen Johann Friedrich und Brück von Herzen gern, weil es dem Kurfürsten August zu Leide geschah. Flacius machte sich das zu Nutzen und erhob schon aus Anlaß des Interims einen wüthenden Kampf über die Adiaphora (Mitteldinge), welche Melanchthons Schule in Wittenberg als Nebensache dem Interim aufgeopfert hatte, die Flacius aber als wesentlich erhalten wissen wollte; und sodann den synergistischen Streit über die guten Werke, die er nicht nur für gänzlich entbehrlich (denn es sey am Glauben allein genug), sondern sogar für verderblich erklärte. Ein scheußlicher Verbrecher, der da glaubte, galt ihm mehr, als der tugendhafte Ungläubige. Inzwischen trat in Jena selbst Strigel als Anhänger Melanchthons (Philippist) gegen Flacius auf, von Hugel unterstützt. Flacius schäumte wie ein wüthender Eber, und brachte beide in den Kerker. Ein gewandter Arzt aber, Schröter, gab dem Herzog zu verstehen, es sey besser, wenn er die Pfaffen benütze, als wenn sie ihn benützten. Johann Friedrich schloß nun sämmtliche Professoren Jenas vom Consistorium aus, in das er Laien setzte. Da rief Flacius: „Das ist der Dank dafür, daß Luther die Fürsten vom päpstlichen Joche befreit! Sie wollen Christum ihrem Gutdünken und den Apostel Paulus dem Justinian unterwerfen.“ Mitten in diesen Händeln starb der edle Melanchthon, der sich längst

nach Befreiung aus dem Pfaffengezänk gesehnt hatte, 1559. Die Flacianer erlebten den Triumph, daß Johann Friedrich alle Vorschläge Augusts zur Vereinigung höhnisch zurückwies; allein sie täuschten sich, wenn sie glaubten, es geschähe um ihretwillen, denn als sie gegen die herzoglichen Mandate, die ihnen alle Kirchengewalt entreißen wollten, offen rebellirten, wurden sie abgesetzt und aus dem Lande gejagt. Flacius starb 1562 im Elend zu Frankfurt a. M.

Im Kampf der geistlichen gegen die weltliche Macht auf lutherischem Boden mußte Heßhusius den bittersten Kelch leeren. Einer der verrufensten lutherischen Zänker, ist er von der Geschichte gleichsam gebrandmarkt worden, jedoch nur, weil die Geschichtschreiber im Solde der Fürsten standen. Seit man den historiographischen Servilismus ein wenig überwunden hat, ist man gerechter geworden gegen das Andenken dieses armen Heßhus. Derselbe zeichnete sich frühzeitig durch seine Gelehrsamkeit aus und wurde Superintendent in Goslar. Der Magistrat dieser freien Reichsstadt sah sich, wie jeder lutherische Fürst in seinem Territorium, als summus episcopus an, behandelte die Geistlichen als seine Untergebenen und achtete keine göttliche und menschliche Autorität mehr. Als es Heßhus wagte, von der Kanzel herab gegen die lüderlichen und ruchlosen Söhne des Bürgermeisters zu eifern, ließen diese ihn bald zur Stadt hinaus jagen. Man nahm ihn in Rostock auf, als er aber hier die Heilighaltung des Sonntags verlangte und den wüsten Wirthshausunfug tadelte, erklärte ihm der Magistrat, die Polizei gehe ihn nichts an, und vertrieb ihn. Nachdem auch die Pfalz lutherisch geworden, berief Kurfürst Otto Heinrich den Heßhus als Generalsuperintendenten nach Heidelberg, da man aber hier aus politischen Gründen, wegen der Nachbarschaft der Schweiz und Frankreichs mehr dem Calvinismus zuneigte, so wurde der streng lutherische Heßhus auch von hier vertrieben. Er irrte nun umher und wurde überall aufs neue verfolgt. Aus Magdeburg verjagte man ihn, weil er dem Magistrat nicht blind gehorchen wollte. In Jena giftete ihn Flacius an, weil er dessen tolle Lehre von der Sünde, als Substanz des Menschen, nicht gelten lassen wollte. Endlich wurde er protestantischer Bischof

von Samland in Königsberg, aber auch von hier durch den Neidteufel seines Collegen Wigand wieder vertrieben, 1577. Doch fand er noch ein ruhiges Alter in Helmstädt.

Ein schlimmer flacianischer Zänker war Musäus in Bremen, der seinen Collegen Hardenberg, einen Anhänger des gemäßigten Melanchthons vertrieb, selbst aber wieder durch den Bürgermeister von Büren vertrieben wurde, nachdem derselbe die gesammte Bürgerschaft über die von Musäus behaupteten, äußerst spitzfindigen und dem gemeinen Mann gänzlich unverständlichen Dogmen dennoch Mann für Mann hatte abstimmen lassen, 1568. In Hamburg meinte der Pastor Aepinus, Christus habe in der Hölle für die Sünde der Menschheit gelitten, worüber man aufs wüthendste zankte. Eben so bellten sich die Pastoren in Lübeck an, weil jeder eine andere Meinung vom h. Abendmahl hatte.

Im Herzogthum Preußen maßte sich die lutherische Geistlichkeit große Gewalt an. Schon der erste Herzog Albrecht hatte sich durch Stiftung der Universität Königsberg 1546 eine schmerzliche Ruthe gebunden, denn so behaglich wohl er sich bei der Lehre seines Günstlings Osiander befand, um so giftiger entbrannte der Neid der Professoren, die sich, theils als Flacianer, theils von der alten Aristokratie des Ordenslandes aufgehetzt, in die Opposition warfen. An ihrer Spitze stand Mörlin, und bald war das ganze Land in Aufruhr gegen den geistvollen und vornehmen Osiander. Alles ergriff Partei. Der Hader steckte jede Familie an. Man bestellte und kaufte sogar nichts mehr, außer von Parteigenossen. Osiander starb plötzlich 1552, worauf der Herzog ein Friede gebietendes Mandat erließ. Mörlin trotzte ihm und wurde vertrieben. Nun traten aber Adel, Städte und Geistlichkeit in einen Bund, zwangen den Herzog seine Söldner zu entlassen, und ließen seinen Hofprediger Funk und seine Räthe Horst und Schnell als Anhänger Osianders hinrichten, 1566. Der Herzog mußte den Mörlin, der unterdeß Superintendent in Braunschweig geworden war, zurückrufen und ihm demüthig abbitten. Aber er überlebte die ihm angethane Schmach nicht lange, der Gram tödtete ihn und seine Gemahlin an demselben Tage, 1568.

Ihr 15jähriger Sohn Albrecht Friedrich blieb nun Mörlins und des Adels Rache preisgegeben. Man prügelte ihn, man zerrüttete seine Gesundheit durch stimulirende Arzneien, um ihn zu einer Heirath zu bewegen (damit das brandenburgische Kurhaus, vor dem sich der Adel fürchtete, nicht succedire). Man gab ihm die Prinzessin Maria Eleonore von Cleve, und ein Herr von Wambach sagte ihm, als er sich sperrte: „Wollen Ew. Fürstl. Gnaden nicht folgen, so wird man nicht sagen: gnädiger Herr, sondern: du Lecker, und über den Tisch gezogen und ein Gutes abgestrichen." Bei dieser Behandlung wurde der junge Herzog wahnsinnig.

Preußen war nur die Ausnahme. In allen andern Ländern wurde die Geistlichkeit blindlings den Fürsten und ihren Juristen unterworfen. Das machte nun wenigstens eine äußere formelle Vereinigung auf ein gewisses Maaß von Dogmen möglich, welches die Fürsten und die Juristen beizubehalten beliebten, und mit dem sich zu beruhigen sie der Geistlichkeit ein für allemal befahlen. Das war freilich ein schreckliches Dementi für Luther, der nicht nur die h. Schrift jedermänniglich zur Lesung und Deutung Preis gegeben, sondern der bloßen Lesung derselben auch einen fast sakramentalen Charakter beigelegt, zugleich aber unbegreiflicherweise sich eingebildet hatte, die ganze Welt müsse und werde *seine* Deutung für die allein gültige halten.

Der sächsische Kurfürst August verständigte sich mit dem brandenburgischen Kurfürsten Johann Georg, der 1571 auf Joachim II. gefolgt war, und mit dem Herzog und den Landständen von Württemberg zu einer Revision aller strittigen lutherischen Dogmen und zur Feststellung dessen, was ihnen künftig allein als die gemeinsame Glaubensnorm dienen sollte. Brandenburg schickte den Präsidenten Chemnitz, einen Juristen, der gleichwohl in Brandenburg dem geistlichen Consistorium vorstand, Sachsen den Selneccer und Württemberg den Jacob Andreä nach Kloster Bergen, wo sie allein als fürstliche Räthe und ohne Zuziehung einer Synode über den Glauben des norddeutschen, sich lutherisch nennenden Volkes verfügten und das neue alleingültige Dogma in der s. g. *Concordienformel* zu-

sammenfaßten, 1577. Nur Wilhelm von Hessen, der seinem Vater Philipp 1760 gefolgt war, Pommern, Holstein, Anhalt und einige Städte wollten die Formel nicht annehmen. Das Volk im allgemeinen war des Gezänkes müde und der endlichen Einigung froh. Die Geistlichen sahen sich unter den weltlichen Arm gebeugt und ließen sich alles gefallen, um mit Frau und Kindern nicht vom Brode zu kommen. Ein Volkswitz legte damals ihren Frauen in den Mund, sie sollten die Concordienformel nur frischweg unterschreiben:

Schreibt, lieber Herre, schreibt,
Auf daß ihr bei der Pfarre bleibt.

7.

Der Calvinismus.

Johann Caulvin oder Calvin, gebürtig aus der Picardie, war von 1541 an in Genf das Haupt der reformirten Partei mit noch mehr dictatorischer Gewalt wie früher Zwingli in Zürich. Im Allgemeinen hielt er sich in der Lehre an diesen, jedoch schränkte er Zwinglis allzu krasse Behauptungen ein wenig ein. Luther selbst hatte sich eine Zeitlang stark zur Prädestination geneigt, d. h. zur Vorherbestimmung, wonach jedem Menschen schon bei der Geburt von Gott Gnade oder Verdammniß bestimmt sey. Die Verwerfung des freien Willens hatte Luther so weit geführt, einmal zu sagen: „der Wille ist wie ein Pferd, das entweder Gott reitet oder der Teufel.“ Erasmus wies ihm scharfsinnig die Verwegenheit eines solchen Satzes nach und Luther fügte sich diesmal, Zwingli aber blieb dabei, Gott mache den Menschen böse oder gut, wie er wolle. Calvin blieb nun zwar bei dieser extremen Lehre stehen, wandte sie aber in einer Weise auf die Lehre vom h. Abendmahl an, daß sich die Lutheraner damit weit mehr befreunden konnten, als mit Zwinglis Abendmahlslehre. Zwingli verwarf die Transsubstantiation durchaus und hielt Brod und Wein für gemeines Brod und gemeinen Wein, bei deren Genuß man sich nur des h. Abend-

mahls Christi erinnern solle. Calvin dagegen nahm eine Mittheilung der geistigen Natur Christi an die leibliche und eine Emanation wieder aus der letzteren in die Seele der zur Gnade Prädestinirten an, so daß diese, aber auch nur diese und nur während des Empfangs des h. Abendmahls, nicht blos irdische Speise und Trank, sondern auch etwas Ueberirdisches mitgenießen sollten. Nun wich zwar diese Auffassung Calvins viel mehr von der Zwingli'schen als von der Lutherischen ab, allein nach Zwingli's Tode hielt es Bullinger, der ihm in Zürich als Orakel der Regierung nachfolgte, den Zeitumständen für angemessen und politisch unumgänglich, sich Calvin anzuschließen, damit die sämmtlichen Reformirten der Schweiz vereint den Katholiken widerstehen könnten, und so kam der s. g. Züricher Consensus zu Stande, 1549, in dem sich die Anhänger Zwingli's und Calvins eben so einten, wie die Lutheraner in der Concordienformel. Die Einigung wurde 1554 durch den Genfer Consensus noch ergänzt, namentlich im Punkt des h. Abendmahls, und die ganze Lehre noch einmal in der sog. zweiten helvetischen Confession von Bullinger zusammengefaßt, 1566.

Was Melanchthon für Luther, Bullinger für Zwingli, das war Theodor Beza für Calvin, ein gelehrter, sehr thätiger, in der Gesinnung aber mehr gemäßigter Freund. Calvin war heftig und bestand tyrannisch auf seiner Meinung wie Luther und Zwingli, die furchtbare Gewaltthätigkeit aber, die man ihm so oft vorgeworfen, lag weniger in seinem Naturell oder System, als sie ihm von den Umständen geboten wurde. Ein Anhänger der Socinianer, welche die Dreieinigkeit nicht mehr anerkennen wollten, der Spanier Servede (gewöhnlich Servet genannt), war nach Genf gekommen und machte sich dort durch Verbreitung seiner ausschweifenden Lehre unter dem gemeinen Volk unnütz. Calvin ließ ihn 1553 als Ketzer lebendig verbrennen. Aus der Thatsache, daß selbst der sanfte Melanchthon diesen Act billigte, erhellt schon, daß er nicht aus religiösem Fanatismus floß, sondern nur eine Maßregel politischer Nützlichkeit und Nothwehr war. Wollte man unter sich eine einige und starke Partei darstellen und von Seite der Katholiken die äußere Anerkennung er-

langen, so mußte man unter den Angehörigen selbst Zucht halten und durfte die Störefriede, die immer Neues ausheckten und das Volk verführten, nicht dulden.

Das Verhältniß der Lutheraner zu Calvin gestaltete sich ungleich besser als das zu Zwingli, hauptsächlich unter Melanchthons Vermittlung, der gern die beiden großen Parteien der Reformation in eine einzige verschmolzen hätte. Erst als die Annäherung zur Folge hatte, daß bedeutende Territorien vom Lutherthum zum Calvinismus übertraten, erkaltete die Freundschaft plötzlich wieder. Der Calvinismus, als mit einer republikanischen Verfassung verbunden, hatte vielen Reiz für die freien Städte. Aber auch die Fürsten fanden, daß sich mit calvinischen Geistlichen so gut regieren lasse, wie mit lutherischen, und je mehr sich der Calvinismus in Frankreich und England auszubreiten anfing, um so mehr neigten sich denselben diejenigen deutschen Fürsten zu, die immer noch auf den lutherischen Primat des sächsischen Kurhauses eifersüchtig waren und die zugleich durch das Gezänk der lutherischen Zeloten geärgert wurden.

So vor allen Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz, der 1560 sein lutherisches Land calvinisch machte und alle der Religion wegen aus Frankreich Vertriebenen bei sich aufnahm. Er schien sich auf die Schweizer, auf die Engländer und auf den großen Anhang, den Calvin bereits in Frankreich und in den Niederlanden gefunden hatte, stützen und dem deutschen Reiche einen calvinischen Brennpunkt geben zu wollen, gegenüber dem lutherischen in Sachsen. Der flacianische Schreier Westphal in Hamburg verdammte alle in die Hölle, die sich der Calvinisten annähmen. Calvin selbst schrieb gegen ihn und es gab wieder einen allgemeinen Federkrieg. Die lutherischen Nachbarn des Pfälzers, Christoph von Württemberg, Karl von Baden und Wolfgang von Pfalz-Neuburg schlossen zu Ettlingen einen Bund gegen ihn. Friedrich aber wurde dadurch nur störrischer und ließ 1563 den berüchtigten Heidelberger Katechismus ausgehen, die härteste Verdammungsbulle gegen Andersdenkende, welche die Reformation hervorgebracht hat. Zwei Jahre später wurden die von dem Professor Lobwasser zu Königsberg in wässerige Verse übersetzten Psal-

men mit französischen Melodieen bei allen deutschen Calvinisten eingeführt, denn man verwarf hier das katholische und lutherische Kirchenlied, wollte aber doch nicht bei Zwingli's ursprünglicher Verdammung aller Kirchenmusik verharren. Als Friedrich 1576 starb, verwarf sein Sohn, Ludwig VI., den Calvinismus und machte alles wieder lutherisch. Als aber auch er schon 1583 starb, wurde sein unmündiger Sohn Friedrich IV. wieder durch seinen Vormund, den Pfalzgrafen Johann Casimir, mit dem ganzen Lande calvinisch gemacht, wie man einen Handschuh umdreht. Welcher Geistliche oder Unterthan sich nicht fügte, der wurde aus dem Lande gejagt.

Auf Sachsen selbst wirkte der Calvinismus ein. Während sich Kurfürst August einbildete, Wittenberg sey noch immer das heilige Zion des Lutherthums, hatte sich gerade hier unter Melanchthon eine milde und gegen die Calvinisten versöhnliche Gesinnung geltend gemacht, die sogar in der nächsten Umgebung des Kurfürsten selbst durch dessen Leibarzt und Günstling Peucer eindrang, der Melanchthons Eidam war. Ein 1571 ausgegebener Katechismus dieser Partei erweckte den ersten Verdacht, weil er nicht mehr streng lutherisch war, und Herzog Julius von Braunschweig warnte den Kurfürsten ausdrücklich vor seinen kryptocalvinischen (heimlich calvinischen) Geistlichen. August war betreten, ließ alle Geistlichen seines Landes einberufen, erhielt aber eine beruhigende Erläuterung. Er wurde sogar aufs neue gegen die wüthenden Flacianer in Jena eingenommen. Das Land der Ernestinischen Linie kam damals unter seine Verwaltung, denn Herzog Johann Wilhelm, der es nach der Einkerkerung seines Bruders Johann Friedrich übernommen hatte, starb 1573 und hinterließ nur unmündige Kinder, über welche August als nächster Agnat die Vormundschaft übernahm. Dieser hatte nun die beste Gelegenheit, die zu strafen, die bisher im herzoglichen Sachsen seine Widersacher gewesen waren, namentlich die Flacianer. Nicht weniger als 111 Prediger dieser Partei wurden von ihm aus dem Lande gejagt. Die Philippisten standen damals beim Kurfürsten in solcher Gunst, daß bei der Geburt des Kurprinzen Adolf Peucer zu Gevatter stehen durfte. Nun starb aber dieses Kind und seine Mutter,

die Kurfürstin Anna, eine dänische Prinzessin, wurde von den Flacianern belehrt, das sey eine Strafe des Himmels, weil ein Kryptocalvinist (Peucer) das Kind aus der Taufe gehoben habe. Sie theilte nun ihre Gewissensangst oder die Verdächtigungen der Philippisten, die ihr eingeflüstert worden waren, ihrem Gemahl mit und dieser erkannte nun plötzlich, die Dinge verhielten sich wirklich nicht so, wie er sich bisher eingebildet hatte. Auf einmal in Wuth gerathen, ließ er seinen Leibarzt und dessen Anhänger als solche, die ihn lange betrogen hätten, plötzlich verhaften. Die gesammte Geistlichkeit des Landes wurde zu Torgau 1574 zusammengetrieben und mußte auf bloßen Befehl des Kurfürsten allem dem abschwören, was sie lange in Predigt und Schrift vertheidigt hatte. Und so sehr hatte sich schon servile Angst und Achselträgerei der Diener Gottes bemächtigt, daß von der ganzen kursächsischen Geistlichkeit, nur sechs den Muth hatten, die Abschwörung zu verweigern. Sie wurden aus dem Lande gejagt. Weit schlimmer ging es denen, die des Kurfürsten Vertraute gewesen. Der Geheimrath Krakow wurde so grausam gefoltert, daß er sich im Kerker selbst entleibte, um einer neuen Qual zu entgehen. Auch Stößel wurde durch Mißhandlungen zu Tode gemartert. Der gelehrte Peucer saß zwölf Jahre lang in einem engen und unsauberen Kerker ohne ein Buch, ohne Schreibzeug.

Dem Kurfürsten August folgte 1586 sein Sohn Christian I., dessen Kanzler Crell der milderen Ansicht Melanchthons huldigte und Lutheraner und Calvinisten gerne vereinigt hätte, weil gerade damals die katholischen Mächte beide gleich sehr bedrohten. Aber die tollen Flacianer haßten und verdächtigten ihn deshalb. Man glaubt, daß Christian I., welcher 1591 ganz unerwartet starb, mit Gift aus der Welt geschafft wurde, blos weil er Crells Politik billigte. Für seinen unmündigen Sohn Christian II. trat sein ernestinischer Vetter Friedrich Wilhelm von Altenburg als Regent ein und verfuhr nun ganz im Sinne der Flacianer. Crell und sein ganzer Anhang wurde fest genommen. Ein Prediger Steinbach wollte fliehen und brach ein Bein. Ein anderer, Gundermann, wurde wahnsinnig, nachdem sich seine Frau aus Verzweiflung erhängt hatte. Crell

wurde von der alliirten Theologen- und Juristencoterie zehn Jahre lang im harten Kerker gehalten, theils um ihn ausgesucht zu quälen (lange vorher hatte man ein eigenes Richtschwert für ihn bestellt und die Worte cave Calviniane Crell darauf setzen lassen), theils um sein ganzes Vermögen in der Form von Sporteln einzuziehen (sein Proceß kostete 117,962 Gulden). Endlich holte man ihn aus seinem engen und schmutzigen Loch auf dem Königstein herunter und schlug dem abgemagerten und schon halb todten Mann zu Dresden den Kopf ab. Der Scharfrichter rief: das war ein calvinischer Streich! Die Kurfürstin-Wittwe und ihre Hofdamen sahen zu, 1601.

Aehnliche Greuel gingen in Braunschweig vor, wo Henning Brabant an der Spitze des Volks die städtische Aristokratie gestürzt hatte und auch die Tyrannei der lutherischen Geistlichen nicht länger dulden wollte, die letztern aber thaten ihn in den Bann, wiegelten den Pöbel gegen ihn auf und behaupteten, er habe einen Teufel bei sich. Da verließ ihn das Volk und die lutherischen Theologen und Juristen quälten ihn unter allen Graden der Folter und legten, da er das Bein gebrochen hatte, die Marterinstrumente auch noch an das kranke Bein an. Einer seiner Freunde starb in der Folter, in der die Richter ihn hatten hängen lassen, während sie zu einem Gastmahl gegangen waren. Brabant selbst wurde endlich noch unter den gräßlichsten Martern hingerichtet, 1604. Keiner Tugend, keiner Vernunft war es möglich, der Rache dieser Facultätsmenschen zu entrinnen, jener ekelhaften Mißgeburt, die aus der Verbindung der Reformation mit dem corpus juris entsprungen war. Am besten hat sie damals der als Kryptocalvinist vertriebene Krenzheim geschildert. Die Lutheraner in Liegnitz frugen diesen unter anderm: Ob Christus das Gebet der Gläubigen höre nach seiner menschlichen oder göttlichen Natur und ob Christi menschliche Natur solches wisse durch eine erschaffene oder eine unerschaffene Weisheit? Wenn er nun sagte durch eine erschaffene, so konnte er leicht ermessen, daß man ihn durch 1. Könige 8., Jeremias 17. widerlegen würde. Hätte er aber gesagt durch eine unerschaffene, so hätte er Gott gelästert, der eine seiner wesentlichsten Eigenschaften niemals der menschlichen Natur

mittheilen könne. Er mochte also sagen, was er wollte, er war verloren. Der gallenbittre Haß und der neue scholastische Unsinn des Lutherthums stieg so hoch, daß i. J. 1593 zu Friedeberg in der Neumark der Pastor auf der Kanzel und mit ihm 50 von der Gemeinde plötzlich wahnsinnig wurden.

Schon Wilhelm von Hessen hatte die Concordienformel nicht angenommen und sich immer mehr von den Lutheranern getrennt. Endlich ging sein Sohn Moriz 1604 förmlich zum Calvinismus über. Dieser Herr huldigte der Renaissance, correspondirte eifrig mit Heinrich IV. von Frankreich, errichtete ein Theater, hielt italienische Sänger ꝛc. Im Grunde hatte schon Landgraf Philipp einen Gegensatz gegen den sächsischen Kurfürsten gebildet und sich zu den Schweizern hingeneigt. Seitdem war die calvinische Partei in Frankreich mächtig erstarkt und der hessische dachte von einer Verbindung mit Frankreich Vortheile zu erlangen, wie einst der sächsische Moriz. Sein Vetter Ludwig in Hessen-Darmstadt blieb jedoch lutherisch und gründete für die Professoren, welche Moriz aus Marburg verjagte, die neue Universität Gießen. — Auch die Fürsten von Anhalt und die Grafen zu Lippe, sowie Markgraf Friedrich von Baden-Durlach traten zum Calvinismus über.

8.

Gebhard von Köln.

Ein sehr materieller Zankapfel zwischen den beiden großen Kirchenparteien blieben fortwährend die Bisthümer. Solche zu rauben, hatte den größten Reiz für die protestantischen Fürsten, sie dagegen der alten Kirche zu erhalten, mußte das eifrigste Bestreben der katholischen Partei seyn. Die norddeutschen Bisthümer waren nicht mehr zu retten, denn sie fielen in die Hände nachgeborener Prinzen der benachbarten protestantischen Fürsten, die als Administratoren darin hausten. In Westphalen allein behauptete sich noch Münster und nach vielen Stürmen auch Paderborn, wo die Religion viermal ge-

wechselt wurde. In Schlesien blieb das Bisthum Breslau, im polnischen Preußen Braunsberg katholisch, alle andern norddeutschen Bisthümer verschwanden. Die rheinischen Erzbisthümer standen noch als feste Bollwerke da. Nun hatte sich aber der Calvinismus von der Schweiz her nach der Kurpfalz verbreitet und auch Hessen war ihm zugeneigt. Als nun der Calvinismus auch in Holland herrschend wurde, wünschte die Partei sehnlichst eine unmittelbare Verbindung zwischen den niederländischen und oberrheinischen Calvinisten zu ermöglichen durch die Reformirung des großen Erzbisthums Köln.

Hier regierte Kurfürst Salentin von Isenburg, welcher anfangs die Lutheraner verfolgte, 1577 aber plötzlich sein Amt niederlegte und eine Gräfin von Aremberg heirathete. Sein Nachfolger in der geistlichen Kurwürde, Graf Gebhard, Truchseß von Waldburg, trat sehr jung ins Amt, war gefühlvoll und ziemlich leichtsinnig, ließ sich daher verführen, gleichermaßen aus der Art zu schlagen. Als er einmal eine adelige Nonne von seltener Schönheit in einer Procession erblickte, verliebte er sich in dieselbe auf das heftigste. Es war die Gräfin Agnes von Mansfeld, deren Brüder eifrige Lutheraner waren. Gebhard näherte sich ihr, sie erwiderte seine Liebe und beide lebten ganz öffentlich mit einander auf seinen anmuthigen Schlössern zu Bonn, Godesberg und Brühl. Da kamen ihre Brüder und forderten er solle die Ehre ihrer Schwester durch eine Heirath wieder herstellen. Die calvinischen Staaten boten ihm ihre Waffen an unter der Bedingung, daß er das Kölner Land reformire und sich zum erblichen Fürsten desselben ausrufen lasse. Indem er sich aber an die Calvinisten hielt, ließen ihn sogleich die Lutheraner im Stich, die allein stark genug gewesen wären, ihn zu schützen. Er selbst besaß eben so wenig Thatkraft, als politische Ueberlegung. Sein eigenes Domcapitel, die Stadt Köln und fast das ganze Land erklärten sich gegen ihn. Sein Chorbischof Friedrich stellte sich an die Spitze des Aufruhrs und eroberte Kaiserswerth an demselben Tage, an welchem Gebhard zu Bonn ganz behaglich seine Hochzeit feierte, am 2. Februar 1583. Der Pfalzgraf Johann

Casimir wollte zwar dem Kurfürsten helfen, hatte aber kein Geld und sein kleines Heer lief wieder auseinander. Der Papst schleuderte den Bannstrahl gegen Gebhard, Kaiser und Reich waren durch den geistlichen Vorbehalt gebunden. Da nun das Domcapitel in Köln den Herzog Ernst von Bayern, der schon Bischof von Freising und Lüttich war, zum Kurfürsten wählte, konnte derselbe mit bayrischen Truppen ungehindert ins Kölnische einrücken. Der schwache Anhang Gebhards wurde bei Siegburg geschlagen, das ganze Kurfürstenthum leicht erobert, 1584. Gebhard floh nach England und hoffte dort Hülfe zu finden, weil aber seine schöne Agnes dem Grafen Essex zu gut gefiel, wurde die Königin Elisabeth auf sie eifersüchtig, befahl ihr, England zu verlassen, und that auch nichts für deren Gatten. Zwar fanden sich noch calvinische Parteigänger, der Graf von Newenaar, der kühne Martin Schenk (Erbauer der berühmten Schenkenschanze) und andere, die das Kölnische ausplünderten und dem Bayer viel zu schaffen machten, Ernst aber erhielt Verstärkungen aus den Niederlanden und so wurde der Aufstand endlich völlig besiegt. Gebhard zog sich betrübt nach Straßburg zurück, wo er 1601 gestorben ist. Agnes überlebte ihn, aber ihr Todesjahr und Grab ist unbekannt. — Ernsts älterer Bruder war der regierende Herzog Wilhelm V. von Bayern, der streng katholisch blieb, daneben aber ein großer Liebhaber der Renaissance, prächtiger Feste und musikalischer Genüsse war. Bei seinen Schaustellungen spielten immer die biblischen und die mythologischen Personen durcheinander.

Vom Bischof Julius von Würzburg glaubt man, er habe anfangs im Sinne gehabt, dem Beispiele des Kölner Gebhard zu folgen. Er hielt jedoch nachher den Katholicismus aufrecht und stiftete die Universität und das Juliushospital, welches die berühmteste ärztliche Anstalt in Deutschland wurde. Er starb 1617. Sein Nachbar Bischof Nithard von Bamberg rottete das überall schon in seinem Bisthum verbreitete Lutherthum wieder aus. In den Kurfürstenthümern Trier und Mainz blieb alles fest katholisch. Trier und Coblenz verloren aber damals ihre alten Freiheiten und gegenüber der letzteren Stadt baute der Kurfürst Lothar die Feste Ehrenbreitstein.

Es war überhaupt eine schlimme Zeit für die städtischen Freiheiten. Die Bürgerschaften waren aus der alten Ruhe aufgestört. Der innere Gegensatz und Kampf schwächte die Städte und die benachbarten Fürsten säumten nicht, sie anzugreifen und sie unter ihren Einfluß zu bringen. So wurde Magdeburg von dem Brandenburger, Greifswalde vom Pommerschen, Rostock vom Mecklenburgischen, Hamburg vom Holsteinischen, Wetzlar vom Darmstädter Fürsten drangsalirt, während in Stettin, Paderborn, Frankfurt a. M., Augsburg, Schwäbisch-Hall, Basel ꝛc. das gemeine Volk gegen den Magistrat aufstand.

In der Schweiz, dauerte die Parteiung in großer Erbitterung fort. Graubündten war halb katholisch geblieben, halb reformirt, und die Parteien geriethen hier blutig aneinander, 1565. Das Geschlecht Planta führte die Katholiken, das Geschlecht Salis die Reformirten. Die letztern wurden vertrieben, kamen aber mit französischer Hülfe wieder auf und nun wurde Johann Planta zu Chur enthauptet, 1572. Dagegen vertrieb Blarer, Bischof von Basel, alle Reformirten aus seinem Bisthum. Die katholische Schweiz begeisterte sich damals, wie es sehr natürlich war, für den h. Carlo Borromeo, ihren mailändischen Nachbar, und alle katholischen Orte unter der Leitung des Ludwig Pfyffer von Luzern schlossen mit ihm 1586 den goldenen oder borromeischen Bund. Derselbe hatte zunächst zum Zweck, das Eindringen der Reformation in Italien von der Schweiz her zu hemmen. Die spanische Statthalterschaft in Mailand verfolgte jede Spur der Ketzerei, weshalb viele Lombarden, die von Graubündten aus schon für die Reformation waren gewonnen worden, sich nach der reformirten Schweiz und meist nach Zürich flüchteten, wo manche ihrer Namen (Pestalozzi, Orelli) später Ruhm erwarben. Ein Versuch, 1587 in Mühlhausen im Suntgau, einem der Eidgenossenschaft zugewandten Orte, die Reformation zu unterdrücken, führte zu einem offenen Kampfe, aber die reformirten Cantone kamen der Stadt zu Hülfe. Auch in dem kleinen Appenzell führte die Kirchenspaltung zu einer politischen Theilung, 1588. In demselben Jahre brach eine katholische Verschwörung im Waadtland aus, um dasselbe wieder an

Savoyen zu bringen, was aber durch die Wachsamkeit der Berner verhindert wurde.

So entflammte denn der Religionskrieg an allen Grenzen, wo sich beide Confessionen berührten, zwar nur hie und da und nur in Pausen, aber man konnte merken, daß sich alles zu einem großen Entscheidungskampfe hinneigte. Im deutschen Reiche hatte man sich allerdings schon an die Parität gewöhnt und die Bestimmung des cujus regio hatte zum Frieden insofern beigetragen, als wenigstens innerhalb desselben Territoriums nur Katholiken oder nur Reformirte beisammen leben konnten. Aber die alte katholische Kirche war nur im Augenblick großer Corruption und Schwäche von der Reformation überrascht und zurückgedrängt, keineswegs aber völlig, weder moralisch noch physisch überwunden worden. Sie raffte sich jetzt von ihrer ersten Niederlage auf, wurde sich des Guten und der Kraft, die in ihr lagen, wieder bewußt und wagte ihre völlige Restauration zu hoffen. Allein ihre damaligen Lenker hatten sich doch auch noch keineswegs in dem Grade gereinigt und veredelt, daß sie auf einen unbedingten Sieg hätten rechnen, denselben hätten verdienen können. Die weltliche Politik und das dynastische Interesse herrschten vor und machten die rein kirchliche Auffassung der Frage unmöglich.

Für Deutschland war es ein besonderes Unglück, daß kein Kaiser mehr das große Gesammtinteresse des Reichs und der Nation ins Auge zu fassen verstand.

9.

Rudolf II.

Maximilian II. starb 1575 nicht ohne den Verdacht, daß ihn die Jesuiten mit Gift aus der Welt geschafft hätten. Auch die schöne Philippine Welser soll auf dem Schloß Ambras haben sterben müssen, indem man ihr die Adern öffnete. War das auch nur Verleumdung, so bewies doch auch das bloße Gerücht, wie tief schon Argwohn und Haß eingewurzelt waren.

Maxens Sohn und Nachfolger, Kaiser Rudolf II., war ein ziemlich sonderbarer Charakter, sofern er etwas vom Phlegma Friedrichs III. und doch zugleich auch etwas vom verrückten Jähzorn des Kaiser Wenzel an sich hatte. Um das Reich kümmerte sich Rudolf gar nicht. Sein Kammerdiener Lang verkaufte die kaiserliche Unterschrift, erließ Reichssteuern, verlieh Reichslehen, Adelsdiplome &c. um Geld, steckte mit den Juden unter der Decke, die sich mit seiner Hülfe als eine unabhängige und reichlich privilegirte Corporation im Reiche constituiren zu können hofften, verkaufte seine Dienste dem Ausland und wurde dem habsburgischen Interesse um so gefährlicher, als er es besonders darauf absah, den Kaiser mit seinen Brüdern zu entzweien, weil er ihn dadurch isolirte und bequemer nach seinem Willen lenkte. In seinen Erblanden ließ Rudolf den zum Cardinal erhobenen Bäckerssohn Khlesl walten, der es sich zur Aufgabe machte, den unter Maximilian II. stark gefährdeten Katholicismus in Oesterreich wieder herzustellen. Die Wuth, mit welcher der lutherische Pfarrer Opitz in Wien gegen den Papismus eiferte, berechtigte den Cardinal zum Einschreiten, so daß er 1578 den Opitz verjagte und alle neu entstandenen lutherischen Pfarreien, die neben den privilegirten unbefugterweise entstanden waren, wieder aufhob.

Während nun Rudolf diese Männer für sich regieren ließ, beschäftigte er sich selbst mit ganz andern Dingen. Er trieb Pferdezucht, um stets eine Anzahl schöner Pferde um sich zu haben, obgleich er niemals ritt. Außerdem war er ein großer Liebhaber von Gemälden, von Münzen, Alterthümern, Naturalien und Seltenheiten aus allen Ländern, die noch größtentheils in den Wiener Sammlungen erhalten sind. Auch die Astrologie lag ihm sehr am Herzen und die beiden größten Sternkundigen seiner Zeit mußten ihm das Horoskop stellen und immer um ihn seyn, damit er in den Sternen lesen könne, was ihm bevorstehe. Der eine dieser berühmten Männer war der Däne Tycho de Brahe, von dem man sagt, er habe in den Sternen gelesen, Rudolf dürfe nicht heirathen, weil er sonst durch seinen eigenen Sohn umkommen werde. Wirklich heirathete der Kaiser nicht und schloß sich beständig ein, so daß selbst hohe

Personen und Gesandte sich als Stallknechte verkleiden und den Augenblick erlauschen mußten, wo sie ihn einmal im Stall heimlich sehen konnten. Wenn ihn etwas ärgerte, blieb er lange still und starrte vor sich hin, dann erst brach er in Wuth aus und zerschlug alles um sich her. Sein Schlafzimmer glich einer Festung und einem Gefängniß zugleich, denn er fürchtete immer überfallen zu werden, schloß sich deshalb ein und umgab sich mit allerlei Waffen. Monatelang wußte man nicht, ob er überhaupt noch lebe. Ob ihm übrigens diese Angst durch seinen Hofastronomen beigebracht worden ist oder ob sie in seinem Naturell lag, steht dahin. Tycho de Brahe hatte vor ihm selbst einen so entsetzlichen Respect, daß er das klägliche Opfer desselben wurde, denn als er einst nach der Tafel mit dem Kaiser ausfahren mußte, verhielt er sich ein natürliches Bedürfniß so lange, bis ihm die Blase sprang, und er mußte daran sterben.

Der zweite große Astronom an Rudolfs Hofe war der weltberühmte Keppler von Weil der Stadt in Schwaben. Dieser bewundernswürdige Entdecker der Gesetze, nach welchen die Planeten sich bewegen, hat in seiner Jugend das Vieh gehütet und fiel in heitern Nächten auf die Beobachtung der Sterne. Als er sich emporgearbeitet hatte und die ersten Früchte seiner unsterblichen Forschungen der Universität Tübingen vorlegte, verdammten ihn dort die stupiden Professoren, weil er zu lehren wagte, die Erde laufe um die Sonne und nicht umgekehrt. Schon wollte er sein Buch für immer unterdrücken, als man ihn nach Grätz in Steyermark berief, wo man sein Wissen besser zu schätzen wußte und sogar die Jesuiten ihm huldigten, obgleich er der lutherischen Kirche, in der er geboren war, niemals untreu wurde. Von Grätz kam er an den Hof des Kaisers, aber er mußte noch einmal nach Schwaben zurückkehren, um seiner Mutter das Leben zu retten. Denn die lutherischen Zänker und die hochweisen Doctoren des römischen Rechts hatten seine unschuldige alte Mutter als Hexe angeklagt und sie wäre unfehlbar zum Feuertode verurtheilt worden, wenn der Sohn, dem Empfehlungen vom Kaiser zur Seite standen, nicht persönlich eingeschritten wäre. Ein solches Beispiel kennzeichnet die Zeit und gibt einen

Maaßstab ab, auf welcher tiefen Stufe das sittliche Gefühl und der Verstand der damaligen Lenker der lutherischen Kirche und der fürstlichen Justiz standen.

Da Kaiser Rudolf so elend regierte und keine Kinder hatte, beruhte die Hoffnung des deutschen Hauses Habsburg auf seinem Oheim Karl, dem jüngern Bruder Maximilians II. Demselben war die Verwaltung von Steyermark, Kärnthen und Krain zugefallen und er handhabte dieselbe mit Kraft, wandte aber auch den Grundsatz cujus regio, ejus religio auf diese Provinzen an und duldete die Ausbreitung des Lutherthums nirgends mehr, wo nicht Brief und Siegel des früher erworbenen Privilegiums vorlagen. In Folge dessen empörten sich 1573 die lutherisch gewordenen Bauerschaften, unter denen er dann aufs grausamste wüthete. Er warb nämlich die wilden Uskoken, slavische Räuber aus den dalmatischen Gebirgen und ließ die armen Bauern zu hunderten von Felsen hinabstürzen, deren Anführer, den s. g. Bauernkaiser Ilia, mit einer glühenden Krone krönen rc. Dann vertrieb er die Lutherischen auch aus den Städten, so weit dieselben nicht privilegirt waren, und ließ viele tausend deutsche Bibeln durch den Henker verbrennen, 1579. Im folgenden Jahre gründete er das nach ihm genannte Karlstadt im Mittelpunkt der von ihm damals zuerst begründeten Militärcolonien an der croatisch-türkischen Grenze.

Der immer nur durch kürzere oder längere Pausen unterbrochene Türkenkrieg fing 1593 wieder an und wurde mit wachsendem Glück und blutiger Grausamkeit geführt. Graf Karl von Mansfeld schlug die Türken vor Gran, 1595. Unter ihm stürmte Oberst Roßwurm das feste Hatvan und ließ die türkische Besatzung auf die greulichste Art zu Tode martern. Dafür ließ wieder der Sultan, als er Erlau (Kereztes) einnahm, 4500 Christen eben so grausam tödten. Vor dieser Stadt erlitt das christliche Heer eine schmähliche Niederlage, 20,000 Reiter wurden binnen einer Stunde niedergehauen oder in die Sümpfe gesprengt. Graf Schwarzenberg stellte den Ruhm der kaiserlichen Waffen wieder her und eroberte Raab, 1596. Damals dienten unter den Kaiserlichen auch 1200 Franzosen, die aber, weil

ihnen der Sold nicht pünktlich bezahlt wurde, zu den Türken übergingen. Schwarzenberg griff sie an, fand aber den Tod durch eine Kugel; 600 Franzosen entkamen, die übrigen wurden martervoll hingerichtet. Nun wurde Karls Sohn Ferdinand zum Feldherrn bestimmt, verstand aber die Kriegführung nicht. Als er im Winter 1601 bei Cunischa ins Lager kam, bemächtigte sich der Soldaten ein panischer Schrecken und alles floh davon, ohne daß ein Feind da war. Es war ohne Zweifel eine Demonstration solcher Offiziere oder Söldner, die den sehr despotisch gesinnten Erzherzog aus politischen oder kirchlichen Gründen haßten. Nun erhielt das Obercommando Roßwurm, der sich unterdeß durch die Eroberung von Stuhlweißenburg ausgezeichnet hatte. Derselbe eroberte Pesth, konnte aber Ofen nicht gewinnen und wurde in Ungnade zurückgerufen. Er hatte einmal dem jungen Bassenstein (Bassompierre) aus altem Haß gegen seinen Vater nach dem Leben getrachtet, sich aber nachher nach einer Türkenschlacht, in der beide unbändig tapfer gefochten hatten, bei einem Gelag auf türkischen Leichen sitzend, wieder mit ihm versöhnt und beide führten nun in Prag öffentlich ein so lüderliches Leben, daß es zum Scandal wurde. Die Italiener, die sich damals schon mit Hülfe der Jesuiten häufig in die Offiziersstellen des kaiserlichen Heeres einschlichen, benützten seinen schlechten Ruf, so daß er im kaiserlichen Heere keine Anstellung mehr fand. Herzog Maximilian von Bayern schätzte aber seine militärischen Talente und Roßwurm sollte Oberfeldherr der katholischen Ligue werden, die sich damals bildete. Das war aber dem Kaiser wieder nicht recht, weil ihm die Ligue Eifersucht einflößte. Da half sich die italienische Partei, indem sie Roßwurm zu einer Schlägerei verleitete. Er tödtete bei diesem Anlaß einen italienischen Grafen, wurde deshalb als Mörder angeklagt und rasch hingerichtet, 1605.

Seitdem geschah wenig mehr an der türkischen Grenze, aber Bethlen Gabor (Gabriel Batior), Fürst von Siebenbürgen, benutzte die Erschlaffung des türkischen Reichs von der einen und den Religionskampf in Deutschland von der andern Seite, um sich eine unabhängige Macht in Ungarn zu gründen. Die deutschen

Siebenbürger schloßen sich damals eng an die Lutheraner an. Durch den Prediger Honter waren sie schon 1533 lutherisch geworden. Um sie wieder katholisch zu machen, hetzte Rudolf II. die Ungarn gegen sie auf, daß wirklich 1590 im ungarischen Reichstage erklärt wurde, die Sachsen seyen Leibeigene der Ungarn, da sie ja keine Edelleute unter sich hätten. Da stand der Nationalgraf Hutter auf und sagte den Magnaten in offener Versammlung: Arbeiten ist edler als Rauben. Es gelang ihm, den Adel von seiner Anmaßung abzubringen, und um auch gegen die Jesuiten geschützt zu seyn, schloßen die Sachsen in Siebenbürgen eine Union, 1613, indem sie einander den merkwürdigen Schwur leisteten, als Ein Mann für ihre politische Freiheit und für die Augsburger Confession zu stehen, und sich niemals „adeln" zu lassen, damit ihre Gleichheit, die Bedingung ihrer Freiheit, nie gestört werde. Gleichgesinnt, doch viel kleiner war die deutsche Colonie in der Zips, auf der Südseite der Karpathen. Sie entstand durch deutsche Bergleute, auch sie hatte einen gewählten Grafen, und ihr Hauptort war und ist noch jetzt Leutschau, d. h. der Ort der Musterung.

Erzherzog Ferdinand folgte seinem Vater Karl bereits 1596 in der Regierung der südöstlichen Erblande Habsburgs und war fest entschlossen, so weit hin seine Macht reichte, die lutherische und calvinische Ketzerei auszurotten. Er ging dabei von dem Grundsatz aus, daß die kaiserliche Gewalt und überhaupt die Einheit im deutschen Reich unmöglich fortbestehen könne, wenn nicht auch ein Glaube im Reiche herrsche, der Riß durch die Kirche müsse nothwendig auch durch das Reich gehen. Er war überdies von Jugend auf durch die Jesuiten für den Gedanken begeistert worden, daß es nicht nur ihm selbst im Himmel wie auf Erden zum ewigen Ruhm, sondern auch allen ihm unterworfenen Völkern zum ewigen Seelenheil gereichen werde, wenn er sie zur alleinseligmachenden Kirche zurück führe und ihre Seelen dem Abgrund der Hölle entreiße. In diesem Sinne zu regieren, hatte er als Jüngling der Mutter Gottes zu Loretto geschworen. Man darf annehmen, daß er viel gläubiger und von willigerem Gehorsam gegen die Kirche

war, als sein Oheim Philipp II. von Spanien, der das Staatsinteresse stets über das kirchliche setzte. Da auch er die Ketzerei ausrotten wollte, schöpfte Ferdinand ohne Zweifel aus seinem Beispiel einen stärkeren Muth. Wie sich aber die Verhältnisse nicht nur im Reich, sondern auch in den habsburgischen Erblanden rechtlich gestaltet hatten, konnte Ferdinand zunächst nur wie sein Vater das cujus regio, ejus religio in den Schranken der bereits gesetzmäßig den Protestanten bewilligten Privilegien geltend machen und fuhr demnach fort, alle nichtprivilegirten lutherischen Kirchen zu zerstören, alle Lutheraner, die nicht katholisch werden wollten, aus dem Lande zu jagen und für alle lutherischen Prediger, die etwa heimlich wiederkommen würden, Galgen aufzurichten.

Sechstes Buch.

Die Niederländer.

1.

Der niederländische Adel.

Karl V. hatte den burgundischen Kreis gegen die Reformation hermetisch verschließen wollen, daher die grausamen Placate, die unbarmherzige Verfolgung aller Andersgläubigen. Aber gerade diese Strenge weckte den Widerstand im Volk. In der Geschichte der Wiedertäufer begegneten uns schon zahlreiche Anhänger dieser Secte gerade in Holland und Friesland, die zum burgundischen Kreise gehörten. Im J. 1546 wurde Loy hingerichtet, der da predigte, die gegenwärtige Welt sey die Hölle. David Joris, der 1556 als Flüchtling in Basel starb, und Menno Simons († 1561) stifteten geheime Secten. Nur die des letztern, die s. g. Mennoniten, haben in den Niederlanden und England eine längere Dauer erlangt. Sie verwarfen jede Verfolgung, jeden Krieg und wollten bei allgemeiner Duldung ewigen Frieden. Durch ihre sanften Sitten und ihren Fleiß erwarben sie sich am Ende selber Duldung. Andere geheime Anhänger der Reformation waren nicht so friedsam. Aber alle wurden kraft der Placate unterdrückt. Die Niederlande standen damals in der höchsten Blüthe. Sie zählten 350 Städte. Brüssel war die Residenz und Hauptsitz des Adels. Gent hieß die große, Ant-

werpen die reiche, Löwen die gelehrte, Namur die starke, Mecheln die schöne Stadt. Brügge galt als die Heimath der schönsten Mädchen. In Antwerpen kamen täglich 500 Schiffe und wöchentlich 2000 Frachtwagen an. Die Städte enthielten Kirchen und Paläste im schönsten gothischen Style gebaut und voll von Kunstwerken der besten Meister. Karl V. war trotz seiner Placate beliebt, denn das Volk war gut katholisch und dabei lebenslustig, die Wühlerei der Sectirer lediglich nicht populär. Auch gefiel es den Niederländern, daß Karl V., der Herr zweier Welten, ihr Landsmann war, nur vlämisch gekleidet ging und vlämisch redete, auch den Niederländern in Aemtern und Würden gern den Vorzug gab.

Das alles änderte sich plötzlich, als Philipp II. dem Vater in der Regierung nachfolgte. Dieser Herr sprach nur spanisch und begünstigte auch nur die Spanier. Seine steife Haltung und finstere Miene schreckte die zutraulichen Niederländer zurück. Er schien zwar ihren Neigungen entgegen zu kommen, indem er die Statthalterschaft wieder einer Dame übergab, seiner natürlichen Schwester, der Herzogin Margaretha von Parma. Sie selbst aber hatte nichts zu sagen, denn für sie regierte der Cardinal Granvella, dessen Vater schon Kanzler Karls V. gewesen war, und der das Regierungssystem, welches Philipp II. in Spanien und Italien befolgte, auch in den Niederlanden durchführen sollte. Dabei war es vor allem seine Aufgabe, den mächtigen und stolzen, unter den früheren Statthalterinnen an große Unabhängigkeit gewöhnten Adel unter das eiserne Joch der Monarchie zu beugen. Dieser Adel der Niederlande war immer loyal gewesen, indem er nicht nur als ständische Corporation dem Kaiser aus dem reichen Lande große Geldsummen bewilligt, sondern ihn auch auf das tapferste mit den Waffen unterstützt hatte. Der schöne Sieg von St. Quentin war von Lamoral, Grafen von Egmont, an der Spitze treuer Niederländer erfochten worden. Diesem Herrn stand der Großadmiral, Philipp von Montmorency, Graf von Horn, zur Seite und Wilhelm, Graf von Nassau-Orange, gewöhnlich von Oranien zubenannt, auch „der Schweigsame," weil er seine Gedanken nie durch unzeitige Worte

verrieth. Er war durch das Erbe von Chalons-Orange in Frankreich und durch die Gunst Karls V. begütert, und damals Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht. Er saß mit den beiden andern Herren im Rath der Statthalterin und protestirte mit ihnen gegen die Uebergriffe des Granvella, der als ein Fremder im Lande sich um dessen Gesetz und Herkommen nicht bekümmerte. Der König gab diesem zwei niederländische Räthe bei, auf die er sich ganz verlassen konnte, den Viglius für die Justiz und den Grafen von Barlaimont für die Finanzen, wagte aber damals noch nicht, den mächtigen und sehr populären Adel direct anzugreifen, wohl aber indirect.

Nach einer Verabredung mit dem Papste sollten fortan in den Niederlanden die Bischöfe nicht mehr von den Domcapiteln gewählt, sondern vom König ernannt, die Zahl der Bisthümer aber vermehrt werden. Der König bezweckte damit, die großen und reichen Bisthümer, die bisher von den einheimischen Adelsfamilien besetzt waren, denselben zu entreißen, die geistlichen Würden nur an ganz von ihm abhängige Personen zu verleihen und einen guten Theil der geistlichen Einkünfte der Staatskasse zuzuwenden. Aus den bisherigen vier Bisthümern (Utrecht, Cambray, Tournay und Arras) sollten siebzehn werden. Der König ließ durch Granvella auch die Einführung der Inquisition in den Niederlanden vorbereiten. Das war offenbar gegen den Bürgerstand und das gemeine Volk in derselben Absicht gerichtet, wie die Bisthumsänderung gegen den Adel. Von dem Inquisitionsgericht konnte jeder aus dem Volk, der sich etwa vom Adel gegen den König aufreizen ließ, unter dem Vorwand der Ketzerei weggeräumt werden. Beide königlichen Maßnahmen hingen daher genau mit einander zusammen und waren klug genug berechnet.

Als Granvella wirklich die neuen Bisthümer errichtete, aber noch nicht das Inquisitionsgericht einführte, machten die niederländischen Großen dem König die dringendsten, immer aber ehrerbietigen Vorstellungen und überhäuften ihn gleichsam mit Beweisen ihrer kindlichen Zutraulichkeit, während der verschlagene Oranier mit allen offenen und geheimen Feinden Habsburgs intriguirte. Zugleich wurden alle Hebel des Witzes und der Spottlust angesetzt, um in dem heitern

Volke der Niederländer den verhaßten Granvella und seine Genossen lächerlich zu machen. Man verhöhnte ihn in Liedern und Bildern und trieb es so arg mit ihm, daß er den König dringend bat, seinen Abschied nehmen zu dürfen. Dem willfahrte der König und er machte, daß er fortkam, im März 1564. Egmont hegte das Vertrauen wirklich, was der Oranier nur heuchelte, schrieb dem Granvella zu, was doch nur der König verfügt hatte, und reiste in seiner Gutmüthigkeit nach Madrid, um dem König für Granvellas Sturz zu danken und ihm die Wünsche der Niederländer ans Herz zu legen. Der König hielt ihn nicht fest, sondern ließ ihn in seinem Glauben. Solche Leute waren ihm nicht gefährlich.

Inzwischen setzten Viglius und Barlaimont das Regierungssystem fort und stellten die Inquisition in nahe Aussicht. Da trat der Adel zusammen, unterzeichnete das s. g. Compromiß, worin er sich gegen die Einführung der Inquisition verwahrte, und brachte diesen Protest in Form einer Bittschrift in großer Procession auf das Schloß, Graf Brederode voran. Als Barlaimont den Zug kommen sah, rief er: „ce n'est qu'un tas de gueux (das ist nur ein Haufen Bettler)!" Die Statthalterin Margarethe empfing die Herren gütig und versprach, ihre Bitte dem König mitzutheilen. Als der Adel nachher bei einem Gastmahle saß, ließ Brederode einen Bettlersack und einen hölzernen Becher bringen und in der Reihe herum gehen, mit dem Trinkspruch: vivent les gueux! Davon haben die gegen den König empörten Niederländer den Namen der Geusen erhalten. Hiebei ist zu bemerken, daß sich Brederode um das Bisthum Cambray beworben hatte und um seine Hoffnung betrogen worden war.

Da der König mit einer Antwort zauderte, versah sich der Adel des Schlimmsten und ging einen Schritt weiter vor, er verband sich nämlich mit der Ketzerei als mit einer Macht des Zeitgeistes. Auf einmal wimmelte das Land von deutschen und französischen Predigern, wurden die Kerker erbrochen und die noch nicht hingerichteten Ketzer befreit und begann ein furchtbarer Sturm des Pöbels gegen Kirchen und Klöster, 1566. Das alles waren vom Adel bestellte Leute, hauptsächlich Holländer und durch den Oranier in Holland aufge-

nommene Fremde. Es war der kühne Handstreich einer Minderheit. Die Mehrheit des friedlichen Volkes wollte gewiß nicht, daß die herrlichen Kirchen zerstört würden. Auch that man dem Bildersturm Einhalt und am eifrigsten bemühte sich dabei Graf Egmont, den die Verschworenen nicht ins Geheimniß gezogen hatten. Aber nur in Gent und Brügge wurden die Kirchen gerettet. In fast allen andern Städten gingen die Meisterwerke der Kunst in den Kirchen sämmtlich zu Grunde. So in Antwerpen, Leyden, Utrecht, Mecheln, Delft, Oudenarde, Ypern, Tournay, Valenciennes ꝛc.

2.

Alba.

Schon im Jahre 1565 war Philipp II. mit seiner Schwiegermutter Katharina von Medicis und seinem Schwager, Karl IX., in Bayonne zusammengekommen und hatte sich der Neutralität Frankreichs versichert, indem er sonst nicht hätte wagen dürfen, ein Heer nach den Niederlanden zu schicken. Dieses Heer, bei dem sich 10,000 spanische Kerntruppen befanden, ließ er unter dem Herzog von Alba in Oberitalien zusammenziehen und rheinabwärts nach den Niederlanden marschiren, 1567.

Obgleich er nicht gedroht, sondern immer versichert hatte, er werde selbst nach den Niederlanden kommen, um zum Rechten zu sehn, erwarteten doch alle Einsichtigen, daß er die vorgefallenen Unbilden schrecklich rächen werde. Am meisten war Wilhelm von Oranien compromittirt. Dieser Prinz war noch verschlagener als Moriz von Sachsen, dessen Tochter er geheirathet hatte. Er stand mit Philipp II. fortwährend in Briefwechsel und seine Briefe sind noch erhalten. Wenn man erfahren will, daß Philipp II. der beste, der edelste, ja das Ideal eines Königs gewesen sey, so muß man die Briefe des Oraniers lesen. Auch erfährt man daraus, daß Wilhelm der gläubigste und eifervollste Katholik war, obgleich er lutherisch erzogen war und seine sächsische Heirath vorzüglich den Zweck hatte, die

lutherischen Fürsten seinen geheimen Absichten geneigt zu machen. Um diese mittelst des Aufruhrs und mit Hülfe der calvinischen Franzosen und Engländer durchzusetzen, spielte er dann wieder den fanatischen Calvinisten, verräth sich aber einmal, indem er im Vertrauen schreibt, die Bibel sey ein melancholisches Buch und der lustige Amadis sey ihm lieber. Kurz auch ihm, wie allen Fürsten der Zeit, war die Religion nicht Herzensangelegenheit, sondern nur Mittel zum Zweck. Er hatte durch das üppigste und luxuriöseste Leben seine Kasse erschöpft und ungeheure Schulden aufgehäuft. Diese wollte er los werden, und weil er sich klüger wußte als andere, wollte er sein kleines Erbe mehren und sich eine Macht gründen, wie sie sein Schwiegervater erworben hatte, und durch dieselben Mittel. Er begriff nämlich, daß Karls V. burgundisches Arrangement unnatürlich war, daß die Spanier trotz ihrer großen Macht sich auf die Dauer in den deutschen Niederlanden doch nicht würden behaupten können, daß England, Frankreich und die deutschen Protestanten sich früher oder später alle gegen Spanien vereinigen würden und daß er, wenn er die Religion und Freiheit zu Vorwänden nähme und als Nationalheld aufträte, gar wohl dem Spanier den burgundischen Scepter würde aus den Händen winden können. Er handelte im geheimsten Einverständniß mit der damaligen Königin von England, Elisabeth. Durch den Bildersturm hatte er den König aufs tiefste erbittert, jetzt kam Alba, um das Land mit Schrecken zu erfüllen. Alles ging vortrefflich. Die spanische Rache mußte das niederländische Volk empören und einen National- und Religionskrieg zugleich hervorrufen. Dann brauchte Wilhelm nur wieder zu kommen und zu erndten, was er gesäet hatte. Fürs erste aber ließ er das arme, von ihm verführte Volk im Stich und sicherte seine Person.

Es gab indeß unter dem niederländischen Adel noch Einfältige genug, welche sich einbildeten, der König werde Gnade üben, da ja die ständischen Proteste ganz gesetzlich, der Bildersturm aber nur ein Exceß Einzelner gewesen sey, an dem sie nicht Schuld seyen. Als sie den Oranier gehen sahen, bedauerten sie ihn, weil er sich dadurch selbst für schuldig erkläre und seine Güter confiscirt werden würden.

Adieu, Prinz ohne Land! riefen sie ihm zu. Er aber antwortete: Adieu, ihr Herren ohne Kopf!

Alba zog durch Savoyen und Burgund heran und sollte unterwegs Genf durch einen Handstreich wegnehmen. Durch einen Herrn von Erlach aber erfuhren die Berner den Anschlag, zogen gleich mit Macht an ihre Grenzen und nöthigten den Herzog, still vorbei zu ziehen. Frankreich hinderte ihn nicht. Er kam in den Niederlanden an, wo ihn alles schweigend und heimlich zitternd empfing. Sein erstes Geschäft war, noch fünf Regimenter unter den katholischen Wallonen zu werben. Eine Zeitlang trug er noch, wie Philipps Briefe, die größte Milde zur Schau, empfing Egmont mit offenen Armen und einem Strom von Artigkeiten, zog die Stände zu Rathe und machte die Niederländer so sicher, daß es viele Aengstliche bereuten, nicht getraut zu haben, und aus ihrem Versteck nach Brüssel zurückkehrten. Nach drei Wochen aber, als er Vögel genug im Netze sah und Gewißheit hatte, daß Oranien doch nicht kommen würde, lud er die Grafen Egmont und Horn zu sich ein, sprach freundlich mit ihnen und ließ sie plötzlich im Gespräche festnehmen, am 9. September 1567. Von diesem Augenblick an warf er die Scheide von sich, um sein Schwert im Blute der Niederländer zu baden. Geheime Befehle vorweisend, entfernte er die Statthalterin Margarethe und setzte einen „Rath der Unruhen“ ein, den das Volk den Blutrath nannte, dem der Spanier Vargas vorsaß und bei dem die Niederländer Barlaimont und Hessels mitwirkten. Am 17. Januar 1568 wurden zum erstenmal 74 Angeklagte vorgeladen, denen bald noch mehrere folgten, alle von Adel oder reiche Bürger. Siebzehn stellten sich wirklich im Bewußtseyn ihrer Unschuld, wurden aber in kurzer Frist hingerichtet. Jetzt erst wurde der Schrecken allgemein und tausende, man rechnet 100,000 Niederländer, die sich gefährdet glaubten, retteten sich durch die Flucht und zwar größtentheils nach England, welches sie durch das mitgebrachte Geld und durch ihren Kunstfleiß bereicherten. Jetzt folgte Hinrichtung auf Hinrichtung und in kurzem fielen 1800 Köpfe. Auch die der Grafen Egmont und Horn wurden

abgeschlagen. Der König wollte zeigen, was den Adel erwarte, wenn er nicht gehorche. Vornehme Geburt sollte niemand mehr schützen. In demselben Jahr ließ Philipp seinen eigenen Sohn Don Carlos im Kerker hinrichten, weil er hatte fliehen und sich an die Spitze der Niederländer stellen wollen. Mit ihm wurden die nach Spanien gesandten niederländischen Edelleute, die den Prinzen hatten entführen wollen, die Herren von Bergen und von Montmorency-Montigny, gleichfalls im Gefängniß enthauptet.

Das gemeine Volk in Holland, Seeland und Friesland, welches unter der Statthalterschaft des ränkevollen Oraniers durch calvinische Prediger und Flüchtlinge aus Deutschland und Frankreich aufgeregt und zum Behuf des Bildersturms bewaffnet und organisirt worden war, benutzte das günstige Terrain der inselreichen Nordseeufer, um den Spaniern offenen Widerstand zu leisten. Diese verwegenen Kämpfer nannte man Geusen und zwar Busch- oder Waldgeusen zu Lande und Wasser- oder Meergeusen zur See. Während diese nun aus ihren Verstecken den kleinen Krieg begannen, war Wilhelm von Oranien in seine nassauische Heimath gereist und hatte hier mit seinen vier Brüdern, Johann, Ludwig, Adolf und Heinrich Verabredung getroffen, um durch alle Mittel der Revolution und des Religionshasses ihr Haus auf Kosten Spaniens zu erhöhen. Sie ließen sich es etwas kosten und verpfändeten ihr Hab und Gut, um Söldner zu werben und Agenten an alle Feinde und Neider Philipps II. zu schicken. Die hohe Ginsburg, einsam in den Wäldern liegend, war der geheime Sammelplatz der Führer, denen es gelang, aus vertriebenen Fanatikern und Abenteurern, Deutschen und Franzosen vier kleine Heere zu bilden, welche den Geusen zu Hülfe zogen. Eine großartige Unterstützung erwartete Wilhelm von den Reformirten in Frankreich, aber sie kam nicht. Von den lutherischen Fürsten hoffte er Hülfe, weil sie als Reichsstände und Nachbarn das verfassungswidrige Wüthen der Spanier in dem zum deutschen Reiche gehörigen burgundischen Kreise von Rechtswegen nicht zugeben konnten, aber sie beriethen nur und thaten nichts, weil sie die calvinistischen Pläne keineswegs unterstützen, aber auch das spanische Treiben nicht gut

heißen wollten. Aus ähnlichen Gründen that auch der Kaiser nichts. Der Oranier sah sich also auf kleine Mittel beschränkt.

Sein Bruder Ludwig zog ins Gröninger Land und erfocht bei Winschoten einen kleinen Sieg über die Spanier, wobei sein Bruder Adolf das Leben verlor. Bald indeß erfocht Alba selbst einen glänzenden Sieg über ihn bei Gröningen, wo Ludwig 6000 Mann verlor, am 21. Juli 1568. Nun führte zwar Wilhelm ein neues Heer von der Maas und Schelde herbei, der schlaue Alba aber wußte wohl, wie wenig Wilhelm mit Geld versehen war, vermied daher diesmal den Kampf und wartete ganz ruhig, bis sich Wilhelms Armee aus Mangel an Sold wieder auflöste. Jetzt aber kam die Königin Elisabeth den Niederländern zu Hülfe und unterstützte sie wenigstens indirect. König Philipp hatte an Alba zur See 400,000 Dukaten abgehen lassen, das Geldschiff hatte sich vor den Wassergeusen in einen englischen Hafen flüchten müssen und wurde dort zurückgehalten unter dem Vorwand, es führe nicht spanisches, sondern italienisches Geld, wie es denn wirklich von italienischen Bankiers vorgestreckt war. Alba ließ nun in seinem Zorne englische Schiffe wegnehmen, machte aber dadurch das Uebel nur ärger, denn nun konnte Elisabeth noch entschiedener gegen ihn auftreten. Wilhelm, der sich immer noch als rechtmäßiger Statthalter von Holland und Seeland betrachtete, ertheilte als solcher den Wassergeusen förmliche Caperbriefe gegen die spanischen Schiffe und die Prisen wurden von England anerkannt und in englischen Häfen verkauft. Aus Geldmangel mußte Alba die niederländischen Stände einberufen, erfuhr aber durch die guten Katholiken in denselben jetzt einen neuen Widerstand. Da verschanzte er sich und baute die berühmte Citadelle in Antwerpen, um die Scheldeschiffahrt und nach beiden Seiten hin die vlämische und holländische Küste zu überwachen, und hielt die Bevölkerung der Südprovinzen durch fortwährende Hinrichtungen in Unterwürfigkeit, während in den nördlichen Provinzen die Geusen freies Spiel behielten.

Wilhelm erholte sich von den Verlusten, die er erlitten, erst 1572 und sammelte wieder ein Heer in Deutschland, sein Bruder Ludwig in Frankreich, während Wilhelm von der Mark, Egmonts

Freund, der Haar und Bart stehen ließ, bis er denselben würde gerächt haben, in England eine Flotte der Wassergeusen ausrüstete. Mit dieser Flotte nahm er den festen Hafen von Briel auf Seeland ein und gewann damit einen Stützpunkt, von wo aus fortan zur See sicher operirt werden konnte, im März 1572. Philipp II. schickte alsbald den Herzog von Medina Celi, mit einer Flotte, um das Räubervolk zu überwältigen, der Herzog erlitt aber durch die Wassergeusen eine Niederlage, denn die leichten holländischen Schiffe hatten in den seichten Gewässern einen Vortheil vor den großen spanischen Schiffen, am 11. Juli. Allein fünf Wochen später traf die Niederländer ein furchtbarer Schlag. Die französische Regierung, heimlich mit Philipp II. einverstanden, hatte die Rüstungen Ludwigs nur zum Schein unterstützt, um die Reformirten zu täuschen, und veranstaltete am 24. August eine allgemeine Niedermetzelung derselben, die berüchtigte Bartholomäusnacht. Von aller französischen Hülfe verlassen, wurde nun Ludwig durch Albas Heer in Mons eingeschlossen, Wilhelm versuchte umsonst, ihn mit seinen in Deutschland geworbenen ziemlich schlechten und räuberischen Truppen zu entsetzen, doch erhielt Ludwig eine ehrenvolle Capitulation.

Nunmehr konnte Alba darauf denken, die nördlichen Provinzen zu bezwingen, er begann also mit seinem Sohne Friedrich die Belagerung der festen Städte. In Zütphen, das sich seiner Gnade anvertraute, wurden die Einwohner ermordet. Ebenso in Saardam, wo man die Menschen wie Fische kerbte. Eine Tochter wurde im Blute ihres Vaters erstickt ꝛc. und die Stadt in Asche gelegt. Da sahen die andern, es gebe keine Rettung als durch die Waffen und wehrten sich verzweifelt. In Harlem leisteten die Bürger und sogar die Weiber, 300 durch die Wittwe Kenan Hasselaar in eine Schaar geordnet, den ganzen Winter lang den tapfersten Widerstand. Wilhelm von der Mark suchte sie vergeblich zu entsetzen, ebenso Wilhelm von Oranien. Alle Hülfstruppen wurden geschlagen und ihre Köpfe zum Spott in die Stadt geworfen. Endlich fiel Harlem durch Hunger, nachdem Friedrich bei der Belagerung 10,000 Mann verloren hatte. Alle Einwohner wurden hingerichtet und als die Henker ermatteten,

ließ Friedrich die noch übrigen Bewohner Paar und Paar mit dem Rücken zusammen binden und in die See werfen bis auf 300. Dann zog er vor Alkmaar. Aber hier stritten Männer und Weiber mit so verzweifeltem Muthe, daß er 1000 Mann verlor (auch viele von den 300 Harlemern, die er hier die Schanzen zu graben zwang) und abziehen mußte. Zugleich siegten die Wassergeusen in einer Seeschlacht. Mit nur 24 kleinen Schiffen schlugen sie 30 große spanische und nahmen das ungeheure Admiralschiff, die Inquisition genannt, und noch 6 andere. Hier erwarb sich Johann Haring großen Ruhm, indem er sich auf den Mast der Inquisition schwang, ehe sie noch erobert war, die Admiralsflagge herunterriß, von hundert Kugeln umschwirrt und endlich todt mit der Flagge herabgestürzt wurde. Bald darauf schlugen sie abermals eine spanische Flotte von 54 Schiffen und zum drittenmal raubten sie eine große Kauffahrteiflotte mit reichen Gütern. Die genommenen Schiffe besetzten sie mit ihren eigenen Leuten und bald zählte die Flotte der Holländer 150 Segel, die kein spanisches Schiff mehr zuließen.

3.

Mißlungene Vermittlungsversuche.

Philipp II. schien jetzt endlich den Fehler einzusehen, den er mit seiner unvernünftigen Strenge begangen hatte, und rief Alba zurück. An seine Stelle kam Don Luis de Requesens, 1573, der mit Milde verfuhr. Die Niederländer trauten aber nicht mehr und setzten den Krieg fort. Middelburg fiel in ihre Hände, nachdem sie abermals eine spanische Flotte vernichtet hatten. Aber zu Lande wurden die Nassauischen Prinzen, nachdem sie ein neues Heer aufgebracht hatten und dießmal auch der Pfalzgraf Philipp Christoph, Sohn des Pfälzer Kurfürsten Friedrichs III., ihnen beistand, wieder auf der Mooker Haide geschlagen und Ludwig und Heinrich ließen hier ihr Leben, am 14. April 1574.

Da die spanischen Soldaten wieder ohne Sold waren, sah sich

Requesens genöthigt, ihnen die Plünderung der reichen Stadt Leyden zu versprechen. Man erkennt daraus, daß es dem König Philipp mit dem milden Systeme nicht ernst war, und daß er damit nur den Kaiser und die lutherischen Fürsten täuschte. Wie er früher den Adel der Niederlande zu ruiniren gesucht hatte, so wurde jetzt die Parole: ruinirt die großen Städte! Leyden sollte das erste Opfer werden. Die Stadt, durch den spanischen General Valdez mit 62 Schanzen ringsum eingeschlossen, war in großer Noth, denn kein Landheer stand mehr im Felde, sie zu entsetzen, und die Wassergeusen konnten mit den Schiffen nicht heran. Wilhelm rieth, die Deiche durchzustechen und das Meer hereinzulassen. Da wogte die See über Felder und Dörfer und flogen die Schiffe der kecken Geusen tief ins Land. Aber die Mauern von Leyden erreichten sie nicht. Grimmiger Zorn erfaßte nun die Männer auf den Schiffen, sonneverbranntes, narbenvolles, halbverstümmeltes Volk, das auf den breiten Hüten den Halbmond führte mit der Inschrift: „Liver turcx dan pausch" (lieber türkisch als päpstlich). In der Stadt selbst, die vom Feinde überrascht worden war und sich daher mit Lebensmitteln nicht hatte versorgen können, herrschte grenzenloses Elend und schon waren 6000 Einwohner an Hunger gestorben. Der Bürgermeister van der Werf wurde bestürmt, die Stadt zu übergeben, bot aber den Hungernden seinen eigenen Leib an: sie sollten sich in sein Fleisch theilen, aber die Stadt nicht übergeben. Da erhob sich ein Nordostwind und schwellte die Fluth so hoch an, daß sie die Mauern der Stadt erreichte und die Kähne der Geusen bis dahin vordringen konnten. Sie hatten diese Kähne mit Brod und Fischen gefüllt und theilten diese den tausend verhungernden Händen aus, die sich ihnen von den Mauern entgegen streckten, während dieselbe Fluth das Lager der Spanier überschwemmte und ihren Widerstand gänzlich vereitelte, denn die Geusen auf ihren Kähnen erschlugen alles, was nicht ertrank. An diesem Tage (es war der 3. October 1574) kamen 1500 Spanier um und der Rest mußte sich zurückziehen. Zum Lohn für ihre treue Ausdauer und zum Ersatz für ihre Verluste erhielt die Stadt eine Universität.

Die nördlichen Provinzen waren nun frei und Wilhelm von Oranien bereits dort der eigentliche Landesherr. Allein um das fanatisirte Volk desto williger zu machen, gestattete er demselben demokratische Formen und blieb für seine Person immer nur der bescheidene Statthalter eines Königs, dem man nicht mehr gehorchte. Den größten Werth aber legte er darauf, daß der Krieg als ein Religionskrieg aufgefaßt werde, um den Abfall vom rechtmäßigen Landesherrn durch die Treue, die man Gott bewahren müsse, zu entschuldigen und um den Niederländern die Sympathien aller Feinde der alten Kirche zu gewinnen. Zu diesem Zwecke ließ er schon 1574 eine calvinistische Kirchenversammlung zu Dortrecht eröffnen, um sämmtliche Nordprovinzen nunmehr förmlich zu reformiren und den katholischen Gottesdienst daselbst gänzlich auszurotten. Dabei spielte Wilhelm den Gemäßigten und ließ den verwilderten Wilhelm von der Mark, der mit Albas Spaniern in unmenschlicher Grausamkeit wetteiferte, festnehmen und heimlich im Kerker umbringen. Eigentlich aber nur, weil dieser tolle Gesell der Liebling der Geusen war und ihm als Nebenbuhler um die Macht im Wege stand.

Der arme Requesens, von seinem Herrn im Stiche gelassen und seiner eigenen Soldaten nicht mehr Meister, starb im März 1576. Die Soldaten, welche das ihnen versprochene Leyden nicht bekommen hatten, legten sich in Utrecht ein und zehrten dort auf Kosten der Stadt wie eine Räuberbande. Der König versprach immer Hülfe, ließ aber die Soldaten gewähren. Auch bestellte er seinen Bruder Don Juan d'Austria zum Statthalter der Niederlande, hielt ihn aber lange zurück. Unterdeß amusirten sich die spanischen Soldaten fortwährend mit Plünderungen des Landes. Nachdem sie 120 Dörfer in Flandern verheert hatten, trieben sie eine Masse gefangener Frauen und Mädchen vor sich her an die Thore von Maestricht. Die Bürger dieser Stadt wollten auf die Unglücklichen nicht schießen und ließen sie ein. Die Spanier aber drängten nach, eroberten die Stadt und übten darin unmenschliche Greuel. Hierauf wollten sie auch die große Stadt Gent plündern, da aber stand das Volk im Zorne auf, am 16. September 1576. Die vielen Arbeiter hier waren cal-

vinisch gesinnt und ließen jetzt die Truppen des Oraniers ein. Nun wagten sich die Spanier nicht mehr an Gent, überfielen aber am 4. November die herrliche Stadt Antwerpen, verbrannten dort 500 Häuser, ermordeten 5000 Einwohner, begingen die ärgsten Greuel und plünderten die Stadt rein aus.

Mittlerweile hatte sich der Oranier mit der katholischen Partei der niederländischen Stände zu Brüssel in Verbindung gesetzt und dieselbe war gern bereit, mit ihm vereint die Verwaltung des unglücklichen Landes in die Hand zu nehmen, da der König in böslicher Absicht den neuen Statthalter immer noch nicht geschickt hatte. Abgeordnete der katholischen Süd- und der calvinischen Nordprovinzen traten daher zusammen und schlossen am 8. November 1576 die Pacification von Gent, worin sie dem König zwar seine Rechte vorbehielten, aber alle getreuen Niederländer in die Waffen riefen, um die heillosen Spanier zu vertreiben. Jetzt erst erschien Don Juan, stellte sich sehr freundlich, nahm die Pacification an und schickte in Folge derselben wirklich die spanischen Truppen fort. Aber alles nur zum Schein, denn nachdem er sich mit dem Herzog von Aerschot und andern niederländischen Großen, die dem Oranier mit Recht mißtrauten, verständigt hatte, rief er die spanischen Truppen plötzlich wieder zurück. Diese Treulosigkeit erbitterte das Volk, die zu Brüssel versammelten Stände erklärten Don Juan der Statthalterschaft für verlustig und der Oranier behielt die Oberhand, war aber so klug, nicht selbst regieren zu wollen, sondern schob jetzt Kaiser Maximilians II. Sohn, den jungen Erzherzog Mathias, als Strohmann vor, in dessen Namen doch er allein die Dinge leitete. Aerschot flüchtete mit seinen Parteigenossen nach Gent und war im Begriff, das Castell daselbst den Spaniern zu übergeben, als er vom gemeinen Volke gefangen genommen wurde, 1577. Damit begann die Volksherrschaft in Gent, von Demagogen geleitet, die im Solde des Oraniers standen, von Franz van Ryhove, Jan van Hembyze, dem calvinischen Prediger Dathen. Jetzt mußte auch Gent dem Bildersturm erliegen, wurden alle Heiligthümer in den Kirchen zerstört und alle katholischen Priester ermordet. Auch Hessels,

der gefangen worden war, endete damals am Galgen. Das war nun offenbar ein Bruch der Pacification, in welcher sich die Niederländer beider Confessionen Duldung zugesichert hatten. Die katholischen Wallonen in Flandern waren daher sehr erbittert und nahmen eine Sonderstellung ein. Der Oranier kam nach Gent und suchte zu beruhigen. Allein im Februar 1578 wurde das Heer des Mathias und Wilhelm, als es Don Juans Lager bei Gemblours, stürmen wollte, geschlagen, wobei sich der junge Herzog Alexander Farnese von Parma, Margarethens Sohn und Don Juans Neffe, auszeichnete. Mathias verlor nun den Muth, Wilhelm aber, unerschöpflich in politischen Intriguen, lockte einen neuen Strohmann an, um sich zunächst der französischen Hülfe zu versichern, nachdem seine Truppen unter dem Grafen Bossu am 1. August wieder einen Vortheil über die Spanier errungen hatten.

Der französische Strohmann war Franz von Alençon, der Katharina von Medici jüngster Sohn, der sich damit schmeicheln ließ, Herr der Niederlande zu werden, aber ein ganz lüderliches und unfähiges Subject. Der Oranier konnte sich seiner Hülfe bedienen, ohne ihn fürchten zu müssen. Die Königin Elisabeth ließ den Pfalzgrafen Johann Casimir mit englischem Gelde Truppen werben um gleichfalls den Niederländern beizustehen und den Franzosen im Schach zu halten. Damals starb Don Juan im October 1578. Die Niederländer hätten, wenn sie einig gewesen wären, die Spanier vertreiben können. Die Wuth der Demokraten in Gent aber, denen sich auch der Pfalzgraf anschloß, machte jede Versöhnung mit den katholischen Wallonen unmöglich. Wilhelm von Oranien redete zwar zum Frieden und brachte wirklich am 16. Dec. zu Gent eine Versöhnung der Parteien zu Stande, allein nur zum Schein. Er konnte nicht hoffen, jemals Herr der gesammten Niederlande zu werden, weil das die großen Nachbarstaaten nicht würden geduldet haben und weil der katholische Adel im Süden und die Wallonen nichts von ihm wollten. Dagegen beherrschte er die Nordprovinzen und zwar mittelst der Demokratie, der er zu dienen schien, während sie ihm diente. Schon zu Weihnachten wurden die Dinge entschieden. Die zweimalige

Genter Pacification ging in Rauch auf. Mathias und Alençon saßen zwischen zwei Stühlen nieder, auch der Pfalzgraf wurde überflüssig. Die niederländischen Parteien sprachen sich rein aus. Da die Genter Demokraten den Sühnevertrag nicht einhielten, sondern gegen die zurückgekehrten katholischen Priester tumultuirten, schloßen die Wallonen am 15. Jan. 1579 zu Arras einen Sonderbund, am 22. d. M. aber die sieben nördlichen Grafschaften Holland, Seeland, Zütphen, Friesland, Ober-Yssel und Gröningen nebst Geldern als sieben freie Republiken zu Utrecht unter dem Namen der Generalstaaten von Holland ein Bündniß, die berühmte **Utrechter Union**, und wählten Wilhelm von Oranien zu ihrem General-Statthalter. Diese Union riß sich förmlich von Spanien los, behielt aber dem deutschen Reiche seine Rechte vor. Nachdem auf solche Weise nun des Oraniers längst gehegter Plan enthüllt war, schloßen auch die Wallonen am 17. Mai zu Arras ein enges Bündniß mit Alexander von Parma, der im Namen des Königs von Spanien Don Juans Stelle einnahm.

4.

Alexander von Parma.

Nur **Gent** und **Brügge** wollte Wilhelm noch nicht aufgeben, und wenn es ihm gelungen wäre, das westliche Flandern zu behaupten, so würde er die katholischen Niederlande ganz vom Meere abgeschnitten und eine unmittelbare Verbindung Hollands mit Frankreich gewonnen haben. Diese Hoffnung war es, die den Herzog von Alençon noch immer in den Niederlanden zurückhielt, während Erzherzog Mathias heimkehrte. In dem gährenden Gent aber war Wilhelm nur des Ryhove versichert, die andern Demagogen und Dathen legten es darauf an, durch die wüthendste Verfolgung der Katholiken und durch republikanische Uebertreibungen den französischen Prinzen in Belgien eben so unmöglich zu machen, wie den König von Spanien.

Nun machte aber der neu ernannte spanische Feldherr, Alexander, Prinz von Parma, ein sehr tüchtiger Feldherr, große Anstrengungen und nahm Maestricht mit Sturm, am 29. Juni 1579, wobei die Spanier zum letztenmale alle Greuel übten. In Folge der Uebereinkunft von Arras mußte Parma jetzt seine spanischen Truppen entlassen, denn auch die katholischen Niederländer wollten diese entmenschten Horden um jeden Preis los seyn. Parma aber warb rasch niederländische Truppen, gewann die Widerspenstigen durch milde und billige Capitulationen und fand großen Anhang unter allen denen, welche Ruhe und Ordnung hergestellt wünschten, und vor den blutgierigen Geusen und den tollen Genter Demokraten ein Grauen hatten. So machte er Fortschritte und nahm Doornik und Oudenarde, endlich 1583 auch Antwerpen ein. Hier saß Alençon mit seinen Franzosen in großem Aerger, thatenlos aus Schwäche. Auf der einen Seite wollten die calvinistischen Republikaner, auf der andern auch die mit Parma versöhnten Katholiken nichts mehr von ihm wissen und Wilhelms diplomatische Künste reichten nicht mehr aus, die erlöschende Hoffnung Alençons noch länger zu nähren. Dieser würde vielleicht schon früher die Niederlande verlassen haben, wenn er nicht von hier aus seine Verbindung mit England unterhalten hätte, in der Erwartung, die Königin Elisabeth werde ihn zum Gemahl nehmen. Als ihn diese englische Hoffnung und zugleich die niederländische betrog, ward er nach so langen vergeblichen Bemühungen ein wenig grimmig. Er wagte den letzten Versuch, sich in Antwerpen zum Alleinherrn zu machen, aber vergebens. Als 3000 Franzosen hier plötzlich das Geschrei erhoben: „die Messe, die Messe! schlagt todt!“ wurden sie vom Volk überwältigt, die Hälfte von ihnen erschlagen, der Rest verjagt, am 17. Januar 1583. Alençon selbst flüchtete nach Dünkirchen und seine Rolle war zu Ende. Er starb im folgenden Jahre.

Wem aber sollte nun Flandern zufallen, dem Oranier oder dem Farnesen? Die Mehrheit des Volks war katholisch geblieben, die Genter Demokratie hatte sich sehr verhaßt gemacht. Das entschied. Parma gab sich alle Mühe, die Herzen zu gewinnen und ließ es

nicht an Versprechungen fehlen. Wilhelm war durch einen Meuchelmörder verwundet worden und lag damals krank, konnte also auf Gent nicht genug Acht haben. König Philipp II. haßte den Oranier so ingrimmig, daß er jedem, der denselben ermorden würde, 25,000 Dukaten und die Erhebung in den Adelstand versprach. Der Franzose Jaurequi wollte den Preis verdienen und stach den Prinzen mit dem Dolch ins Gesicht, verwundete ihn aber nur stark am Munde. Unterdeß trat aber die nahe Stadt Brügge durch Vermittlung des Herzog von Aerschot zu Parma über und Wilhelm von Oranien wurde durch einen zweiten Meuchelmörder, Balthasar Gerard, ebenfalls einen Franzosen, der sich als Spion bei ihm eingeschlichen hatte, erschossen, am 17. Juli 1584. Gerard wurde geviertheilt, seine ganze Verwandtschaft aber von König Philipp in den Adelstand erhoben.

Dieser Meuchelmord, zu dem ein christlicher König sich öffentlich zu bekennen nicht schämte, änderte an der Lage der Dinge eigentlich nichts, denn Wilhelm würde, wenn er auch am Leben geblieben wäre, den Fall Gents doch schwerlich aufgehalten haben und andererseits vermochte auch Parma nach Wilhelms Tode nicht mehr, Holland zu unterwerfen. In Gent wurde zwar der alte Hembyze enthauptet, aber die oranische Partei unterlag hier dennoch. Parma nahm Dendermonde und schnitt den Gentern die Zufuhr ab. Die Hungersnoth, die Ermüdung nach so langer Anarchie, die Sehnsucht nach Ruhe und Frieden stimmten die Gemüther auch hier um und Gent öffnete ihm noch im September die Thore. Längere Zeit brauchte Parma, um Antwerpen einzunehmen. Die Belagerung dieser Stadt erlangte einen großen Ruhm in der Kriegsgeschichte, weil die Ingenieure und die Artillerie dabei ihre Künste erprobten. Endlich capitulirte die Stadt am 17. August 1585. Somit blieben die südlichen Niederlande katholisch und dem König von Spanien unterworfen. Die Meeresküste Flanderns war den spanischen Schiffen wieder zugänglich. Der katholische Gottesdienst wurde wieder der ausschließliche, jedoch ließ man den Calvinisten vier Jahre Zeit zur Auswanderung, damit sie vorher alle ihre Privatgeschäfte erledigen konnten.

Parma bezweckte die allmälige Wiedereroberung auch der nörd-

lichen, zur Utrechter Union gehörigen Städte, fand jedoch viel größere Schwierigkeiten, weil der Calvinismus hier schon überall im Volke wurzelte und weil die Zahl und Energie der Einwohner durch die große Menge der Auswanderer und Flüchtlinge aus den südlichen Provinzen und aus Frankreich außerordentlich zugenommen hatte. Die vorher kleine Stadt Amsterdam wurde durch die vielen Ansiedler, vorzüglich aus dem nahen Antwerpen, zu einer großen Stadt und die Hauptstadt der Republik, der Sitz der Generalstaaten. Diese behielten aus Dankbarkeit gegen den Oranier dessen Sohn Moriz als Statthalter bei, der zwar noch jung war, aber einen mächtigen Schutz in England fand. Die Königin Elisabeth schickte ihren Liebling, den Grafen von Leicester, mit einigen Truppen nach Holland, das Land gegen Parma zu vertheidigen. Leicester zeigte keine große Fähigkeit, aber auch Parma sah sich geschwächt durch die Truppen, die er an die spanische, s. g. große Armada abgeben mußte, die in England landen sollte, aber zu Grunde ging, 1588. Seitdem quälte sich Parma mit der Belagerung holländischer Städte ab, ohne sie bezwingen zu können. So mußte er nach langer Anstrengung von Bergen op Zoom abziehen und wurde vor Verdruß krank. Nun ging auch noch sein tapferer Oberst Martin Schenk zu den Holländern über, weil ihm König Philipp die Statthalterschaft von Geldern abgeschlagen hatte, kam aber bald darauf vor Nimwegen ums Leben, 1589. Jetzt drang Moriz von Oranien wieder vor, nahm die Stadt Breda mit List, schlug die Spanier unter Verdugo in offenem Felde bei Coeworden, eroberte Gröningen und Nimwegen. Im Ganzen jedoch wurde der Krieg nur schleppend fortgeführt. König Philipp machte einen Versuch, die Holländer unter sich zu entzweien, indem er des ermordeten Wilhelm ältesten Sohn Philipp Wilhelm, den er 30 Jahre lang in Spanien gefangen zurückgehalten hatte, jetzt erst heimschickte, um seinem Bruder Moriz die Statthalterschaft streitig zu machen. Die Holländer ließen ihn aber gar nicht ins Land und er selbst mochte sich nicht zum Werkzeug des Spanier hergeben und zog sich ins Privatleben zurück mit Hinopferung seiner noch in den südlichen Niederlanden gelegenen Güter,

1595. Der Prinz von Parma mußte noch einen Feldzug im nördlichen Frankreich unternehmen und starb in demselben.

Philipp II. begriff endlich, daß er zum Schutze seiner Niederlande des deutschen Reiches nicht wohl entbehren könne, ernannte daher Maximilians II. Sohn Albrecht, dem er seine Tochter Isabella gab, zum Statthalter der Niederlande. Aber von Seiten Deutschlands geschah nichts und Spanien selbst war schon zu geschwächt. Der Landkrieg beschränkte sich daher auf kunstreiche Belagerungen der festen Städte, die nur selten durch eine Feldschlacht unterbrochen wurden. Bei den Belagerungen fanden sich gewöhnlich viele Volontairs aus Frankreich, Deutschland und England ein, welche hier nur ihre Kriegsschule machen wollten. Beiläufig verheerten 1599 die Spanier unter Mendoza das Herzogthum Cleve und sogar das katholische Münsterland, ohne daß ihnen das deutsche Reich gewehrt hätte. Im J. 1602 begann die berühmte Belagerung von Ostende. Albrecht, oder vielmehr seine Gemahlin Isabella, „der einzige Mann in der Familie," wollte sich um jeden Preis dieses wichtigen Hafens bemeistern und schwur, nicht eher ihr Hemde abzulegen, bis Ostende genommen sey. Sie mußte drei Jahre darauf warten, daher das Hemde eine Farbe annahm, die man seiner Besitzerin zu Ehren noch jetzt die Isabellenfarbe nennt. Dem Spanier Spinola verdankte sie endlich den Sieg, während die holländischen Commandanten Vere, van Dorp und van der Nort mit nicht geringem Ruhm die Stadt drei Jahre lang zu halten wußten, bis sie nur noch ein Schutthaufen war und an 100,000 Menschen in und bei ihr gefallen waren. — Der lahme Krieg hörte endlich 1609 auf, indem man einen 12jährigen Waffenstillstand schloß. Doch begann er später von neuem, da der allgemeine Religionskrieg in Deutschland ausbrach.

5.

Die Holländer zur See.

Der spanische Seehandel war von Anfang an durch die Wassergeusen sehr gestört worden und wurde es noch mehr, als die Holländer allmählig ihre Seemacht erweiterten und sich mit den Engländern verbanden. Doch wußten sich die spanischen Kaufleute unter der Hand einigermaßen zu helfen. Die Revolution war nicht gegen sie, sondern nur gegen die spanische Regierung gerichtet. Sie standen seit lange mit den niederländischen Kaufleuten in gutem Verkehr und dieses Verhältniß überdauerte auch die Revolution. Es wurde für beide Theile gewinnreich, wenn spanische Waaren durch die holländische Flagge gedeckt und hinwiederum holländische Unternehmungen mittelst spanischer Capitalien bestritten werden konnten. Dieser Schleichhandel bestand mitten im heftigsten Kriegsfeuer und erst als Philipp II. dahinter kam, wendete derselbe alle Mittel an, ihn zu verhindern. Nun dachten die Holländer daran, sich an dem einträglichen Seehandel der Spanier auf andere Art zu betheiligen, nämlich durch Concurrenz und Caperei. Die holländischen Schiffer hatten zur spanischen Marine gehört und waren mit den fernen Meeren, welche spanische Schiffe heimsuchten, nicht mehr unbekannt.

Im Jahre 1583 machte Huygen van Linschoten die erste große Seefahrt nach Ostindien, um dort die spanischen Colonien zu recognosciren. Er gab die Beschreibung seiner Reise heraus und sie machte durch das Licht, welches sie über das stille Weltmeer verbreitete, ungeheures Aufsehen. Doch begannen die großen Seeunternehmungen der Holländer erst 1595, in welchem Jahre Cornelius Houtmann mit einer kleinen Flotte nach Ostindien segelte und das Banner Hollands zum erstenmal auf der großen Insel Java aufpflanzte, wo es heute noch weht. Im folgenden Jahre zog eine holländische Flotte unter Admiral Warmund, mit einer englischen vereinigt, an die Küste Spaniens und verbrannte die reiche Handels-

stadt Cadix. In demselben Jahre wurden Heemskerk und Barens zu dem kühnsten Unternehmen ausgesandt, was je noch zur See gewagt worden war. Sie sollten nämlich, da der Weg nach China um Afrika und Ostindien herum so sehr weit war, einen näheren Seeweg im Norden von Europa und Asien im Eismeer suchen. Diese verwegene Expedition war schon einigermaßen vorbereitet, denn die vlämischen und holländischen Schiffe hatten schon in der burgundischen Zeit, weil ihnen der Handel in der Ostsee durch die mächtige Hansa versperrt war, den nördlichen Seeweg gefunden, um mit Rußland in Handelsverbindung zu treten. Sie waren um das Nordcap, das äußerste Ende Europas, herumgesegelt und der Niederländer Adrian Kryt hatte am Ufer des weißen Meeres die Stadt Archangel gegründet, von wo aus die Russen in diesen hohen Regionen des Nordens einen lebhaften Handel mit den Niederlanden trieben. Von hier aus nun sollte durch Heemskerk und Barens weiter geforscht und der Weg nach China gefunden werden. Sie geriethen aber in so dichtes Eis, daß die Schiffe nicht weiter konnten und die Mannschaft einen Winter auf Nova Zembla zubringen mußte. Mehrere Monate lang blieb die Sonne ganz unter dem Horizonte, so daß es tiefe Nacht war. Der Frost war so ungeheuer, daß trotz des beständigen Feuers in ihrer Hütte den Holländern doch alles vor dem Munde gefror. Dazu wurden sie beständig von weißen Bären belagert. Im Frühjahr brach das Eis, sie erreichten ihre Schiffe wieder und kamen nach großen Gefahren und nachdem der biedere Barens noch auf dem Schiffe gestorben war, in den russischen Hafen Kola, wo die Schiffe zum ewigen Andenken aufbewahrt blieben. Man entsagte nun der Hoffnung, China auf diesem kürzeren Wege zu erreichen.

Desto eifriger verfolgte man den gewöhnlichen Weg nach Ostindien um Afrika herum. Die holländischen Kaufleute gründeten die Gesellschaft van Werre (von der Ferne) und schickten alle Jahre kleine Flotten aus, um theils den Handel der Spanier zu stören, theils eigene Colonien zu gründen. Schon 1599 begründete Stephan van der Hagen den reichen Gewürzhandel der molukkischen Inseln; 1601 van Neck den Handel mit China, der besonders durch den von dort

eingeführten Thee wichtig wurde, und van Spilbergen die Niederlassung auf Ceylon, von wo der köstliche Zimmet kommt; 1602 sandte schon ein indischer König von der Insel Sumatra eine Gesandtschaft an den Statthalter Moriz, die in Europa nicht wenig Aufsehen machte. Indeß mußten die holländischen Handelsfahrer unaufhörlich auf allen Meeren mit den Spaniern und Portugiesen kämpfen. Im Jahre 1605 schloß der holländische Admiral Houtain den Canal zwischen Frankreich und England, ließ kein spanisches Schiff mehr durchschleichen und ersäufte alle Spanier, die in seine Hände fielen. Holländische Flotten beunruhigten fortwährend die spanische Küste; 1607 wurde der tapfere Heemskerk vor Gibraltar erschossen. Nicht minder blutige Seegefechte bestanden die abenteuerlichen Helden Stephan van der Hagen, der 1605 die molukkischen Inseln eroberte, und nach ihm van Noordt und Matelief; 1608 kam zum erstenmal ein holländisches Schiff nach Japan.

Johann van Olden-Barneveldt, Advocat von Holland, die wichtigste Person in den Generalstaaten, bildete an der Spitze der kaufmännischen Aristokratie und indem er die Marine und das Colonialsystem emporbrachte und streng die republikanischen Grundsätze festhielt, eine Opposition gegen den Statthalter Moriz. Die durch Flüchtlinge aller Länder stets zunehmende Bevölkerung fand einen zweckmäßigen Abfluß in die Colonien und vermehrte von dort aus den Wohlstand und die Macht des Mutterlandes. Das Volk erkannte den Werth der Marine und schwärmte dafür. Beim Bau der großen neuen Kirche zu Amsterdam wurde der Rost, auf dem der Thurm ruhen sollte, mit 6363 Schiffsmasten gelegt, zum Zeichen, daß die Religionsfreiheit durch die Seehelden begründet worden sey. Olden-Barneveldt vereinigte die bisherigen einzelnen Handelscompagnien in die große ostindische Gesellschaft und schickte den Peter Both als ersten holländischen Gouverneur nach Ostindien. Doch wurde das Fort Batavia auf der Insel Java erst 1618 gebaut, als Sitz des Gouverneurs und Mittelpunkt aller holländischen Colonien im stillen Ocean. In demselben Jahre untersuchte der Holländer Hudson zum erstenmal den hohen Norden Amerikas und entdeckte die nach ihm

benannte Hudsonsbai, aber die Engländer nahmen ihn aus Eifersucht gefangen und ließen ihn verhungern. Gleichwohl folgten die Holländer seinen Spuren und gründeten 1614 die nordische Gesellschaft für den Wallfischfang, nachdem schon vorher der Stockfisch- und Heringsfang aus den Händen der tief heruntergekommenen Hansa in die ihrigen übergegangen war. Im Jahre 1615 umfuhr der Holländer Shouton zum erstenmal die Südspitze von Amerika und nannte sie Cap Horn, zu Ehren seiner Vaterstadt Hoorn. Damals entdeckten die Holländer auch Neuseeland und benannten es nach ihrer alten Grafschaft Seeland.

6.

Die Remonstranten.

Die Kraft und Rührigkeit, mit welcher die Holländer das Meer beherrschten, gab sich auch in den großen Unternehmungen zu erkennen, durch welche sie in der unmittelbarsten Nähe ihres Landes die wilde Fluth des Meeres bemeisterten und demselben fruchtbaren Boden abgewannen. Im J. 1607 legten sie den Bremstersee trocken. Das ganze System von Dünen, Deichen und Dämmen, wodurch sie das Meer abhielten, von Poldern (hinter den Dämmen trocken gelegtes Land), von Windmühlen, welche Schöpfräder treibend das Wasser ausschöpften, von Canälen, welche dem Wasser Abzug verschafften ꝛc., wurde geleitet durch den s. g. Waterstaat, ein eigends für den Wasserbau errichtetes Ingenieurcorps.

Die Seele aller dieser Seeunternehmungen war Olden Barneveldt, zugleich der treuste Wächter der republikanischen Freiheit und folglich dem Prinzen Statthalter in der Seele verhaßt. Dieser wollte ein souveräner Herr werden. Aber das freiheitsstolze Volk war wachsam. Moriz hatte nur den Befehl über das Heer und zog hauptsächlich deshalb den Krieg in die Länge und schonte zugleich seine Truppen, um die Gewalt nie aus den Händen zu geben. Als aber die langen Bürgerkriege in Frankreich ein Ende nahmen und Spanien

unter französischer Vermittlung Frieden suchte, wurde auch Moriz zum Frieden gezwungen, die Armee wurde abgedankt und der Statthalter stand wieder ziemlich ohnmächtig den Generalstaaten gegenüber. Das war nun dem ehrgeizigen Oranier unerträglich und er rächte sich an Olden Barneveldt durch giftige Verleumdungen und Schmähschriften. Auf der jungen Universität Leyden machte sich neben der glänzenden Gelehrsamkeit des Justus Lipsius auch besonders der orthodoxe Eifer des strengen Calvinisten Gomarus geltend. Nun hatte sich ein anderer gelehrter und geistvoller Prediger, Arminius (Harmsen) gegen die krasse Prädestinationslehre mit Gründen des Evangeliums sowohl als der Vernunft erhoben, fand zahlreichen Anhang unter allen Besonnenen und wurde ebenfalls zu einer Professur nach Leyden berufen. Da schwoll dem Gomarus die Galle. Ein wüthendes Ketzergeschrei brach los. Das ganze Land wurde mit Streitschriften überschwemmt. Ströme von Galle und Dinte floßen aus den theologischen Federn. In den Treckschuiten, auf den Postwagen hörte man über nichts sprechen, als über Prädestination und Gnade. Umsonst suchte der edle Hugo Grotius, Olden Barneveldts Freund, der größte Staatsrechtslehrer seiner Zeit, die Parteien zu versöhnen. Die Versöhnung war unmöglich, da sich die politische Intrigue einmischte. Moriz ergriff aus Haß gegen Olden Barneveldt die Partei des Gomarus und stellte sich, als wenn er vom wüthendsten Glaubenseifer besessen sey, während er einmal seine Frivolität durch die Aeußerung verrieth: „es sey ihm einerlei, ob die Prädestination grau oder blau sey, er wisse nur, daß die Pfeifen der Advocaten (Republikaner) mit der seinigen eine schreiende Dissonanz bildeten.“ Einmal fuhr er einen Arminianer an: wie er den Unsinn von Prädestination behaupten könne? und als er hörte, das sey ja gerade die Lehre der Gomaristen und nicht der Arminianer, that er, als ob er es nicht glaube.

Die Arminianer vertheidigten sich in einer s. g. Remonstration an die Generalstaaten, wovon sie die Remonstranten hießen. Aber Gomarus' Partei blieb, von Moriz unterstützt, die stärkere, und hetzte überall den Pöbel auf. Wo die Remonstranten noch die Oberhand behielten, bildeten sie Bürgergarden zu ihrem Schutze.

Die stärkere Gegenpartei aber erklärte die Errichtung von Bürgergarden für Rebellion, löste sie mit Gewalt auf und nahm die Soldaten des Prinzen ein. Sobald aber seine Gegner entwaffnet waren, scheute Moriz nichts mehr, sondern ließ die vornehmsten Remonstranten, vor allen Olden Barneveldt und Hugo Grotius verhaften, 1618, und setzte einen Blutrath nieder, um die Ehrenmänner der Republik zu richten. Das Volk wurde künstlich gegen Olden Barneveldt erbittert, dieser sogar eines geheimen Einverständnisses mit Spanien beschuldigt und 1619 als ein 72jähriger Greis, Hollands verdientester Staatsmann, zum Tode verurtheilt. Er redete noch vom Schaffot herab zum verblendeten Volke: „Männer, glaubt nicht, daß ich ein Landesverräther sey. Ich habe als Patriot gelebt und als Patriot will ich sterben.“ Man schlug ihm den Kopf ab. Auch Hugo Grotius sollte sterben. Man forderte seine Gattin Maria, geb. von Reigersberg, unter der Hand auf, sie möge bei dem Prinzen für ihren Mann um Gnade bitten, aber sie verschmähte es. Er wurde gleichwohl nur zu ewigem Gefängniß verurtheilt, aber seine brave Frau befreite ihn aus dem Schlosse Löwenstein, indem sie ihn in einen Bücherkasten versteckt heraustragen ließ. Das Volk war nicht ganz auf der Seite des Prinzen. Es gab Aufstände zu Alkmaar und Hoorn, die er mit Gewalt unterdrückte. Auch unterwarf er die holländische Presse der härtesten Censur. Endlich schreckte er die Unzufriedenen noch einmal durch ein Blutgericht. Die beiden Söhne Olden Barneveldts verschworen sich gegen ihn mit sechs andern, aber der Anschlag wurde entdeckt. Da bat Olden Barneveldts Wittwe für das Leben ihrer Söhne und der Prinz war gemein genug, sie zu fragen, warum sie nicht auch für ihren Mann gebeten habe? Sie antwortete: „Mein Mann war unschuldig, die Söhne sind es nicht.“ Moriz ließ alle hinrichten, 1623. Doch mißkannte er nicht, welche große Unzufriedenheit seine gewaltthätige Regierung erweckte und wie dem Volke allmählig die ruhige Besinnung wiederkehrte. Deshalb gab er, als er 1625 starb, seinem Bruder Friedrich Heinrich, welcher ihm in der Statthalterschaft nachfolgte, den guten Rath, die Remonstranten wieder zurückzurufen.

Siebentes Buch.

Die Hugenotten.

1.

Paris und Genf.

Die Entsittlichung im königlichen Hause der Valois unter dem Einfluß der Renaissance dauerte auch nach dem Tode Franz I. fort. Sein Sohn Heinrich II. behielt sogar des Vaters Maitresse, die schöne Diana von Poitiers, und überließ ihr die Ernennungen zu allen geistlichen Würden. Reiche Pfründen wurden nach Gunst oft unmündigen Kindern, oft sogar Offizieren in der Armee verliehen. König Heinrich war völlig charakterlos und schwankte zwischen zwei Hofparteien, wovon die eine von dem Connetable Montmorency, die andere von den Guisen geleitet wurde. Die Guisen waren eine jüngere Linie des herzoglichen Hauses von Lothringen und dieses selbst stammte von dem ausgestorbenen Hause Anjou ab, behauptete aber noch eine ältere Abstammung von den Karolingern. Die Gemahlin des Königs, Katharina von Medicis, hielt sich zu den Guisen, aber sie konnte sich nur behaupten, indem sie die Maitressen ihres Gemahls duldete und die mit feiner Etikette überschleierte Zucht- und Sittenlosigkeit des Hofes mitmachte.

Wie ein glänzendes Irrlicht schwebte damals der neckische Geist des Rabelais über dem Sumpfe der französischen Gesellschaft und

beleuchtete ihre dunklen und schmutzigen Tiefen. Sein weltberühmtes Buch von Gargantua und Pantagruel spiegelt in kecken Karikaturen sein ganzes Zeitalter ab, alle Personen des Hofes, die politischen und kirchlichen Wirren, die Corruption der Geistlichen wie der Laien, den Pedantismus und die Servilität der Sorbonne ꝛc. Die Kühnheit seiner Grotesken übertrifft nicht selten die des Aristophanes. Nie in der Welt ist etwas Cynischeres geschrieben worden. Rabelais war ein Mönch, konnte es im Kloster nicht aushalten und wurde Arzt.

Direct in die Fußtapfen Luthers trat Fabry aus der Picardie, der die Bibel ins Französische übersetzte und in Meaux eine fromme Gesellschaft mit Reformationsideen stiftete. Diese wurde zwar zersprengt und Fabrys Bücher von der Sorbonne verdammt und verbrannt, 1529, aber die Königin Margaretha von Navarra nahm sich seiner an, ließ ihn zu sich kommen und reformirte das kleine Bearn, das ihr zugehörte. Bei ihr konnte Fabry ruhig sterben und einer seiner Schüler, Farel, fand in Genf Muße, um die Lehren Fabrys weiter auszubreiten und mit denen Zwinglis zu vereinigen. So wurde nun Genf das durch Bern geschützte Bollwerk, von wo aus die Reformation sich weitum ins französische Sprachgebiet ausbreitete. Zwar regierte auch in Bern die Partei der alten Kirche und Farel, wie auch der etwas später noch wirksamer auftretende Calvin mußten eine Zeitlang flüchten, aber seit 1541 waren und blieben sie Herren der Stadt. Aus Frankreich kamen nun viel junge Leute nach Genf, um hier zu studiren und dann in der Heimath für die Reformation Propaganda zu machen.

Diese Bewegung auf kirchlichem Gebiete trug dazu bei, die Partei der Guisen emporzubringen und über die der Montmorency zu erheben. Katharina von Medicis war als Nichte eines Papstes eifrig katholisch. Die fünf Brüder der Guisen hingen ebenfalls der alten Kirche eifrig an. Denn mit Ausnahme des ältesten, Franz, der ein ausgezeichneter General war und sich durch die glückliche Vertheidigung von Metz Ruhm erwarb, waren zwei Brüder Cardinäle, der vierte Großprior von Frankreich und der fünfte, Herzog von Aumale, mit einer Tochter der Diana vermählt, verstärkte den Ein-

fluß der Guisen noch durch den der königlichen Maitresse. Von der Königin, der Maitresse und den Guisen zugleich bestürmt, erklärte sich Heinrich II. entschieden gegen die Reformation und ließ die Ketzer in Frankreich verfolgen. Die ungeheure Perfidie der französischen Politik erlaubte aber den Guisen, gleichwohl den Protestanten in Deutschland gegen den katholischen Kaiser beizustehen und sich mit Moriz von Sachsen zu alliiren.

Um den Unwillen der eifrigen Katholiken, die über das Bündniß mit den Protestanten erzürnt waren, zu beruhigen, verdoppelte die französische Regierung ihren Eifer in Unterdrückung der Ketzerei innerhalb der französischen Grenzen. Im Bunde mit der Sorbonne gab sich das Parlament dazu her, alle der Reformation Geneigten aufzuspüren und zu richten. Diese französischen Parlamentsgerichte, die man, weil sie die Ketzer zum Feuertode verurtheilten, chambres ardents nannte, wütheten unbarmherzig.

Allein es erfolgte ein Umschwung. Heinrich II. vermählte seine Schwester Margaretha 1559 mit dem wiederhergestellten Herzog Emanuel Philibert von Savoyen und verabredete mit ihm einen Angriff auf Genf, um den Calvinismus in der Wurzel auszurotten. Bei der prächtigen Hochzeitfeier in Paris turnirte der König in der Farbe der Diana. Da fuhr ihm die Lanze seines Gegners, des Hauptmann Montgomery, durchs Visir ins Auge und er starb bald darauf an der Wunde. Der Angriff auf Genf unterblieb nun und im Gegentheil kam die calvinische Partei in Vortheil. Weil sie aber von der Schweiz ausgegangen war, empfing sie den Namen der Hugenotten, welches eine Entstellung des Namens „Eidgenosse" ist.

Unter dem jungen, sehr zarten und schwachen König Franz II. hofften die Guisen allein alle Gewalt an sich zu reißen. Der König war mit Maria Stuart vermählt, einer Tochter König Jakobs V. von Schottland, deren Mutter eine Schwester der Brüder Guise gewesen war. Ihr kriegsberühmter Oheim Franz von Guise, das Haupt der Familie, war der erste nächst dem Throne, ihr zweiter Oheim Karl, der sog. Cardinal von Lothringen, leitete die Finanzen Frankreichs. Der alte Connetable von Montmorency, das Haupt

ihrer bisherigen Gegner, wurde sofort von den Guisen abgedankt. Aber gerade diese Zurücksetzung ihres Hauptes veranlaßte die den Guisen abgeneigte Partei des hohen französischen Adels zu energischeren Schritten als bisher. Der Neffe des Connetable, Admiral Coligny, der begabteste in der Familie, neigte sich jetzt offen zu den Hugenotten. Eben so die Tochter der schon von Fabry gewonnenen Königin Margaretha von Navarra, Jeanne d'Albret, die mit Anton von Bourbon vermählt, Mutter des nachmaligen Königs Heinrich IV. wurde, und Antons Bruder, Ludwig, Prinz von Condé. An diese mächtige Familie schlossen sich nun auch bürgerliche Parlamentsglieder und Magistrate an, die sich von der rücksichtslosen Herrschaft der Guisen nichts Gutes versprachen. So gewann die Reformation zum erstenmal auch in Frankreich eine bedeutende Partei.

2.

Guise und Condé.

Den Muth der Hugenotten erhöhte die Gewißheit, daß England sich ihrer Sache annehme. Maria Stuart, Tochter Jakobs V. von Schottland, dessen Mutter Margarethe eine Tochter Heinrichs VII. von England gewesen war, konnte nach dem Tode der legitimen Kinder Heinrichs VIII. (Eduard VI. und Maria) zum englischen Thron mehr berechtigt erscheinen, als das dritte, vom Vater selbst für illegitim erklärte Kind, die berühmte Elisabeth, welche gleichwohl jetzt auf dem Throne saß. In die Eitelkeit des französischen Hoflebens hineingezogen und ihrem Oheim, dem Cardinal von Lothringen, blind ergeben, ließ sich die junge Maria überreden, den Titel einer Königin von England dem einer Königin von Schottland beizufügen. Obgleich ihr Gemahl Franz II. keine Anstalt machte, England für sie zu erobern, so lag doch schon in der Anmaßung des Titels eine Beleidigung und eine Drohung. Die Königin Elisabeth war also den Guisen nicht gewogen. Diesen Umstand brachte man nun in Zusammenhang mit der Verschwörung eines gewissen de la Renaudin,

der für die Hinrichtung seines Schwagers an den Guisen Rache nehmen wollte und den man beschuldigte, im Dienst Elisabeths gehandelt zu haben. Sein Anschlag, die Guisen zu stürzen, mislang. Seine wenigen Anhänger wurden im offenen Felde bei Amboise überwältigt und mit ihm getödtet, im Anfang des Jahres 1560.

Wohl nicht dieses kleine Ereigniß und sonst vorgekommene Versuche, gefangene Hugenotten zu befreien, sondern die allgemeine Sachlage und die Rücksicht auf die Partei der Montmorency und Bourbon bewogen den Cardinal von Lothringen, am 8. März den Hugenotten eine Amnestie zu ertheilen, unter der Bedingung, daß sie fortan zur alten Kirche halten sollten. Zwei Monate später schärfte ein neues Edict das Verbot religiöser Versammlungen wieder ein. Das war es nun aber nicht, womit sich die Hugenotten begnügt hätten. Sie forderten mehr und ein Sturm schien zu drohen, der nach der Meinung der Guisen vorerst durch eine Versammlung von Notabeln beschwichtigt werden sollte. Als aber die Sitzung am 23. August eröffnet wurde, forderte Coligny sogleich die Freiheit des Gottesdienstes für seine calvinischen Glaubensgenossen. Sie wurde ihm nicht bewilligt, der junge König erschrak bei dem bloßen Gedanken einer Kirchentrennung in Frankreich und die Mehrheit der Versammlung durchdrang das gleiche Gefühl. Man hatte an Deutschland ein nur zu abschreckendes Beispiel. Aber man miskannte die Schwierigkeit der Lage nicht und die Guisen selbst mußten zugeben, die Notabeln allein seyen nicht competent, die allgemeinen Reichsstände müßten einberufen werden.

Mittlerweile machten die Bourbons auf eigene Gefahr ein fait accompli. Anton von Bourbon ließ durch Beza, der von Genf berufen wurde, in seinem bearner Lande die reformirte Kirchenordnung einführen, und Calvin selbst hatte Mühe, die hitzigen Herren von der Partei im übrigen Frankreich vor der gewaltsamen Reformirung der Kirche auf ihren Territorien wenigstens jetzt noch abzuhalten, da er von einem gesetzmäßigen Vorgehen mehr erwartete als von revolutionären Ueberstürzungen. Ludwig von Condé aber war schon so weit gegangen, daß ihn die Guisen unter dem Vorwand, er sey in das

Attentat von Amboise verwickelt, in Verhaft nehmen ließen. Auch Anton wurde festgenommen. Die Guisen rathschlagten, ob sie sich ihrer nicht durch Mord entledigen sollten, aber Katharina von Medicis gab es nicht zu. Da plötzlich starb Franz II. am 3. Dec. 1560, ehe noch die Reichsstände versammelt waren.

Ihm folgte sein erst zehnjähriger Bruder Karl IX. und seine Mutter Katharina von Medicis hielt für rathsam, nunmehr die Regentschaft zu übernehmen und sich dabei von dem sehr gemäßigten Kanzler l'Hopital beistehen zu lassen. Ohne gerade die Guisen zurückzustoßen, wollte sie ihnen doch die Macht nicht allein lassen, weil sie von ihnen Gewaltthaten fürchtete, die das Reich in unabsehbare Unruhen stürzen mußten. Die beiden gefangenen Bourbons ließ sie sogleich wieder frei. Die Reichsstände wurden schon zehn Tage nach dem Tode des Königs, am 13. December, zu Pontoise eröffnet. Ein nicht geringer Theil des Adels und auch Mitglieder des dritten Standes oder Abgeordnete der Städte verlangten Religionsfreiheit. Der Mißbrauch, den man mit den geistlichen Aemtern und Gütern getrieben hatte, wurde einer scharfen Rüge unterzogen und die französische Geistlichkeit wich einer strengeren Untersuchung nur dadurch aus, daß sie sich auf sechs Jahre lang zu einer jährlichen Leistung von 1,600,000 Livres verpflichtete. Der Adel machte sogar einen Versuch, mittelst der Reichsstände dem Unfug der Parlamente zu steuern. Hier hatten sich nämlich die Juristen auf eine dem gemeinen Wesen höchst nachtheilige Weise eingenistet, die Stellen der Parlamentsräthe, ja sogar der Präsidenten bis ins Lächerliche vervielfältigt, die Stellen aber auch immer einträglicher gemacht, die Ihrigen hineingebracht und dadurch einen „Verwandtschaftshimmel“ begründet. Die alte Aristokratie drang aber gegen diese neue bürgerliche nicht durch. Man stritt und rathschlagte ohne Entscheidung fort, bis im Januar 1562 die Religionsfreiheit, die man anfangs nur einigen Städten gewährt hatte, durch ein besonderes Edict auch dem Landvolk gestattet wurde, obgleich das Parlament dagegen protestirte. Dieses endliche Ergebniß erklärt sich nur daraus, daß die Krone irgend eine Con-

cession machen mußte, um sich dem gewaltigen Andrange kirchlicher und politischer Oppositionen in Pontoise zu erwehren.

Der König von Spanien aber, Philipp II., erschrak vor diesem Ergebniß. Wenn auch Frankreich der Reformation anheimfiel, war das letzte Bollwerk dahin, welches Spanien vor ihr schützte. Von Bearn aus mußte sie nach Navarra eindringen, wenn Anton von Bourbon sein Erbrecht auf das Königreich Navarra, nach welchem er sich nannte, welches aber die Spanier inne hatten, geltend machte. Da erbot sich Granvella, den unbesonnenen Anton zu bethören und von der Partei der Hugenotten zu der spanischen hinüber zu ziehen. Man schmeichelte ihm mit dem Besitz der Insel Sardinien, von wo aus er Tunis und Tripolis erobern sollte. Man rieth ihm, sich von Jeanne d'Albret scheiden zu lassen, um Maria Stuart, die schöne junge Wittwe, zu heirathen und an ihrer Hand die Throne von Schottland und England zu besteigen. Durch diese Vorspiegelungen ließ der einfältige Anton sich verlocken, von seiner Partei abzufallen. Er setzte sich in Verbindung mit den Guisen und lud dieselben ein, nach Paris zu kommen, um dort die katholische Sache wieder empor zu bringen. Auch der alte Connetable Montmorency hatte sich damals aus Verdruß über die hugenottischen Anmaßungen den Guisen wieder genähert. Als nun Franz von Guise nach Paris reiste, fand er unterwegs in Vassy des Sonntags die Calvinisten beim Gottesdienst in einer Scheune versammelt, ging mit gezogenem Schwerte auf sie los und ließ sie, als sie ihm das Thor verschließen wollten, durch sein bewaffnetes Gefolge allesammt niederhauen, am 1. Mai 1562.

Dieser massacre de Vassy gab die Losung zu dem großen Hugenottenkriege, welcher Frankreich so lange verheeren sollte. Die Metzelei scheint kein ganz zufälliges Ereigniß gewesen zu seyn oder Guise ergriff wenigstens gern einen Anlaß zum Losschlagen, weil er einer katholischen Mehrheit im Lande versichert war und die letzten Concessionen der Regierung nur dazu beitragen konnten, die hugenottische Minderheit zu stärken. Es schien also hohe Zeit, die gefährlichen Unterhandlungen und Nachgiebigkeiten durch eine Gewalt-

that zu unterbrechen. Guise stand auch nicht allein. Es wurden damals in Paris große Umtriebe gemacht, um die Königin Mutter wieder ganz auf die Seite der Guisen herüber zu ziehen, und 24,000 Bürger der Stadt bewaffneten sich für die katholische Sache. Man suchte auch Antons Bruder, den Prinzen von Condé, zu gewinnen, allein das gelang nicht, vielmehr stellten sich Condé und Coligny jetzt an die Spitze der Hugenotten.

Diese Partei war merkwürdig angewachsen, seitdem sie offenen Gottesdienst halten durfte. Eine Menge Städte, besonders im Süden und Norden Frankreichs, bekannten sich dazu und 3000 Edelleute griffen zu den Waffen. Die Guisen ließen von Paris aus jetzt das den Hugenotten günstige Edict von Pontoise widerrufen. Aber es war zu spät. Condé sammelte ein bedeutendes Heer in Orleans, andere die Rochefaucaults in Poitou, die Rohan in der Bretagne, die Montgommery in der Normandie, die Grammont in der Gascogne. Condé erklärte, der junge König und seine Mutter seyen nicht frei, sondern in der Gewalt der Guisen, und die calvinischen Geistlichen erklärten, die Hugenotten hätten nicht nur ein Recht, sondern sogar die Pflicht, den König zu befreien und zugleich die Religionsfreiheit, die einmal gesetzlich bestehe, gegen die angemaßte Gewalt der Guisen zu schützen. Diese Erklärungen wurden von der Königin Elisabeth von England und von den protestantischen Fürsten in Deutschland gutgeheißen. Die erstere ließ sich von den Hugenotten zunächst die Stadt Havre de Grace einräumen und versprach ihnen dafür Hülfe. Der damals noch lebende alte Landgraf Philipp von Hessen schickte ihnen ein Hülfsheer von mehreren tausend Reitern und Hackenschützen unter dem Marschall Rollshausen zu. Aber auch die Guisen verstärkten sich durch Schweizer, durch deutsche Söldner und einige tausend Spanier. Condé marschirte nach der Normandie, wo eine Schaar Engländer zu ihm stieß und ihm Geld mitbrachte. Vor Rouen wurde sein Bruder Anton verwundet und starb. Bei Dreux aber kam es am 19. Decbr. 1562 zur ersten blutigen Schlacht, in welcher erst der alte Montmorency von den Hugenotten gefangen, dann Condé geschlagen und gefangen

wurde, der Admiral Coligny aber mit großem Geschick die Armee der Hugenotten zusammen hielt und glücklich aus dem Gefechte zog. Hierauf rückte Franz von Guise, nachdem er eine Menge Calvinisten und Engländer unbarmherzig hatte hinrichten lassen, vor die Stadt Orleans, wurde aber während der Belagerung aus Rache von einem jungen Hugenotten aufgesucht und meuchlings getödtet.

3.

Katharina von Medicis.

Der Tod des gewaltthätigen Guisen machte möglich, daß sich die Parteien wieder etwas näherten. Katharina von Medicis ließ Condé, den sie in der Gefangenschaft durch eine schöne junge Dame im Schlosse Onzaine hatte verführen lassen, und Montmorency zu sich rufen und brachte am 19. März 1563 zu Amboise einen Vertrag zu stande, der dem Lande als Edict verkündigt wurde. Dieses Edict war in Folge des katholischen Sieges bei Dreux den Hugenotten schon nicht mehr so günstig wie das frühere zu Pontoise, denn die freie Religionsübung der Calvinisten wurde nicht mehr überall auf dem Lande, sondern nur noch in einer bestimmten Kirche jeden Cantons, sonst aber nur in den Städten und in den Schlössern des Adels erlaubt. In der Stadt Paris und ihrer Umgebung sollte dieser Gottesdienst verboten bleiben. Die erste Frucht des Vertrages war ein gemeinschaftlicher Angriff der für diesmal wieder versöhnten französischen Parteien auf die Engländer in Havre de Grace. Die Wuth, mit der man diese Stadt wieder eroberte, bewies das tiefe Nationalgefühl der Franzosen.

Unterdeß war auch das Concilium in Trient zusammen getreten. Obgleich der Kanzler l'Hopital nicht allen Beschlüssen desselben zustimmte und eine von Rom möglichst unabhängige Nationalkirche herzustellen wünschte, hielt Philipp II. doch den Zeitpunkt für günstig, um Frankreich ganz für die katholische Sache zu gewinnen. Katha-

rina von Medicis gewährte ihm eine Zusammenkunft in Bayonne im Juni 1565, wies aber seine Zumuthungen zurück. Doch legte sie dem Marsche des Herzogs von Alba nach den Niederlanden kein Hinderniß in den Weg. Dieses Heer flößte den Hugenotten Besorgniß ein und sie beschlossen eine Erhebung in Masse, am 27. Sept. 1567. Sie wollten den Hof in Monceaux überfallen, derselbe entfloh aber noch zu rechter Zeit nach Paris. Alba erbot sich gegen die Königin, sogleich in Frankreich einzurücken, wenn sie es erlaube. Aber sie erlaubte es nicht, um sich nicht von Spanien abhängig zu machen und um den Nationalstolz der Franzosen nicht aufzuregen. In einer Schlacht vor Paris fiel der alte Montmorency, aber die Hugenotten wurden zurückgeschlagen. Indeß kam ihnen der Pfalzgraf Johann Casimir zu Hülfe. Da bot die Königin noch einmal Frieden an und willigte in einen neuen Vertrag zu Lonjumeau vom 28. März 1568 ein, daß den Hugenotten die volle Religionsfreiheit nach dem frühern Edict von Pontoise zu Theil werde.

Der Papst und Spanien mißbilligten diesen Vertrag höchlich und in Frankreich selbst war die katholische Mehrheit des Volks in großer Aufregung. Die Guisen gewannen daher wieder die Oberhand im Rath der Königin und sorgten dafür, daß die königliche Armee in voller Rüstung blieb und feste Stellungen im Lande einnahm, durch welche die Hugenotten ihrerseits von einander getrennt wurden. Da fehlte es nicht an Mißhandlungen der vereinzelten calvinistischen Gemeinden und zugleich blieben die Gemüther in der feindseligsten Spannung, weil Alba in den Niederlanden eben sein Schreckenssystem durchführte. Die verzweifelte Lage der Calvinisten in den Niederlanden und die kühnen Schritte, welche der Papst zur Verdammung und Absetzung der Königin Elisabeth von England that, erforderten dringend ein entschlossenes Vorgehen der Hugenotten. Der Vertrag war durch die Umstände zerrissen und die Königin Katharina hob ihn förmlich auf. Man griff von allen Seiten wieder zu den Waffen. Aber die Sammlung, Ruhe und Uebermacht war auf Seite der Guisen. Der Prinz von Condé war zu hitzig und

eilig. Er verlor gleich die erste Schlacht bei Jarnac und kam selbst darin ums Leben, am 13. März 1569.

Für den jungen Sohn des gefallenen Condé und den jungen Sohn Antons von Bourbon, Heinrich, der nach des Vaters Tode König von Navarra hieß, übernahm nunmehr der Admiral Coligny die Oberleitung der Hugenottenpartei. Der Pfalzgraf vereinigte sich mit ihm und stellte das Gleichgewicht der Streitkräfte wieder her. Allein auch das königliche Heer wurde durch deutsche Truppen unter dem Rheingrafen von Salm verstärkt und in der Schlacht bei Moncontour am 3. Oct. erlitt Coligny eine große Niederlage. Er selbst wurde vom Rheingrafen im Gesicht verwundet, tödtete denselben aber unmittelbar darauf. Er floh in den Süden Frankreichs und mit ihm die standhafte Königin von Navarra, Antons Gemahlin und Heinrichs Mutter, Jeanne d'Albret, „die vom Weibe nichts hatte, als das Geschlecht,"*) und durch die rauhesten Gebirge die Krieger begleitete. Es glückte nun dem Admiral, sich im Süden Frankreichs zu behaupten, ja für seine Partei aufs neue einen vortheilhaften Frieden zu erlangen durch ein Zusammentreffen von seltsamen Umständen. Katharina von Medicis war nämlich gerade damals durch die grausame Vergiftung ihrer Tochter Elisabeth, der Gemahlin Philipps II. und Geliebten des Don Carlos, tief gekränkt worden und wollte überhaupt das französische Interesse nie dem spanischen zum Opfer bringen, weil sie als eine Fremde im Lande durch eine solche Politik den Nationalstolz der Franzosen beleidigt und ihre eigene Lage gefährdet haben würde. Ihr dritter Sohn, Heinrich von Anjou, der sich in der Schlacht von Moncontour ausgezeichnet und dadurch sogar den Neid seines Bruders Karls IX. erregt hatte, warf sein Auge auf die Königin Elisabeth von England und warb um ihre Hand. Natürlicherweise nicht ohne Zustimmung seiner Mutter. So lange nun eine Verbindung des Hauses Valois-Medicis

---

*) Als sie ihren Sohn, den nachmaligen berühmten König Heinrich IV. gebären sollte und in den Wehen lag, verlangte ihr lustiger Vater von ihr, sie solle ein beliebtes Bearner Volkslied singen und sie sang es, indem das Kind zur Welt kam.

mit dem Hause Tudor in England in Aussicht stand, verlor auch der Glaubenskrieg in Frankreich von Seite der bisher siegreichen königlichen Partei alle Energie und unter so günstigen Umständen erhielten die Hugenotten durch ein neues Edict von St. Germain am 8. August 1570 wieder volle Religionsfreiheit. Also auch hier wie in Deutschland hingen die Schicksale der Kirche lediglich von dem wechselnden Interesse und der Intrigue der weltlichen Macht ab.

Katharina von Medicis war nichts weniger als fanatisch. Ihre Bigotterie beruhte lediglich in dem Bedürfniß, für ihre persönlichen Schwachheiten leicht absolvirt zu werden. Im Uebrigen folgte sie nur dem, was ihr die Klugheit im Interesse ihrer jedesmaligen Stellung rieth. Vollkommen bekannt mit dem Zauber, den schöne Frauen üben, als Mediceerin schon von Jugend auf über jedes sittliche Bedenken erhaben und am Hofe der Valois auch an nichts Besseres gewöhnt, hielt sie eine große Zahl schöner Hofdamen ausschließlich zu dem Zweck, um mittelst derselben jederzeit die Herren zu verführen, die sie zu ihren Absichten brauchte. Brantome gibt die Zahl dieser dames et demoiselles, welche die Königin überall begleiteten, zu 300 an.

Philipp II. arbeitete dem Plan des Herzog von Anjou mit einem andern entgegen, sein Bruder Juan d'Austria sollte nämlich um Maria Stuart werben und Elisabeth vom englischen Thron herabstürzen. Dieser Don Juan stand eben auf dem Höhepunkt seines Ruhmes nach der Schlacht von Lepanto. In England gab es inzwischen Schwierigkeiten für Anjou. Man wollte ihm für seine Person die freie Uebung des katholischen Gottesdienstes nicht gestatten, was indeß nur ein Vorwand war, denn Elisabeth wollte gar nicht heirathen. Da erklärte sich Katharinas vierter Sohn, der Herzog von Alençon, bereit, die Hand der Königin Elisabeth unter jeder Bedingung anzunehmen, aber auch er wurde von ihr getäuscht. Für Anjou eröffnete sich eine neue glänzende Aussicht durch Erledigung des polnischen Thrones. Eine Partei in Polen wollte ihm, eine andere dem deutschen Kaiser Maximilian II. die Krone zuerkennen. Auch hier also traten sich die Interessen der Häuser Valois und

Habsburg in den Weg. Bei dieser Sachlage schien nun der Königin Katharina eine dauernde Versöhnung mit den Hugenotten wünschenswerth. Graf Ludwig von Nassau, Bruder des Oraniers, war damals aus den Niederlanden nach Frankreich geflüchtet und am Hofe zu Paris wohl aufgenommen. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, besonders den jungen König Karl IX. gegen Spanien zu stimmen. Da dieser deutsche Graf in Verkehr stand mit Teligny, dem Eidam Colignys, so wurde dadurch die persönliche Wiederannäherung auch des letztern an den Hof vermittelt. Der alte Admiral kam nach Paris und hatte stundenlange geheime Unterredungen mit dem jungen König, der sehr lebhaft mit ihm den Angriffsplan gegen die spanische Macht berieth. Katharina hatte noch eine junge schöne Tochter Margaretha. Diese wurde nun dem jungen Heinrich Bourbon von Navarra zugedacht. Derselbe sollte nach seiner Vermählung Anspruch auf das ihr widerrechtlich von Spanien entzogene Navarra machen und sofort sollte der Krieg gegen Spanien an den Pyrenäen, in Italien und in den Niederlanden zugleich entbrennen. Die Spanier fingen einen Brief Karls IX. an Ludwig von Nassau auf, der den Niederländern französischen Schutz versprach. Die Mißhandlungen der Calvinisten in den fanatischen Gegenden Frankreichs mußten plötzlich aufhören, wurden untersucht und streng bestraft.

Colignys letzter Gedanke war, Frankreich müsse ganz und völlig zur Reformation übertreten, um mit allen Kräften das Haus Habsburg zu bekämpfen, gerade weil dieses katholisch blieb. Mittelst der deutschen Protestanten und in zweiter Linie unter dem Beistand Englands und Skandinaviens würde dann Frankreich stark genug werden, Oesterreich, Italien und Spanien zu erdrücken und die Hegemonie in Europa mit der Kaiserkrone an das Haus Valois zu bringen. Gewiß ein lockender Gedanke für das französische Königthum. Aber ein anderer Gedanke verdrängte ihn.

4.
Die Pariser Bluthochzeit.

Die Hugenotten waren voll Freude und Vertrauen. Nur Jeanne d'Albret traute nicht und ahnte Unheil. Da starb sie plötzlich, wie man nachher glaubte, an Gift. Aber unbesorgt strömten die Hugenotten nach Paris zur Hochzeit ihres jungen Parteihauptes, als zur Feier eines großen Versöhnungsfestes, der ganze calvinistische Adel des Landes. Die Trauung des jungen Paares erfolgte am 18. August.

Man weiß nicht genügend, wie die Wendung in der Gesinnung der Königin Katharina eingetreten ist, da sie jetzt auf einmal die eben mit den Hugenotten geschlossene Freundschaft nur dazu benutzte, um dieselben zu verrathen. Man weiß auch nicht, wie sich Karl IX. dazu verhielt, ob er schon ursprünglich den armen alten Admiral verrathen wollte, indem er so begierig dessen Rathschläge anhörte, oder ob erst die Ansammlung aller Häupter der Hugenotten in Paris auf den Gedanken führte, man könne sich jetzt durch einen Staatsstreich mit einem Schlage der ganzen Partei entledigen. Das letztere ist das Wahrscheinlichere. Katharina war heimlich erbost über den Admiral Coligny, der sie und den ganzen Hof schon einmal hatte aufheben wollen. Ein Mordanschlag auf den Admiral, der jedoch mißlang (am 22. August 1572), wird ihr mit Recht zugeschrieben. Indem sie denselben aber machen ließ, auf den Admiral allein, scheint der Gedanke eines allgemeinen Mordes der Hugenotten noch nicht bei ihr gereift zu seyn. Auch Karl IX. war schwerlich von so großer Ueberlegung, daß er allein den Plan hätte lange vorher fassen und die Mutter nur nach sich ziehen sollen. Einigen für die Hugenotten bedrohlichen Aeußerungen des jungen Königs, daß er Rache an ihnen nehmen werde, hat man wohl zu großes Gewicht beigelegt. Solche Aeußerungen fallen oft zwischen den Parteien, ohne daß schon ein bestimmter Plan der Rache gefaßt wäre.

Als Coligny durch den Meuchelmörder verwundet worden war,

wollten viele Hugenotten Paris verlassen. Es geschah nicht, weil das Vertrauen bei den meisten noch unerschüttert war und man weder die noch fortdauernden Feste, noch die politischen Verabredungen stören wollte. Vielleicht ist jetzt erst der Gedanke hingeworfen worden, man solle die Abreise der Hugenotten nicht erwarten, sondern sie alle hinmorden. Sie seyen einmal da. Ohne sie gesucht zu haben, habe man die Beute im Netz. Die Gelegenheit, die ganze Partei los zu werden, sey gegeben und werde nie wiederkehren. Der Gedanke scheint spät gefaßt worden zu seyn, aber in der Partei schnell gezündet zu haben. Dafür spricht auch, daß er der Gegenpartei nicht verrathen wurde. Es war Blitz und Schlag. Zwischen dem Attentat auf Coligny und dem allgemeinen Morde lagen nur zwei Tage. Moralische Bedenken waren am Hofe der Valois nicht üblich, noch hatte die Mediceerin dergleichen mitgebracht. Die ganze Geschichte des Jahrhunderts war eine Kette von Verräthereien. Zudem hatte sich in diesem dämonischen Zeitalter der Menschen eine Blutgier bemächtigt, die sich bei jeder Gelegenheit verrieth. Es lag ein unendlicher Reiz, die Wollust des Tigers in dem Gedanken, alle Hugenotten mit einmal abzuschlachten.

Die Guisen wollten alle vertilgen; aber der Hof machte Ausnahmen. Der junge König von Navarra sollte nicht sterben, sondern nur den Glauben ändern müssen. Die Guisen wollten auch ihre alten Gegner, die Montmorency, sämmtlich ausrotten. Dagegen gab man dem jungen König den Rath, auch die Guisen selbst bei dieser Gelegenheit umbringen zu lassen, damit die Monarchie frei und nicht länger durch die Intriguen der großen Familien behindert ihre Bahn verfolgen könne. Aber das duldete Katharina nicht. Die Krone und die fanatische Partei machten einander also Concessionen, bevor man zur Ausführung schritt. So viel man weiß, war Karl IX. der letzte, der dem Morde zustimmte, und widersetzte sich demselben noch, als seine Mutter sich schon fest dafür erklärt hatte. Dann aber machte ihm die Sache Spaß und er amusirte sich, wie man erzählt, persönlich an der Ausführung Theil zu nehmen und aus

dem Fenster seines Palastes mit eigener hoher Hand Hugenotten wie gejagtes Wild zu erschießen.

Wie rasch alles ging, und wie wenig man vorbereitet war, erhellt aus der Frage, die man erst am Abend des 23. August an Charron, den Prevot der Pariser Kaufleute stellte, indem man ihn ins Louvre (den königlichen Palast) rief. Wie viel bewaffnete Bürger könnt ihr stellen? frug man. In einem Monat 100,000 Mann, erwiderte er. Wie viel in einer Woche? er nannte eine geringere Zahl. Wie viel heute, gleich jetzt? er nannte 20,000 Mann. Darauf erhielt er den Befehl, alle Thore schließen zu lassen und zunächst nur 2000 zuverlässige Männer bereit zu halten, um weitere Befehle zu erwarten. Auch der ganze Anhang und das Gefolge der Guisen bewaffnete sich heimlich, ohne daß die Hugenotten etwas davon ahnten. Diese legten sich alle in ihren Quartieren ruhig und unbesorgt wie gewöhnlich zu Bette, als um 3 Uhr nach Mitternacht am 24. August, dem Bartholomäustage durch eine Glocke vom Parlamentshause herab das verhängnißvolle Zeichen gegeben wurde und die Führer der bestellten Mörder zuerst in die Häuser einbrachen, in denen die Häupter der Hugenotten schliefen. Heinrich von Guise, der Sohn des ermordeten Franz, jetzt das Haupt der Guisen, drang zuerst in den Palast des Admiral Coligny und wartete im Hofe, bis die von ihm abgeschickten Mörder den Admiral in seinem Schlafzimmer umbrachten und seinen Leichnam aus dem Fenster in den Hof hinabstürzten. Dasselbe Schicksal erlitt sein Schwiegersohn Teligny. Dieselben Scenen wiederholten sich in allen Straßen. Ueberall, wo Hugenotten wohnten, wurden sie im Schlafe überfallen und umgebracht. Weil ihrer aber so viele waren und nicht alle zugleich überfallen wurden, konnten sich noch viele, vom Lärm geweckt, retten. So entkamen Rohan, Segur, Montgommery. Viele, die keinen Ausweg mehr aus der Stadt fanden, setzten sich zur Wehr und das Morden dauerte den ganzen Tag fort und auch noch die folgende Nacht und den folgenden Tag, da immer noch versteckte Hugenotten aufgefunden wurden. Auch in alle Provinzen waren Befehle geschickt worden, um schnell, ehe die Nachricht von dem Pa-

riser Morde dort anlangen und die Hugenotten warnen konnte, überall eben so mit ihnen zu verfahren und sie unversehens im Schlaf zu überfallen. Es brauchte dazu keiner langen Vorbereitung, so wenig wie in Paris selbst. Die Regierung konnte überall auf den Fanatismus der Katholiken zählen. Durch eine längere Vorbereitung würde im Gegentheil der Anschlag ohne Zweifel verrathen worden seyn. Die Zahl der Ermordeten ist nie genau ermittelt worden. Nach den niedrigsten Anschlägen wurden in Paris 2000, in den Provinzen 30,000 Hugenotten umgebracht. Von andern wurde mehr als die doppelte Zahl angegeben. Das ganze gräßliche Ereigniß erhielt den Namen der Bartholomäusnacht oder Pariser Bluthochzeit.

Der junge Heinrich von Bourbon wurde verschont, nicht aber seine Freunde und Diener, die man vor seinen Augen ermordete, so daß ihr Blut ihn bespritzte. Auch der junge Prinz von Condé wurde geschont, beide mußten aber dem Calvinismus abschwören. Papst Gregor XIII. billigte den kolossalen, an Ketzern begangenen Meuchelmord, veranstaltete Dankprocessionen und schrieb ein Jubeljahr aus. Dagegen erzürnte sich Alba über die feigen Mörder und wollte seinen offenen Kampf gegen die Ketzerei in den Niederlanden nicht mit einer solchen Schandthat verglichen sehen. Im Grunde ärgerte es ihn, daß sich Katharina von Medicis durch eigene Mittel von den Ketzern befreit habe und seiner Hülfe nicht mehr bedürfe.

Der Rest der Hugenotten in Frankreich war übrigens noch zahlreich genug, um sich vertheidigen zu können. Alle bewaffneten sich und schaarten sich in festen Städten zusammen, zumal in La Rochelle und Nismes. Obgleich hart belagert, wehrten sie sich doch tapfer. Die Königin aber sah sich plötzlich wieder veranlaßt, ihnen Concessionen zu machen, denn ihr Sohn Anjou wurde von der reformirten Partei in Polen zum König gewählt. Sie bewilligte also den Hugenotten in Rochelle, Nismes und Montauban, so wie den vornehmen Herren freie Religionsübung, den übrigen wenigstens persönliche Sicherheit und Freiheit, 1573. Ja sie ging so weit, mit ihrem Sohn in Polen den Plan zu verabreden, wie

der Oranier von Deutschland aus durch ein geworbenes Heer gegen Alba unterstützt werden könne. Da ließ sich aber ihr jüngster Sohn Alençon hinter ihrem Rücken mit La Noue, dem neuen Haupt der Hugenotten, in ein Einverständniß ein und wollte, da sein älterer Bruder, der König, kränkelte, und der zweite König in Polen war, sich selbst im voraus des Thrones versichern. Aber Katharina entdeckte den Plan und ließ seine vertrautesten Anhänger hinrichten.

Am 30. Mai 1574 starb der noch nicht 21jährige König Karl IX. in Folge früher Ausschweifungen. Die ganze Race der Mediceer taugte nichts. Schwache verzärtelte Körper, vollends zerstört durch ungeheure sinnliche Genüsse, und Seelen ohne irgend einen sittlichen Adel, mußten sie in ihren Sünden dahinsterben. Alençon hatte seinen Plan zu früh verrathen und sah ihn jetzt vereitelt. Anjou, der Liebling der Mutter, und dem es ohnehin in Polen nicht gefiel, beeilte sich, heimlich aus dem Königsschloß in Krakau zu entfliehen und nach Paris zurückzukehren, wo er als Heinrich III. die Krone empfing.

5.

Der letzte Valois.

In der kurzen Zwischenzeit, ehe Heinrich in Paris ankam, hatte Heinrich von Montmorency, genannt Damville, als Gouverneur in Languedoc die Freiheiten der Hugenotten eigenmächtig für seine Provinz erweitert. Heinrich III. gewährte volle Gewissensfreiheit und Straflosigkeit in Bezug auf jegliche vom katholischen Dogma abweichende Meinung, nur der öffentliche Gottesdienst sollte der katholische bleiben. Damville, zur Verantwortung gezogen, trat förmlich zu den Hugenotten über. Die Stände von Languedoc unterstützten ihn und auch die der Provence, Dauphiné und Burgund machten eine gewisse Selbständigkeit geltend, indem sie politische Beschwerden gegen das Verwaltungssystem erhoben. Alençon, bisher gefangen, entkam zu den Hugenotten. Eben so Heinrich von Navarra,

der jetzt feierlich wieder zum Calvinismus schwor. Es gab eine große Bewegung. England schickte Geld und Johann Casimir war im Dez. 1575 schon wieder mit einer deutschen Kriegsmacht bei der Hand. Im kommenden Frühjahr stand Alençon bereit, mit 30,000 Mann nach Paris zu marschiren. Da hielt es Heinrich III., obgleich er gegen seinen Bruder heftig erzürnt war, doch für nöthig, den offenen Bürgerkrieg zu vermeiden und erkaufte den Frieden durch Bewilligung aller Religionsfreiheit. Nur in Paris und seiner nächsten Umgebung sollte kein anderer als katholischer Gottesdienst gefeiert werden.

Aber die in der Bluthochzeit decimirten Hugenotten verdankten diesen Erfolg nicht der Stärke ihrer Partei, sondern dem Zwist der königlichen Brüder, der ausländischen Hülfe, der Ueberraschung und Rathlosigkeit in Paris. Die letztere erklärt sich aus dem raschen Wechsel in den Launen und Sympathien der Königin Mutter mehr noch als aus dem Thronwechsel, aus den so oft einander widersprechenden Interessen der französischen Politik, je nachdem sich dieselbe von Eifersucht gegen Spanien oder vom Haß gegen die Ketzer hinreißen ließ. Die Guisen, die ihre unabänderliche Politik hatten, vermochten dieselbe der Königin Mutter doch nur immer auf eine kurze Zeit aufzudrängen. Jetzt aber, nachdem Heinrich III. den Hugenotten unerwartet so große Nachgiebigkeit bewiesen hatte, faßte sich die katholische Partei, der Mehrheit im Lande gewiß, und bewog den König, die Reichsstände einzuberufen. Sie versammelten sich am 6. Dez. 1576 zu Blois und gingen aus fast durchaus katholischen Wahlen hervor. Deshalb waren sie bald einig, dem jungen Könige vorzustellen, Frankreich bedürfe der religiösen Einheit. Heinrich stimmte zu und war bereit, die Edicte zurückzunehmen. Aber eine gemäßigte Partei unter den Katholiken warnte vor dem Bürgerkriege und Katharina von Medicis trat der milden Ansicht bei. Es entging ihr nicht und sie sagte es, der Bürgerkrieg werde Frankreich vollends erschöpfen und ihm die Kraft rauben, dem Hause Habsburg länger zu widerstehen. Nun brach zwar der Bürgerkrieg dennoch aus, weil die katholische Partei, ihre Stärke fühlend, in den einzelnen Provinzen

auf ihre Verantwortung losschlug, und zwei katholische Heere unter Heinrich von Guise und seinem Bruder, Karl von Mayenne, erlangten rasche Vortheile. Das waren die Söhne des Franz von Guise. Heinrich erhielt von einer Wunde im Gesicht den Namen balafré (der mit der Schmarre). Der König aber beneidete die Guisen und fürchtete ihr Uebergewicht, setzte daher den neuen Frieden von Bergerac durch, beklagte öffentlich die Bartholomäusnacht, stellte den Hugenotten die eroberten Plätze zurück und gewährte ihnen sogar einige neue, um Besatzungen darin zu halten, welche für Aufrechterhaltung des Friedens Bürgschaft gewährten. Im Uebrigen bewilligte er die freie Religionsübung ganz wie früher im Edict von Amboise.

Heinrich III. würde den Hugenotten nicht so weit entgegengekommen seyn, wenn er nicht von dem moralischen Zwang, den ihm die Guisen auflegten, hätte frei werden wollen. Er haßte diese aufdringlichen Rathgeber und schenkte seine ganze Gunst nur einer kleinen Bande von Ganymeden, St. Luc, d'O, Arguis und Caumont, die man mit gotteslästerlichem Witz seine vier Evangelisten nannte. Dieser letzte und verächtlichste König aus dem Geschlecht der Valois war dem unnatürlichsten aller Laster ergeben und stellte es sogar zur Schau, indem er sich gern wie eine üppige Dame mit Schmuck und Juwelen überlud. Dann ergriff ihn wohl plötzlich ein Grauen vor sich selbst und er hüllte sich in Sack und Asche. Aber nur selten kam er zum Bewußtseyn seiner königlichen Würde und Pflicht und folgte mehr nur dem nächsten Bedürfniß, Ruhe zu haben, und den Eingebungen seiner Lieblinge.

Dieses jämmerliche Verhalten des Königs macht erklärlich, warum die Guisen nunmehr nicht mehr von der Krone, sondern, ohne sich feindlich gegen dieselbe zu bezeugen, doch nur von einem freien katholischen Bunde das Heil erwarteten. Zuerst in Burgund und Guienne schlossen eifervoll Katholiken eine sog. heilige Ligue, die sich alsbald weiter ausdehnte und an deren Spitze Heinrich von Guise trat. Der Plan dieser Partei war dem früheren des Admiral Coligny diametral entgegengesetzt und wurde durch die Schrift des Parlamentsadvocaten David verrathen. In derselben wurde nämlich

den Franzosen Heinrich von Guise zum König empfohlen, indem ihn nicht nur seine Talente, sondern auch seine Geburt dazu berechtige, denn er stamme von Karl dem Großen ab. Man gab zu verstehen, bei der Auflösung des deutschen Reichs durch die Reformation liege es nahe, daß der künftige König von Frankreich die Kaiserkrone an sich ziehe und im Geiste Karls des Großen die Einheit der Kirche und des Reichs wiederherstelle. Die Schrift wollte nicht einmal das Aussterben des Hauses Valois abwarten, sondern forderte, der unwürdige König Heinrich III. sollte gleich dem letzten Merowinger in ein Kloster gesperrt werden und Heinrich von Guise unmittelbar den Thron besteigen, die Güter der Hugenotten aber sollten confiscirt und daraus der Krone Mittel geschaffen werden, den großen Plan durchzuführen.

Es war nur die Grille eines Gelehrten und man konnte die Guisen nicht dafür verantwortlich machen, aber die Spannung des Königs gegen diese Guisen nahm zu. Dies benutzten die Hugenotten, um sich ganz unabhängig zu benehmen. Heinrich von Navarra und Damville regierten ihre Provinzen im Süden, als ob sie gar nicht mehr zu Frankreich gehörten. Ehe nun die Guisen und die h. Ligue einen weiteren Schritt versuchten, machte die alte Königin Mutter eine Rundreise nach dem Süden, um das Terrain zu recognosciren und ihre Netze auszuwerfen. Denn immer noch hoffte sie mehr durch Intrigue und Vertrauen erweckendes Entgegenkommen zu erreichen, als durch offene Gewalt. Es sollte eine einfache Lustreise seyn. Sie schlug ihren Hof zu Merac auf und es war das Muster eines Liebeshofes (cour d'amour), denn unzählige Liebesintriguen wurden hier angezettelt. Der junge Heinrich von Navarra aber neckte König Heinrich III. mit der Untreue seiner Gemahlin und darüber kam es zu einer guerre des amoureux, wie man sagte. Es war aber ein wirklicher Krieg, eine Erneuerung des Kampfs der Hugenotten gegen die Krone. Man legte jedoch die Waffen wieder nieder, da die ernsten und gesetzten Leute unter den Hugenotten diese Vermischung ihrer Glaubenssache mit frivolen Liebeshändeln bei Hofe mißbilligten und namentlich die Stadt Rochelle dem jungen Herrn

von Navarra keine Hülfe leisten wollte, und da andrerseits die Hoffnung, der Bruder des Königs werde die Hand der Königin Elisabeth von England gewinnen können, auch der Krone eine neue Versöhnung mit den Hugenotten erwünscht machte, 1580. Dieser „Krieg der Verliebten" ist deshalb merkwürdig, weil in demselben der junge Heinrich von Navarra die glänzendste ritterliche Tapferkeit und großes Kriegsgeschick entwickelte, damit aber die leichtfertigste Galanterie eines Höflings verband und zugleich als das Haupt einer strengen und nüchternen Religionspartei auftrat.

Im Sommer 1584 starb Alençon und vom regierenden König Heinrich III. war keine Nachkommenschaft zu erwarten, auch er war durch Laster geschwächt und kränklich, das Haus Valois also am Ende. Um nun den rechtmäßigen Erben, den Bourbon Heinrich von Navarra oder den Bearner, wie man ihn spöttisch nannte, von der Nachfolge auszuschließen und die Usurpation der Guisen möglich zu machen, verband sich Heinrich von Guise (Balafré) eng mit Spanien und schloß mit dieser Macht und dem Herzog von Lothringen zu Joinville einen Vertrag, wodurch die ältere heilige Ligue eine weitere Ausdehnung erlangte. Zugleich wurde der noch lebende König in Flugschriften mit Schmach überhäuft und allen guten Franzosen gesagt, ihre einzige Hoffnung sey der Guise. Heinrich III., dadurch eingeschüchtert und vielleicht für sein Leben fürchtend, suchte die Guisen zu beschwichtigen und schloß mit ihnen einen Vertrag zu Nemours, worin er ihnen die Unterdrückung des Calvinismus bewilligte, 1585. Nun wurden alle Segel aufgespannt. Papst Sixtus V. erklärte den König von Navarra aller seiner Besitzungen für verlustig. Die Königin Elisabeth von England sollte durch Meuchelmörder beseitigt und Maria Stuart auf den englischen Thron gesetzt werden. Aber die erste Maßregel spornte nur den jungen Bearner zum kühnsten Widerstand und die zweite mißlang so gänzlich, daß sie vielmehr zum Verderben der unglücklichen Maria Stuart ausschlug.

Der Krieg begann nun erst in großer Ausdehnung. Vergebens suchte der arme König ihn zu vermeiden. Die Partei der Mäßigung,

die ihn dabei unterstützte und die man „die Politiker“ hieß, konnte gegen die extremen Gewalten nicht mehr aufkommen.

Heinrich von Navarra und Montmorency-Damville standen an der Spitze eines ansehnlichen Hugenottenheeres, dem aber noch 16000 Schweizer aus den reformirten Cantonen und ein beträchtliches von dem Pfälzer Johann Casimir ausgerüstetes und vom Burggrafen von Dohna geführtes Heer vom Rheine her zuzog. Auch siegte Heinrich in der ersten Schlacht bei Coutras über das von Joyeuse geführte Heer der Ligue. Die Guisen aber lauerten dem deutschen Hülfsheer auf und hatten den König bewogen, mit ihnen zu ziehen, um durch seine Autorität wenigstens die Schweizer zu entwaffnen. In der That erklärten diese letzteren, sie hätten wohl gegen die Guisen gekämpft, da sie aber den König selbst sich gegenüber sähen, müßten sie den mit demselben abgeschlossenen ewigen Frieden einhalten. Für diese Erklärung und ihre Reisekosten wurden sie reichlich mit französischem Geld entschädigt und somit zogen sie ab. Der arme Dohna aber wurde nach dem Fortzug der Schweizer arg mystificirt. Guise nämlich bestach die deutschen Söldnerführer, die schon gewohnt waren, für höheres Angebot den Herrn zu wechseln, und überfiel dann den Burggrafen und den ihm treu gebliebenen Rest der Pfälzer bei Nacht. Dohna entkam zwar, nahm aber gerne einen Vertrag an, der ihm freien Abzug gewährte. So wurde der Bearner um die deutsche Hülfe betrogen, 1587.

Inzwischen war dem König von Frankreich die Puppenrolle, zu der ihn die Guisen brauchten, unerträglich. Eine Schwester der Guisen hatte gespottet: „Heinrich III. trage schon zwei Kronen, die polnische und die französische, bald werde er auch die dritte, nämlich die mönchische Krone tragen.“ Da ermannte er sich, umringte sich mit 4000 Söldnern, ging nach Paris und verbot den Guisen die Hauptstadt zu betreten. Allein Paris war durch den Herzog von Mayenne bereits ganz für die Guisen gewonnen. Das Volk bewaffnete sich und dem Verbote zum Trotz kam Heinrich von Guise in die Stadt, am 9. Mai 1588. Man log, der König begünstige die Hugenotten und seine Söldner würden die Bürger überfallen.

Die letztern rüsteten sich nun, die wenigen tausend Söldner des Königs zu entwaffnen. Zu diesem Zweck rissen sie das Pflaster auf und sperrten alle Straßen durch Barricaden ab, welche damals zum erstenmal die welthistorische Rolle begannen, die sie in Paris von Jahrhundert zu Jahrhundert fortspielen sollten. Die Söldner sahen sich überall vereinzelt eingeschlossen und mußten sich ergeben. Nur die Leibwache des Königs und die Schweizer ließ Guise frei, am 12. Mai. Unter Vermittlung der Königin Mutter verließ der König die Hauptstadt und zog sich nach Chartres zurück, nachdem er gezwungen worden war, den Balafré zum Generalstatthalter des Königreichs zu ernennen und die h. Ligue förmlich zu bestätigen.

Um ihre Macht auch durch die Nation legitimiren zu lassen, riefen die Guisen die Reichsstände in Blois zusammen, wo nur das katholische Frankreich vertreten war, da die geächteten Hugenotten nicht daselbst zu erscheinen wagten. Alles ging den Guisen nach Wunsch. Die Reichsstände waren liguistisch, die Politiker hatten bei der Schwäche des Königs und bei der Unentschiedenheit der alten Katharina allen Einfluß verloren. Man hatte den König nach Blois mitgenommen, damit er alles sanctionire, was die Guisen beschließen würden. Auch seine Mutter war mitgekommen, aber schwer erkrankt. Die Lage dieser königlichen Personen war überaus traurig. Am Sterbebette der Mutter sah der Sohn sich zum Spielwerk des verhaßten Balafré mißbraucht, der so sehr darnach gierte, ihm die Krone zu entreißen, daß der König aus Angst vor Meuchelmördern den Harnisch gar nicht mehr ablegen wollte. Da führte ihn die Verzweiflung doch zu einem kühnen Entschlusse und er ließ den Balafré, indem er ihn zu sich in sein Cabinet berief, durch ein paar ergebene Leibwächter vor seinen Augen niederhauen, am 23. December 1588. Im gleichen Augenblick wurde der Bruder des Gefallenen, der Cardinal Ludwig von Guise, verhaftet und in der nächsten Nacht heimlich erschossen, ein Sohn des Balafré gefangen. Die Guisen waren darauf nicht vorbereitet gewesen und der König benützte den allgemeinen Schrecken und löste die Reichsstände auf, da er sich nicht auf sie verlassen konnte. Seine alte Mutter mißbilligte, was er ge-

than hatte, da sie die schlimmen Folgen voraus sah, und starb bald darauf in tiefem Kummer.

Die Partei der Guisen rächte den Mord ihres Hauptes in einer großartigen Weise, indem die Hauptstadt des Reichs dem König ihre Thore verschloß und das Parlament, die Sorbonne und die Bürgerschaft von Paris den König absetzten und den Thron für erledigt erklärten. Diesem Beispiel folgten beinahe alle Provinzen. Daher wurde schon am 17. Februar 1589 in Paris eine neue Regierung gewählt, an deren Spitze der Herzog von Mayenne als Bruder der Gemordeten trat. Derselbe handelte im innigsten Einverständniß mit dem spanischen Gesandten. Diesen letztern Umstand wußte aber der abgesetzte König klug zu benutzen, denn es widersprach doch dem Nationalgefühl der Franzosen, sich von einem spanischen Gesandten lenken zu lassen. Auch Heinrich von Navarra nahm sich jetzt des Königs an und ließ in allen seinen Kirchen in echt lutherischer Art Gehorsam gegen die Obrigkeit und unbedingte Treue gegen den angestammten Fürsten predigen. Wollte Heinrich III. sich retten, so mußte er ins Lager des Bearners flüchten. Für diesen aber war es der größte Gewinn, daß er die hugenottische Sache zugleich zu derjenigen der französischen Nationalehre und der Legitimität machen konnte. Heinrich III. und Heinrich von Navarra vereinigten sich zu Plessis-le-Tour. Zu dem Hugenottenheere stießen nicht nur reformirte Schweizer, sondern auch ganze Schaaren von französischen Katholiken von der Partei der Politiker oder die als treue Royalisten den revolutionären Schritt der Ligue mißbilligten. So konnte der König bei Pontoise 40,000 Mann sammeln und mit denselben vor Paris rücken, um sich seine Hauptstadt wiederzuerobern. Er soll sehr erbittert gewesen seyn und gedroht haben, die ganze Stadt in Asche zu legen. Diese Aeußerung mag er im Zorn gethan haben, ausgeführt hätte er sie gewiß nicht. Man hat ihm wohl mehr Uebles nachgesagt, als er gethan hat. Wie furchtbar man ihn haßte, wurde nur zu bald offenbar. Am 2. August 1589 sollte Paris gestürmt werden, da näherte sich ein junger Dominicanermönch, Jakob Clement,

dem König mit einer Bittschrift und stieß ihn nieder, daß er noch in der nächsten Nacht verschied.

6.

Heinrich IV.

Dieses schreckliche Ereigniß machte der Belagerung von Paris ein schnelles Ende. Die Parteien, welche sich im Lager unter der Fahne des Königs vereinigt hatten, trennten sich jetzt wieder. Die katholischen Royalisten oder Politiker zogen heim. Mit den Hugenotten allein konnte Heinrich von Navarra die große Hauptstadt nicht einzunehmen hoffen oder wollte er, der sich als rechtmäßiger nächster Thronerbe von nun an König Heinrich IV. von Frankreich nannte, seine Regierung nicht mit einer Zerstörung der Hauptstadt antreten. Er zog daher in die Normandie, wo er vielen Anhang hatte und der englischen Hülfe am nächsten war. Unterdeß handelte die Ligue ihren früheren Beschlüssen gemäß, nahm auf den Erbanspruch des Bearner keine Rücksicht, sondern wählte einen Vetter des Bearner von der jüngern Linie Bourbon-Vendome, den Cardinal Karl von Bourbon unter dem Namen Karl X. zum König. Dieser Prinz war der Gefangene der Guisen und gänzlich ohnmächtig, denn er hatte weder das bessere Erbrecht, noch eine Partei für sich.

Heinrich IV. verfuhr mit großer Klugheit. Den Politikern soll er schon gleich nach dem Tode Heinrichs III. deutlich gesagt haben, er werde späterhin zur katholischen Kirche übertreten, denn die Mehrheit der Franzosen sey katholisch und werde es bleiben, nie dürfe ein Akatholik auf die französische Krone hoffen und „die Krone sey wohl einer Messe werth.“ Aber er trat nicht gleich über, weil er dann von allen seinen Hugenotten verlassen und von der Gnade der Guisen und der Spanier abhängig geworden wäre. Er folgte nur der Klugheit. Von einer religiösen Ueberzeugung war bei ihm nicht die Rede. Er hatte nur die Religion der französischen Prinzen, d. h. der durch Ritterlichkeit veredelten

Lüderlichkeit, und sein höchstes Muster war Franz I., dem er mit der Zahl seiner Schlachten und Maitressen nicht nachstehen wollte.

Er behauptete sich in einem festen Lager zu Dieppe, wo sich ein englisches Hülfsheer mit ihm vereinigte. Mayenne schloß ihn zwar eine zeitlang ein, konnte ihm aber nichts anhaben und zog wieder ab. Da entschloß sich Heinrich rasch vor Paris zu rücken, um diese ihm so sehr feindliche Hauptstadt entweder mit einem raschen Handstreich wegzunehmen, ehe Mayenne mit seinem Heere sie wieder erreichen konnte, oder sie wenigstens zu erschrecken und ihr den Wahn zu benehmen, als sey er geschwächt und nicht mehr zu fürchten. Paris gerieth wirklich in große Angst, da die ausfallenden Bürger mit schwerem Verluste von ihm zurückgeschlagen und die Vorstädte geplündert wurden. In die innere Stadt aber konnte er nicht eindringen und zog sich, da auch Mayenne wieder heran rückte, nach Tours zurück. Seine Lage war gerade nicht beneidenswerth, denn noch hatte ihn kein einziger auswärtiger Staat als König von Frankreich anerkannt, außer allein Venedig, und in Frankreich selbst befand er sich nur an der Spitze der schwächern Partei. Inzwischen kam ihm manches zu statten, vor allem sein Muth, seine ansprechende Persönlichkeit, gegen welche die des alten Karl X., der dem Tode entgegensiechte, sehr zu seinem Vortheil abstach; ferner die Voraussetzung, er werde doch noch zur katholischen Kirche übertreten. Unter dieser Voraussetzung war ihm die Partei der Politiker geneigt, die von der Ligue nichts wissen wollte, und der Adel, dem das halb pfäffische, halb demokratische Regiment in Paris zuwider war. Auch konnte Heinrich auf alle alten Gegner Spaniens rechnen und der Papst selbst wünschte sehr, Heinrich möchte zur alten Kirche zurückkehren und dann mit Rom im Bunde dem politischen Uebermuth Spaniens entgegen treten.

Im Frühjahr 1590 rückten die Heere wieder gegen einander und Heinrich erfocht bei Ivry hauptsächlich durch die unwiderstehliche Tapferkeit seiner Reiterei, welche den Kern des Adels sowohl der Hugenotten als der Politiker enthielt, einen glänzenden Sieg über Mayenne, am 14. März. Hierauf zog er wieder vor Paris

und ängstigte diese Stadt, indem er ihr alle Zufuhr abschnitt. Er hoffte, sie würde sich ihm nun ergeben, da der Afterkönig Karl unterdeß gestorben war. Aber König Philipp II. von Spanien erkannte die Gefahr, die ihm drohte, wenn Heinrich IV. wirklich Herr von Frankreich würde, befahl seinem Statthalter in den Niederlanden, dem Prinzen von Parma, einstweilen den Krieg mit den Holländern ruhen zu lassen und rasch in Frankreich einzufallen, um der bedrängten Ligue beizustehen und vor allem Paris zu entsetzen. Es war hohe Zeit, denn Paris war schon seit vier Monaten belagert und wurde immer enger eingeschlossen. Die Hungersnoth in der Stadt war schrecklich, aber man fanatisirte die Bürger zu verzweifeltem Widerstande, indem man ihnen vorlog, Heinrich wolle sie alle massacriren lassen, um für die Bartholomäusnacht Rache zu nehmen. Als nun aber der Prinz von Parma herkam, mußte Heinrich schnell die Belagerung abbrechen und beide Feldherrn manöverirten im Norden Frankreichs gegen einander, ohne daß es zu einer Entscheidung kam.

Mittlerweile wurde viel diplomatisirt. Philipp II. verlangte von der Ligue, sie solle seine Tochter Isabella als Königin von Frankreich proclamiren, da dieselbe eine Tochter der Elisabeth und Enkelin der Katharina von Medicis war. Damit war auch der neue Papst Gregor XIV. einverstanden, der sich wieder ganz zu Spanien hinneigte. Dagegen kamen 1591 die protestantischen Fürsten Deutschlands in Kassel zusammen und beschlossen in Verbindung mit England eine Unterstützung Heinrichs. Zu Michaeli dieses Jahres stießen 16,000 Deutsche und 4000 Engländer zu den Truppen Heinrichs bei Vondy. Und doch wurde fort und fort nur manöverirt und jeder entscheidende Schlag vermieden. Endlich erkrankte Parma und starb am 3. December 1593. Derselbe wurde sofort durch den Erzherzog Ernst von Steyermark ersetzt, welcher Statthalter in den Niederlanden und zugleich Gemahl der Infantin Isabella werden sollte. Das war nun aber nicht im Geschmack des Herzogs von Mayenne, weil dieser noch den alten Plan der Guisen festhielt und selber noch König von Frankreich zu werden hoffte. Mayenne berief die Reichsstände nach Paris und hatte wenig Mühe, sie dahin

zu bearbeiten, daß sie gegen jeden Nichtfranzosen protestirten, den man ihnen als König zuschieben wolle. Abermals scheiterte die spanische Combination am Nationalstolze der Franzosen und es blieben nur noch zwei Kronprätendenten übrig, der Hugenot und der Liguist, der Bearner und der Guise. Nun kam an die Politiker die Reihe, endlich einmal für ihre Vermittlung Terrain zu gewinnen. Wenn Heinrich seine frühere Zusage erfüllte und katholisch wurde, so konnten die Katholiken damit zufrieden seyn und in seiner Gesinnung und seinen Antecedencien lag auch wieder für die Hugenotten eine Bürgschaft, daß ihnen ihre einmal erlangten Rechte bleiben würden. Nach einem so langen Bürgerkriege sehnte man sich nach Frieden.

Am 25. Juni 1593 that Heinrich den entscheidenden Schritt und nahm zu St. Denis den katholischen Glauben an. Der Papst war zwar nicht damit zufrieden und ließ die Jesuiten fortwährend gegen ihn predigen, allein in Frankreich selbst neigte sich jetzt beinahe die ganze katholische Partei dem König Heinrich zu; vor allen in der Hauptstadt Paris erkannte man an, daß man sich dem durch seine Geburt allein zur Krone berechtigten König, nachdem er auch den Glauben, dem die Mehrheit der Nation anhing, angenommen hatte, nicht mehr widersetzen dürfe. Ueberdieß war den Parisern die spanische Besatzung, welche Parma in ihrer Hauptstadt zurückgelassen hatte, unleidlich geworden und der Graf von Brissac, bisher ein eifriger Liguist, den Mayenne zum Commandanten von Paris ernannt hatte, verständigte sich mit dem Prevot der Kaufleute und mit den Bürgern und ließ am 22. März 1594 noch vor Tagesanbruch Heinrichs Truppen in die Stadt. Die Spanier fanden es gerathen, auf der andern Seite zum Thore hinaus zu ziehen. Auch das Parlament und die Sorbonne unterwarfen sich Heinrich IV., welcher im stillen Triumph in Paris einzog, aller und jeder Rache entsagte und eine allgemeine Amnestie bewilligte. Mayenne erkannte nun wohl, daß es ihm nicht mehr möglich wäre, seine Ansprüche durchzusetzen, unterwarf sich ebenfalls und wurde mit der Statthalterschaft von Languedoc und Guienne begnadigt. Zu dieser raschen Unterwerfung trug am meisten der neue Papst Clemens VIII. bei,

welcher die alte Politik des h. Stuhls verfolgte und mit Frankreich im Bunde dem übermächtigen Hause Habsburg wieder Opposition machen wollte.

Philipp II. setzte noch eine zeitlang den Krieg an den Nordgrenzen Frankreichs fort und nahm noch 1596 Calais ein, wogegen ihm Heinrich Amiens entriß und eine englisch-holländische Flotte in Spanien selbst Cadix wegnahm. Der schon hochbetagte und kranke König Philipp sah nun ein, daß seine Kraft gegenüber so vielen Feinden nicht mehr ausreichte, und bot Heinrich den Frieden an. Wenn er, wie man sich so oft irrthümlich eingebildet hat, bigott und ein Sklave der Kirche gewesen wäre, hätte er schon in dem Augenblicke müssen Frieden machen, in welchem Heinrich katholisch wurde. Daß er so hartnäckig den Krieg gegen Heinrich fortsetzte, auch nachdem derselbe katholisch geworden war, beweist nur wieder, daß Philipp nichts für die Kirche, sondern alles nur für sein dynastisches Interesse that. Als er das letztere gegen Heinrich, England und Holland nicht mehr durchsetzen konnte, erst dann machte er Frieden. Dieser Frieden wurde zu Vervins 1598 geschlossen und stellte im Wesentlichen die alten Grenzen zwischen Frankreich und den Niederlanden wieder her. England und Holland waren damit sehr unzufrieden und hätten lieber gesehen, daß sich ein katholisches Reich mit dem andern noch länger herumgeschlagen hätte. Noch in demselben Jahre erließ Heinrich das berühmte Edict von Nantes, welches den Hugenotten ihre Religionsfreiheit aufs neue bestätigte. Als eine Minderheit im Reich durften sie allerdings nicht mehr ansprechen, als daß sie alle die Kirchen behielten, welche sie schon inne hatten, wogegen ihnen die Errichtung neuer Kirchen in den katholischen Landestheilen und namentlich in Paris untersagt blieb. Wenn sie aber nur den öffentlichen Gottesdienst nicht verlangten, konnten sie auch in Paris wohnen, Aemter erhalten, Gewerbe treiben ꝛc.

So war der Friede in Frankreich endlich hergestellt und schien auch nach außen gesichert, weil nach Philipps II. Tode (1598) Spanien in Lethargie fiel und der deutsche Reichskörper in seiner alten Passivität verharrte, das deutsche Haus Habsburg aber genug

mit den Türken zu thun hatte. Ein schwacher Versuch der französischen Prinzen und Großen, unter Birons Leitung, in Verbindung mit dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen den König zu stürzen, mißlang und Biron wurde hingerichtet. Heinrichs Minister Sully erwarb sich große Popularität durch seine weise Finanzverwaltung und galt dafür, daß er dem König als guter Genius zur Seite stehe und ihn von manchen Thorheiten abhalte. Allein er beherrschte den König nicht, noch verhinderte er dessen Ausschweifungen. Nach Margarethens Tod heirathete Heinrich IV. die florentinische Prinzessin Maria von Medicis, um in Verbindung mit dem Oheim derselben, dem Großherzog von Toscana, und mit dem Papst, den Spaniern in Italien das Gegengewicht zu halten. Neben dieser Gemahlin behielt er aber seine Maitressen bei, mit denen er noch häufiger wechselte als Franz I. Man zählte ihrer über sechzig. Die berühmtesten unter denselben waren die schöne Gabriele d'Estrées, später Henriette d'Entragues, die er zur Marquise von Vermeuil erhob. Die andern wählte er sich bald unter den Gemahlinnen der vornehmsten Prinzen, bald aus den niedrigsten Ständen.

Da er Ruhe und Frieden hatte, konnte Heinrich wieder daran denken, Frankreichs Einfluß nach außen wirken zu lassen. Die Pläne, die er zur Umgestaltung Europas entwarf und mit denen er sonderlich den geistig stets unruhigen und ihm sklavisch ergebenen Landgrafen Moriz von Hessen unterhielt, waren nicht ernst gemeint, sondern hatten nur den Zweck, den einfältigen Protestanten in Deutschland zu imponiren und sie glauben zu machen, er verfolge erhabene Zwecke zum allgemeinen Besten der Menschheit und sonderlich auch zu dem ihrigen, während es ihm einzig darum zu thun war, unter neuem Namen die alte antihabsburgische Politik fortzusetzen. Sein abenteuerlicher Plan ging dahin, einmal im Süden der Alpen den Spaniern Mailand zu entreißen und dieses Land dem Karl Emanuel, mit dem er sich auf einmal warm befreundet hatte, zu überlassen; sodann im Norden der Alpen Elsaß und Tirol mit der Schweiz zu vereinigen, das jülich'sche Erbe, um das man gerade stritt, mit den Niederlanden, die man den Spaniern entreißen wollte, zu einem

dritten Ganzen zu verschmelzen und endlich auch Böhmen als unabhängiges Reich von Oesterreich wieder abzutrennen. Ueber alle diese neuen kleinen Reiche und Republiken würde dann er das Protectorat übernommen haben.

Es ist die Frage, ob Heinrich überhaupt wegen des jülich'schen Erbes einen neuen Krieg angefangen haben würde, wenn ihn nicht ein besonderer Umstand übereilt dazu verführt hätte. Er war nämlich in die schöne Charlotte, Tochter des alten Connetable Montmorency und Gemahlin des jüngeren Prinzen von Condé, verliebt, die vor ihm mit ihrem Gemahl nach Brüssel floh, und jetzt erst kündigte Heinrich den Spaniern den Krieg an, nicht um Jülich zu besetzen, sondern um die schöne Charlotte wieder einzufangen. Indessen hatte er Paris noch nicht verlassen, als er, in seinem Wagen zu dem damals erkrankten Sully fahrend, auf offener Straße durch einen fanatischen Schulmeister aus Angoulême, Franz Ravaillac, angefallen und mit Messerstichen getödtet wurde, am 14. Mai 1610. Er selbst hatte eine böse Vorahnung seines Todes gehabt, aber sein Argwohn ruhte auf seiner Gemahlin Maria von Medicis, von der er fürchtete, vergiftet zu werden. Der Mörder stand indeß weder mit der Königin, noch mit der spanischen Partei im Einverständniß, sondern handelte aus eigenem Antriebe in nur zu gerechter Verachtung eines Usurpators, der mit der Religion und mit der Nation nur spielte, indem er an nichts dachte, als auf Kosten aller öffentlichen Moral seine Lüste zu befriedigen.

7.

Maria von Medicis.

Der älteste Sohn des Königs war erst neun Jahre alt und bestieg als Ludwig XIII. den Thron unter der Vormundschaft seiner unfähigen Mutter Maria. Die Prinzen und Großen des Reichs waren schon so an Ansehen geschwächt, daß sie ihr die Regentschaft nicht streitig machen konnten. Das monarchische Princip hatte in den

Hugenottenkriegen entschieden über das oligarchische gesiegt. Sully mußte zurücktreten. Statt seiner wurde der Florentiner Concini, mit dem die Königin Wittwe im vertrautesten Umgang lebte, der geheimste Rath der Krone. Dieser war nicht einmal geistvoll, sondern nur ein anmaßender und eitler Italiener, konnte aber einen wesentlichen Einfluß gewinnen, weil unter den Großen Frankreichs kein bedeutender Charakter mehr vorkam, ja nicht einmal mehr ein großes Interesse von ihnen verfochten wurde, sondern jede Familie nur ihren Privatinteressen und den nichtigen Vergnügungen der Mode oblag. Auch in den Hugenotten war kein Feuer, kein Glaubenseifer mehr. Die Cardinäle und Bischöfe, Prinzen und edle Ritter verließen die Kirchen und die Burgen und pilgerten alle zur isle de Cythere, zum lebenslänglichen Hierodulendienste. Katharina von Medicis und Heinrich IV. waren aufrichtig weder katholisch, noch reformirt, sondern dem Venusdienst verfallen und so nisteten auch die Parteien des französischen Adels im Haine von Paphos.

Die berühmten großen Bilder von Rubens im Louvre stellen Maria von Medicis als Regentin in den verschiedensten Situationen dar, immer aber unter mythologischer Begleitung. Der ganze Olymp ist versammelt und Jupiter und Juno übergeben ihr die Herrschaft der Welt, die durch eine von Tauben gezogene und von Amor gelenkte Erdkugel versinnbildet ist. Als sie ihren Sohn verlobt, fliegen Liebes- und schwimmen Flußgötter rings umher. Einmal empfängt sie, auf ihrem Throne sitzend und von Cardinälen umgeben, den nackten Götterboten Merkur, der ihr eine Botschaft bringt. Das war damals Hofgeschmack.

Die Mutter Regentin neigte sich persönlich mehr dem strengen Katholicismus und einem Bündniß mit Spanien zu, allein da Karl von Guise, Sohn des Balafré, den intimsten Freund ihres Concini, de Luz, ermordete, wurde sie den Guisen, den eigentlichen Vertretern der spanischen Allianz, wieder feind. Es fehlte nicht an Vermittlungsversuchen und eine Zeitlang schloß sich Maria wieder den Guisen an und entfernte sogar ihren allgemein verhaßten Buhler. Aber in kurzem rief sie denselben wieder zu sich und erhob ihn nicht nur zum

Marquis d'Ancre, sondern auch zum Marschall von Frankreich. Leonora, das Weib d'Ancres, die er schon aus Italien mitgebracht hatte und welche die intimste Rathgeberin der Königin war, galt als die eigentliche Beherrscherin von Frankreich, indem durch sie alle Beförderungen gingen. Sie allein verkaufte die Gunst der Krone und wurde dadurch unermeßlich reich.

Endlich verbanden sich doch die großen Herrn und ließen durch die Reichsstände vom J. 1614 den erst sein vierzehntes Lebensjahr beginnenden König für volljährig und regierungsfähig erklären. Dieser Prinz war schwächlich von Körper und beschränkten Geistes, hatte aber doch in den Augen vieler Mißvergnügten den Vorzug, daß er den Marschall d'Ancre nicht leiden konnte, und hauptsächlich aus diesem Grunde, um durch ihn den verhaßten Günstling zu stürzen, erklärte man ihn für majorenn. In der damaligen Sitzung der Reichsstände machte sich zum erstenmal der junge Bischof von Luçon, Armand Duplessis von Richelieu, durch eine geistvolle Rede bemerklich. Trotz der Reichsstände und der Opposition, an deren Spitze hauptsächlich Condé stand, und trotz der Mündigkeitserklärung des Königs setzte Maria eine enge Verbindung ihres Hauses mit dem spanischen durch, die Vermählung ihres Sohnes Ludwig mit der spanischen Infantin Anna, Tochter Philipps III., und des Infanten, nachmaligen Königs Philipp IV. mit ihrer Tochter Elisabeth. In diesen Verbindungen erkannten die Hugenotten mit Recht eine Gefahr für ihre Sache und Condé sammelte seine Parteigenossen und forderte von der Königin die Entfernung ihrer Räthe. Sie ließ ihn verhaften und in die Bastille setzen, nun aber trat der junge König für ihn ein.

Ludwig XIII. hatte einem gewissen de Luynes, der ihm bei der Jagd Gesellschaft leistete und sich trefflich auf die Abrichtung von Vögeln verstand, seine ganze Gunst geschenkt und derselbe hoffte im Licht der aufsteigenden Sonne zu werden, was d'Ancre der absteigenden verdankte. Die ganze Partei des gefangenen Condé, nicht nur die Hugenotten, sondern alle französischen Großen wollten ihm das Joch des unwürdigen Emporkömmlings brechen helfen. Man

überredete den König, d'Ancre trachte ihm nach dem Leben, und erlangte dadurch die königliche Billigung des Staatsstreichs, den man vorhatte. Am 24. April 1617 wurde d'Ancre auf dem Wege nach dem Louvre überfallen und niedergemacht, die Königin verhaftet und später nach Blois verbannt, ihre Minister und Rathgeber entlassen, zum Theil verhaftet. Leonora theilte das traurige Schicksal ihres Gatten, sie wurde hingerichtet, alle ihre zusammengeraubten Schätze confiscirt und größtentheils von de Luynes an sich gebracht, der seinen Zweck vollständig erreichte und zum Herzog emporstieg.

Gegen den neuen Emporkömmling erhob sich aber Opposition, wie gegen den alten. Der Herzog von Epernon verschaffte der Königin Mutter eine Strickleiter, auf der sie aus dem Schlosse von Blois bei Nacht hinabkletterte und glücklich mit ihm entkam. Richelieu, der schon früher in enge Verbindung mit der Königin Mutter getreten war und für ihren Liebhaber galt, vermittelte eine Versöhnung. Die hohe Dame erhielt jetzt einen anständigen und freien Aufenthalt in Angers und Condé wurde frei. Richelieu suchte mit überlegener Klugheit die Mutter mit dem Sohne in gutem Vernehmen zu erhalten, um sich selbst eine wichtige Stellung im Staate zu sichern. Dagegen agitirte jetzt der Herzog von Soissons an der Spitze einer großen Partei gegen de Luynes und ging nach Angers, um die Königin Maria ins Complott zu ziehen. Allein die Partei unterlag dem jungen König, der sogleich mit Truppen gegen sie ausrückte, und Richelieu vermittelte zum zweitenmale eine Amnestie, 1619.

Im folgenden Jahre begann der junge König, die Religionsfreiheit der Hugenotten anzutasten. Was man lange hatte voraussehen können, mußte erfolgen. Heinrich IV. schonte seine ehemaligen Glaubensgenossen noch, sein Nachfolger hatte das nicht mehr nöthig und legte das größte Gewicht auf die Einheit des religiösen Glaubens aller seiner Unterthanen, weil die politische Einheit genau damit zusammenhing. Er unterdrückte die Reformation aber zuerst in seinem kleinen Erblande Bearn. Da sahen die übrigen Hugenotten nichts Gutes auch für sich voraus und waffneten sich unter dem Herzog

von Rohan, dem tüchtigsten unter den damaligen calvinistischen Großen. Condé hatte keinen Muth und hing, durch seine Gefangenschaft gewitzigt, den Mantel nach dem Winde. Das Bollwerk der Partei war wieder Rochelle, die feste Stadt am Meere. Der König zog wider sie zu Felde und de Luynes wurde bei diesem Anlaß Connetable von Frankreich, starb aber bald an einer Krankheit. Der Krieg wurde nur langsam und ohne Energie betrieben, doch befanden sich die Hugenotten im Nachtheil und verloren mehrere ihrer festen Plätze. Sie würden vielleicht unterlegen seyn, wenn nicht die allgemeine Weltlage den König genöthigt hätte, ihnen Frieden zu gewähren, um seine ganze Kraft nach außen zu wenden.

Damals nämlich brach der große Religionskrieg in Deutschland aus und König Ludwig XIII. begriff, daß er im französischen Interesse dieselbe Politik einhalten müsse, wie vor achtzig Jahren sein Vorfahr Heinrich II. Er verschob daher die Vernichtung der Hugenotten in Frankreich auf eine spätere Zeit, schloß einstweilen mit der großen calvinistischen Partei, welche damals die deutschen Habsburger vom Thron zu stürzen unternahm, ein enges Bündniß und machte Richelieu, dessen ungemeinen Verstand und Tact er hatte kennen lernen, zu seinem ersten Minister, 1624. Von diesem Augenblick an gestalteten sich die Verhältnisse in Frankreich anders. Der Bürgerkrieg, das Parteiwesen, die alles verwirrenden, stets wechselnde Entschließungen hervorrufenden Hofcabalen hörten auf und ein einziger, starker und consequenter Wille führte die französische Monarchie auf eine Höhe der Macht, wie nie vorher.

Achtes Buch.

Die englische Reformation.

1.

Heinrich VIII.

König Heinrich VIII. von England hatte seine Jugend mit theologischen Studien zugebracht. Wie nun Luther in Deutschland als Reformator auftrat, ärgerte sich Heinrich über ihn hauptsächlich deshalb, weil Luther den Thomas von Aquino nicht mehr gelten ließ, schrieb daher ein kleines Buch zu seiner Widerlegung, wofür der Papst dem König den Titel „Beschützer des Glaubens" verlieh, welches aber Luther mit seiner gewöhnlichen Grobheit beantwortete. Vergebens mahnten diesen seine Freunde, gegen den mächtigen König glimpflich zu seyn, weil sonst seiner Reform in England kein Eingang erlaubt werden würde. Erst nach einigen Jahren sah Luther seinen Mißgriff ein, und schrieb einen ziemlich demüthigen Brief an den König, den aber Heinrich unbeachtet ließ. Sein Haß gegen Luther stand einmal fest. Deshalb schloß er sich damals ganz an den Papst an, der hinwiederum, um ihm zu schmeicheln, seinen Günstling, den Thomas Wolsey, Bischof von Lincoln, zum Cardinal erhob. Dieser Wolsey war ein Emporkömmling von vielem Talent, aber schmutzig geizig, so daß er sich ein Erzbisthum, sieben Bisthümer und viele reiche Abteien und andere Pfründen einzig für

seine Person zu verschaffen wußte. Im J. 1518 ließ er sich auch noch vom Papst zu dessen Legaten für England ernennen, bekam dadurch die höchste geistliche Gewalt und beutete sie auf schamlose Art aus. Was wollten die armen Geistlichen Englands machen, da der Papst und der König mit dem Legaten einverstanden waren? Die beständige Angst, in der sie schwebten, die Heuchelei und Demuth, zu der sie verurtheilt wurden, erklärt sehr viel von dem, was später in der englischen Kirche vorging.

In Schottland hatte sich während der Minderjährigkeit Jakobs V. gegen die Douglas, deren Haupt, Graf von Angus, Jakobs V. Mutter, die Königin Margarethe, geheirathet hatte, eine Gegenpartei unter Lord Hume erhoben, die einen längst verschollenen Neffen Jakobs III., den Herzog von Albanien, der immer in Frankreich gelebt hatte, zurückrief und zum Regenten ernannte. Die Partei wurde mächtig durch französische Unterstützung. Der einfältige Regent aber ließ sich überreden, Hume habe es auf sein Verderben abgesehen, und verurtheilte diesen seinen besten Freund und dessen Sohn zum Tode. Der Einfluß Frankreichs in Schottland war nun dem König Heinrich nichts weniger als angenehm und da seine Gemahlin Katharina von Aragonien Kaiser Karls V. Tante war und dieser Kaiser seinem Liebling Wolsey beim nächsten Conclave zur dreifachen Krone zu verhelfen versprach, schloß sich England an die deutsche und spanische Partei gegen Frankreich an. Franz I. kam zwar persönlich mit ihm zusammen, aber Karl bald darauf ebenfalls zu Dover und ihm gelang es, durch seine Schmeichelei den König vollends für sich zu gewinnen, 1520. Es war sogar davon die Rede, daß sich Karl mit Heinrichs Tochter Maria vermählen sollte.

In das Jahr 1521 fiel die erste Grausamkeit Heinrichs VIII. Er ließ nämlich seinen treuen Diener Eduard, Herzog von Buckingham, den Wolsey nicht leiden konnte, völlig unschuldig anklagen und hinrichten.

Im folgenden Jahre 1522 eröffnete Heinrich den Krieg gegen Frankreich und Schottland zugleich, der aber nicht sehr eifrig geführt wurde, weil es dem König an Gelde fehlte, und am Ende in ein

Bündniß mit Frankreich umschlug, weil der Kaiser nach seinem großen Siege bei Pavia sich weniger um England bekümmerte und namentlich dem Cardinal Wolsey das gegebene Versprechen, ihn zur Papstwahl zu empfehlen, nicht einhielt. Dazu kam persönliche Abneigung des Königs gegen seine bisherige Gemahlin Katharina. Sie hatte ihm fünf Kinder geboren, die aber, bis auf eine Tochter, Maria, gestorben waren. Sie war sechs Jahre älter als der König und ihre Schönheit verblüht. Da verliebte er sich in ihr Hoffräulein, die reizvolle Anna Boley, und auf einmal gab er vor, im Gewissen darüber beunruhigt zu seyn, daß er jene Katharina geheirathet habe, da sie doch die Wittwe seines Bruders gewesen sey. Diese Ehe könne nicht gelten. Anna Boley war eine Nichte des Herzog von Norfolk, hatte ihre Jugendzeit am französischen Hofe zugebracht und die leichten Sitten desselben angenommen, galt allgemein für schön und noch mehr für graciös und liebenswürdig. Der König beschloß sie zu heirathen. Indem er sich an den Papst Clemens VII. wandte, trug er demselben seine Gewissenszweifel hinsichtlich seiner ersten Ehe vor und bat ihn um die Scheidungserlaubniß. Clemens war damals gerade nach der Erstürmung Roms der Gefangene des Kaisers und gegen diesen tief erbittert, er stellte daher dem König die gewünschte Scheidungsurkunde aus, beauftragte aber seinen Unterhändler, sie dem König nur vorzulesen, das Original aber zu verbrennen, damit er gegenüber dem mächtigen Kaiser nicht compromittirt werde und sich hinterdrein herauslügen könne. Schändlich von einem Papst, aber echt mediceisch! Es gelang dem Cardinal Campeggio, den König Heinrich von einer öffentlichen Erklärung zwei Jahre lang abzuhalten, bis er durch die Ungeduld Heinrichs doch genöthigt wurde, mit Wolsey einem geistlichen Gericht in London vorzusitzen, worin der Scheidungsproceß vorgenommen wurde. Katharina erschien vor dem Gericht, hielt eine schöne Rede zur Vertheidigung ihres Rechts und des Rechts ihrer Tochter Maria, fiel vor dem König auf die Knie und beschwor ihn, zu sagen, ob sie ihn je beleidigt, je ihre Pflicht gegen ihn versäumt hätte? Heinrich selbst war so tief ergriffen, daß er ihr bezeugte, sie sey das tugendhafteste

Weib von der Welt, doch verharrte er bei seinen Gewissensscrupeln. Als aber das Gericht entscheiden sollte, erklärte Campeggio, der Papst behalte sich die Entscheidung in Rom vor und als Heinrich sich auf die vom Papst selbst ausgestellte Scheidungsurkunde berief, hieß es, dieselbe existire nicht mehr.

Dieses Betragen des mediceischen Papstes verschuldete den Abfall Englands von der alten Kirche, denn König Heinrich war unversöhnlich beleidigt. Wolsey schwebte in der größten Angst, denn er hatte gewissermaßen die Verantwortlichkeit des Campeggio getheilt und nicht im mindesten gezweifelt, der Papst werde sich allen Wünschen des Königs fügen. Auch verfehlte er nicht, dem Papste die Besorgniß einflößen zu lassen, Heinrich werde von nun an der Reformation Thür und Thor öffnen, um durch sie zu erlangen, was ihm der Papst vorenthalte. Aber Clemens kümmerte sich viel weniger um die Interessen der Kirche, als um die seiner Familie. Florenz hatte sich gegen die Mediceer erhoben und sie würden den Besitz Toscanas vielleicht für immer verloren haben, wenn der Papst sich nicht dem Kaiser gefügt hätte, der allein stark genug war, das Haus Medicis zu schützen. Aus diesem Grunde erklärte sich der Papst gegen Heinrichs Wünsche. Zur Verzweiflung Wolseys, der sich nun verloren sah. Wirklich ließ ihn Heinrich absetzen, seine Güter confisciren und nahm seinen mit Schätzen angefüllten Palast für sich selbst in Beschlag, 1529. Doch schlug er die Criminalklage nieder und nahm sie erst nach einem Jahre wieder auf. Des Hochverraths angeklagt wurde der arme Cardinal in den Kerker geschleppt, in dem er starb, ehe ein Urtheil gefällt war.

An seine Stelle trat ein neuer Günstling, Thomas Cranmer, bisher Lehrer der Theologie in Cambridge, welcher dem König rieth, sich in seiner Scheidungsangelegenheit Gutachten von allen Universitäten einzuholen, die sich seiner wohl gegen den Papst annehmen würden. Der König rief: „da hast du die Sau bei den Ohren gepackt,“ und schenkte ihm fortan seine Gunst. Dennoch äußerten sich die Universitäten in verschiedenem Sinne. Luther schrieb an Barnes, den Agenten des Königs in Deutschland, die Scheidung sey nicht

erlaubt, wohl aber dürfe der König nach dem Beispiel der Patriarchen zwei Frauen zugleich haben. Auf Betrieb des Königs Franz, der gern England wieder zum Bundesgenossen gegen den Kaiser gewann, stimmten die französischen Universitäten für Heinrich. Dennoch bestätigte der Papst die Ernennung des Cranmer zum Erzbischof von Canterbury, der höchsten kirchlichen Würde in England, immer noch in der Hoffnung, durch die Ehesache des Königs werde wenigstens die Katholicität Englands nicht alterirt werden. Cranmer hatte früher in Deutschland eine Nichte des lutherischen Geistlichen Osiander in Nürnberg geheirathet, verleugnete sie aber jetzt, nicht etwa wegen des Papstes, sondern wegen des Königs, der aus altem Haß gegen Luther die Priesterehe mißbilligte.

So hing nun das Schicksal der Kirche in England von den bösen Launen des Königs und von der schweifwedelnden Verschmitztheit Cranmers ab.

2.

Cranmer und Cromwell.

Cranmer war schlau, aber nicht durchgreifend genug. Neben ihm machte sich daher noch ein anderes Werkzeug der königlichen Willkür geltend, Thomas Cromwell, der Sohn eines Tuchwalkers, der sich bald zum ersten weltlichen Amt erheben sollte, wie Cranmer zum ersten geistlichen. Cromwell rieth dem König, sich selbst zur höchsten Autorität in den Kirchenangelegenheiten Englands zu erklären, die Kirche zur Staatskirche zu machen und sie auszuplündern, um Geld zu bekommen, im übrigen aber sowohl die Dogmen als den Cultus der alten Kirche beizubehalten, denn nimmermehr würde sich König Heinrich dazu verstanden haben, die Lehre Luthers in seinem Reiche zu dulden.

Man zog Parlament und Volk ins Interesse. Laute Klagen über das Verderben der Geistlichkeit widerhallten auf einmal im ganzen Lande. Das Parlament faßte diese Klagen zusammen und

erließ Gesetze, durch welche das Einkommen und die Rechte des Klerus beschränkt wurden. Im Jahr 1531 ging es schon so weit, zu erklären, der König sey der Beschützer der Kirche von England, fügte jedoch noch hinzu: „so weit es das Gesetz Christi erlaubt." Unterdeß vermählte sich der König bereits heimlich mit Anna Boley und erst als sie sich in guter Hoffnung befand, versammelte er unter seiner eigenen Autorität als Oberherr der Landeskirche ein geistliches Gericht und ließ trotz Katharinas Widerspruch die Scheidung durch Cranmer vollziehen und seine erste Ehe für gesetzwidrig und blutschänderisch, also auch seine in dieser Ehe geborene Tochter Maria für einen Bastard und unfähig zur Thronfolge erklären, am 23. Mai 1533. Hierauf ließ er die Anna Boley als seine rechtmäßige Gemahlin am 1. Juni feierlich krönen und dem Kinde, das sie bekommen würde und am 7. September wirklich gebar (die Prinzessin Elisabeth), die Thronfolge zusichern. Er selbst nahm den Titel „oberstes Haupt der Kirche von England" unter seine übrigen Titel auf, während er „dem Bischof von Rom, der sich Papst nennt," länger zu gehorchen oder etwas an ihn zu bezahlen, ja nur mit ihm zu verkehren streng verbot. Damit hingen fürchterliche Gesetze zusammen, durch die er andrerseits auch die Einführung der lutherischen Lehre im Reich untersagte und mit dem Feuertode bedrohte. Endlich schrieb er allen seinen Unterthanen bei Todesstrafe einen neuen Eid vor, mit welchem sie schwören mußten, seine Scheidung von Katharinen, seine Ehe mit Annen und das Thronfolgerecht der Kinder zweiter Ehe allein als rechtmäßig anzuerkennen. Der Papst schritt nunmehr mit dem Bann gegen den König vor, der sich aber nicht mehr darum bekümmerte, sondern durch Cromwell zuerst die niedern Klöster aufheben ließ, die Mönche und Nonnen fortjagte und die Güter behielt oder verschenkte.

Der verfängliche Eid wurde von Hoch und Nieder, Geistlichen und Weltlichen geleistet und die Geschichtschreiber der Zeit bemerken ausdrücklich, daß ein Wetteifer der Heuchelei Statt gefunden habe, sofern die zur Reformation Geneigten die Losreißung Englands von Rom gebilligt, die Katholiken aber nachgegeben hätten,

um zu retten, was noch zu retten war, und weil sie noch auf einen Umschwung der Dinge, auf eine spätere Wiedereinsetzung der jungen Maria in ihre Rechte gehofft hätten. Unter den wenigen, die den Eid verweigerten, zeichneten sich zuerst sechs Kleriker aus, die ohne Gnade hingerichtet wurden. Dann der rechtschaffene Fisher, Bischof von Rochester und Thomas More, der Staatssecretair, ein weltberühmter Gelehrter, der damals schon ein Greis und wegen seiner Tugenden allgemein geachtet war. Derselbe hatte in seinem Buch Utopia nach Platos Vorgang das Ideal einer Republik geschildert und zum erstenmal die Grundsätze der Toleranz und Humanität zur Geltung gebracht, welche zwei Jahrhunderte später erst durch Rousseau Mode wurden. Cranmer gab sich die größte Mühe, ihn zur Eidleistung zu bewegen, aber More wollte dem Rechte Katharinas nichts vergeben und seine Seele nicht mit einer Lüge beflecken. Der König selbst zögerte lange, endlich ließ er erst den Bischof Fisher und vierzehn Tage später auch den edeln More enthaupten, am 6. Juli 1535. More starb mit der größten Heiterkeit und scherzte noch mit dem Scharfrichter. Bemerkenswerth ist, daß Annas Oheim, der Herzog von Norfolk, sich herabwürdigte, unter Mores Richtern zu sitzen.

Anna Boley, von welcher der König immer einen Sohn erwartete, gebar einen, aber das Kind war todt, 1536. Dieser Umstand ärgerte den König und er dachte schon wieder auf eine andere Frau. Mit Annas Schwester hatte er früher schon Buhlerei getrieben, jetzt verliebte er sich in die artige und sanfte Johanna Seymour, ein Hoffräulein Annas, und die Geschichtschreiber erzählen, er habe sich vor Anna so wenig genirt, daß er in ihrer Gegenwart das Fräulein liebkoste. Anna selbst wird als eine fröhliche und harmlose Dame geschildert, die zuweilen zu vertraulich mit den Herren vom Hofe geredet und gescherzt habe. In dem Zeitpunkt nun, in welchem der König ihrer satt geworden war, benutzten das böse Neider und Neiderinnen und die Vicomtesse von Rochefort flüsterte dem König ein, Anna sey ihm untreu. Man erzählt, am Maitag 1536 bei einem Turnier zu Greenwich sey ihr ein Tuch

herabgefallen und der junge Heinrich Noris habe es aufgehoben und ihr mit vieler Galanterie wieder überreicht. Da habe der König geglaubt oder zu glauben sich gestellt, als habe sie das Tuch absichtlich fallen lassen und als sey Noris ihr heimlicher Liebhaber. Das letztere zu seyn wurden auch die Kammerherrn Weston und Brereton und der Hofmusikus Smeaton beschuldigt und ihr Bruder sollte als Mitwissender die Schuld theilen. Alle diese Personen ließ der König sogleich auf den Tod anklagen. Die unglückliche Anna konnte den schrecklichen Wechsel ihres Schicksals kaum fassen, weinte bitterlich, lachte dann wieder hell auf, schrieb dem König die rührendsten Briefe und vertheidigte sich vor den Richtern mit edlem Muthe. Als aber ihr eigener Oheim, der Herzog von Norfolk, um sich selbst zu retten, sich stellte, als ob er sie für schuldig hielte, und sich von ihr wandte, gab sie sich verloren. Zu ihrer Verdammung in der öffentlichen Meinung trug am meisten die katholische Partei bei, welche hoffte, daß, wie Annas Erhebung den Bruch mit dem Papste herbeigeführt habe, ihr Sturz auch den König mit Rom wieder versöhnen werde. Um sie zum Tode verurtheilen zu können, ließ der König den angeklagten Höflingen trügerisch auf Begnadigung Hoffnung machen, wenn sie ihren unerlaubten Umgang mit der Königin eingestehen würden. Nur Smeaton war niederträchtig genug, das verlangte Geständniß abzulegen, wurde aber trotz dem hingerichtet, wie die andern. Unter fürchterlichen Drohungen zwang man die arme Anna Boley zuletzt noch zu erklären, ihre Ehe mit dem König sey ungültig, weil sie früher schon dem Lord Percy die Ehe versprochen habe. Das war rein aus der Luft gegriffen, genügte aber dem Erzbischof Cranmer kraft seines geistlichen Amtes, die Ehe Heinrichs mit Anna für nichtig, mithin auch ihre Tochter Elisabeth für einen Bastard und unfähig zur Thronfolge zu erklären. Unmittelbar darauf am 19. Mai 1536 wurde der Königin Anna das schöne Haupt auf dem Block mit dem Beile vom Rumpfe getrennt und schon am nächsten Tage feierte der König mit Johanna Seymour fröhlich die Hochzeit.

Das Parlament billigte am 8. Juni alles Vorgefallene aus-

drücklich. Der Sprecher des Unterhauses dankte dem König für die Mittheilung und verglich ihn nicht ohne eine gewisse Ironie mit dem König Salomo wegen seiner Weisheit und, konnte man hinzudenken, wegen seiner vielen Weiber. Elisabeth wurde nun, wie Maria, von der Thronfolge gesetzlich ausgeschlossen und nur die künftigen Kinder der Johanna Seymour sollten das Reich erben. Maria, die jetzt schon zwanzig Jahre alt war, weigerte sich standhaft, dem katholischen Glauben ihrer Mutter zu entsagen, wie der Vater von ihr verlangte, und ertrug geduldig ihr trauriges Schicksal. Die junge Elisabeth wurde besser behandelt, da die neue Königin sie liebgewonnen hatte.

Die Zustimmung des Parlaments zu dem ehr- und rechtlosen Verfahren des Königs erklärt sich einzig aus dem Umstande, daß die Mehrheit desselben der Kirchenreformation geneigt war und den tollen König nur gleichsam wie einen Sturmbock brauchte, um die römische Hierarchie, wenigstens so weit sie in England geherrscht hatte, niederzureißen, und daß die katholische Minderheit sich mit einer kräftigen Opposition nicht hervorwagte, weil der König bis jetzt wenigstens das katholische Dogma hatte bestehen lassen und weil sie von einem offenen Kampfe weniger Erfolg hoffte, als von einem ruhigen Zuwarten. Die katholische Partei, wie der Papst selbst und Maria, täuschten sich freilich, indem sie an Annas Sturz Hoffnungen geknüpft hatten. Der König befand sich bei seiner kirchlichen Oberherrlichkeit allzu wohl, als daß er ihr zu Gunsten des Papstes wieder hätte entsagen wollen. Er berief eine s. g. Convocation von Geistlichen und ließ durch dieselbe den künftigen Glauben seiner Landeskirche berathen, also jetzt zum erstenmal durch die ihm blind ergebene Versammlung das Dogma der alten Kirche angreifen. Als Richtschnur diente ihm dabei, was er selbst aus seinen theologischen Studien geschöpft hatte und seine doppelte Abneigung sowohl gegen die päpstliche als gegen die lutherische Autorität. Er ließ die Bibel übersetzen und verbannte die lateinische Sprache aus dem Gottesdienst. Er ließ vier Sakramente fallen. Andererseits aber behielt

er die Messe, die Transsubstantiation, das Abendmahl nur in einer Gestalt, den Cölibat, die Ohrenbeichte, das Fegefeuer, das Ave Maria bei. Er selbst schrieb, was er desfalls wollte, in ein Buch zusammen, was nunmehr die unfehlbare Wahrheit enthalten sollte. Als seiner eitlen Aufforderung, darüber zu disputiren, der Prediger Lambert aus Antwerpen nachkam und sich nicht von ihm bekehren lassen wollte, ließ er denselben hinrichten und mit der Todesstrafe wurde jeder bedroht, der irgend einen der von ihm vorgeschriebenen Glaubenssätze leugnen würde. Auf seinen besondern Befehl, ohne daß er deshalb weder das Parlament, noch die Convocation gefragt hätte, schaffte Cromwell eine Menge Festtage, die Wallfahrten, Reliquien und Bilder ab und zog nunmehr auch alle noch übrigen großen alten und reichen Klöster und Stiftungen ein, mit den früher schon eingezogenen zusammen 645 Klöster, 2374 Capellen und 110 Hospitäler, im Jahr 1538. Im folgenden Jahre ging die Bill der sechs Artikel, die s. g. Blutbill, durch das Parlament, wodurch das letztere die Hauptsätze der königlichen Glaubenslehre bestätigte, so daß nunmehr jeder Lutheraner oder Calvinist in England eben so todeswürdig war wie jeder römische Katholik, weil eines jeden Lehre einem Theil der königlichen Lehre widersprach. Die Blutgerichte bekamen daher vollauf zu thun und wer seine wahre Gesinnung im geringsten verrieth, war des Todes.

Besonders charakteristisch erscheint die Wuth, mit welcher Heinrich VIII. das Grabmal des h. Thomas Becket in Canterbury erst plünderte, dann von Grund aus zerstörte, die Gebeine des Heiligen verbrennen und die Asche zerstreuen, seinen Namen aus dem Kalender streichen und ihm noch einmal den Prozeß machen und das Verdammungsurtheil sprechen ließ, weil es dieser Bischof gewagt hatte, einem Könige zu trotzen.

3.

Der königliche Schlächter.

Auf den Bildnissen, die man noch von Heinrich VIII. hat, zeigt sich in seinen Mienen etwas Fleischermäßiges. Die ganze Weltgeschichte kennt keinen Religionsstifter von solcher Roheit.

Sobald er das bisher geschonte katholische Dogma angriff, begann der Widerstand im Volk. Den ersten erhob der Prior Mackrel in Lincolnshire im J. 1536, aber er wurde hingerichtet. Dann versammelten sich an 40,000 Menschen im Norden Englands und unternahmen mit Crucifixen und Fahnen eine große s. g. Wallfahrt der Gnade, indem sie das Recht der Prinzessin Maria auf die Thronfolge verkündeten, aber auch sie wurden durch Truppen, die der geschmeidige Herzog von Norfolk anführte, überwältigt und viele Menschen hingerichtet. Der Cardinal Reginald Pole, der von den Plantagenet abstammte, wurde vom Papst nach Flandern geschickt, um zu beobachten und das katholische Feuer zu schüren, welches an die Willkürherrschaft in England gelegt werden sollte, und für das Erbrecht der katholischen Maria zu wirken. Aber Heinrich ließ sogleich alle Verwandte und Freunde desselben in England ergreifen und hinrichten, und Poles Mutter selbst, die Gräfin Salisbury, entging dem Tode nicht. Die ehrwürdige alte Frau wurde aufs Blutgerüst geschleppt, setzte sich zur Wehr und fiel erst, nachdem ihr der Scharfrichter mehrere Hiebe versetzt und ihr graues Haar mit ihrem Blut gefärbt hatte.

Unterdeß gebar Johanna Seymour am 12. Oct. 1537 einen Sohn Eduard, starb aber selbst, und Cromwell dachte darauf, den König durch eine neue Vermählung von der katholischen Seite ab und auf die der Reformation herüber zu ziehen. Eine Tendenz, die man auch im Parlament wahrnehmen konnte und die in der Natur der Sache lag. Bei der in den 6 Artikeln fixirten Halbheit konnte man nicht stehen bleiben. Man mußte entweder wieder ganz

katholisch werden, oder ganz zum Calvinismus oder Lutherthum übergehen. Sobald der König selbst von katholischen Rebellionen und von päpstlichen Umtrieben bedroht war, lag es nahe, daß er sich mehr zu den Reformirten hinneigen mußte. Darauf nun baute Cromwell seinen Plan, indem er ihm die Prinzessin Anna von Cleve im Bilde zeigte und zur Gemahlin vorschlug, die Schwester Sibyllas, der Gemahlin des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, der als der große Gönner Luthers damals das Haupt der deutschen Protestanten war. Der König verliebte sich gleich in das schöne Bild und die Heirath wurde abgemacht. Als aber das Original nach England kam, fand es der König bei weitem nicht so anziehend, als das Bild, und ob er gleich am 6. Januar 1540 die Hochzeit vollzog, rührte er doch seine Braut nicht an, wollte „von der deutschen Stutte," die nicht einmal englisch verstünde, nichts wissen und machte Cromwell die bittersten Vorwürfe. Dieser sah sich verloren, wenn er die Heirath nicht rückgängig mache und sein Freund Cranmer war ihm dazu behülflich. Aber der König verzieh dem, der ihn einmal geärgert hatte, niemals wieder und ließ seinen Lordkanzler Cromwell als Hochverräther auf den Tod anklagen, wie früher den Wolsey und den Thomas More. Beide Processe, der Cromwells und der Ehescheidungsproceß des Königs wurden gleichzeitig vorgenommen. Cromwell, am 17. Juni angeklagt, wurde am 28. Juli 1540 enthauptet. Cranmer konnte ihn nicht retten und mag zitternd an seine eigene Zukunft gedacht haben. In seiner Angst aber war er um so eifriger, sich die Gunst des Königs zu erhalten, indem er dessen Ehescheidung betrieb und in der Convocation durchsetzte, obgleich gar kein kirchlicher Grund zur Scheidung vorhanden war und der bloße Wille des Königs entschied. Anna von Cleve willigte mit großer Ruhe ein und hatte nicht das Geringste gegen die Scheidung einzuwenden; es mochte ihr sogar lieb seyn, von dem königlichen Ungeheuer fern zu bleiben, nachdem sie es einmal kennen gelernt hatte. Die Scheidung wurde am 13. Juli vom Parlament und am 24. vom König bestätigt und schon am 8. August vermählte sich Heinrich VIII. von neuem mit

Katharina Howard, welche gleich seiner früheren Gemahlin Anna Boley eine Nichte des servilen Herzog von Norfolk war. Was soll man von diesem alten Manne denken, der zum zweitenmal sein Fleisch und Blut dem Moloch zu opfern sich herbeidrängte?

Einige Monate vergnügte sich der König mit seiner fünften jungen Gemahlin, als ihm im Beginn des nächsten Jahres Cranmer die Meldung machte, Katharina Howard sey eine gemeine Buhlerin, die ihn nur betrüge und hinter seinem Rücken mit seinen eigenen Bedienten schnöden Unfug treibe. Cranmer scheint zu dieser Mittheilung an den König nur durch die Furcht gedrängt worden zu seyn, daß er als Mitwisser bestraft werden würde, wenn er dem König nicht sogleich alles verriethe. Katharina selbst bekannte ihre Schuld und wurde nebst ihren Mitschuldigen enthauptet, am 14. Februar 1541. Mit ihr mußte ihre Freundin Lady Rochefort sterben, wodurch der Schatten der Anna Boley, gegen die sie einst falsch gezeugt hatte, gesühnt wurde.

Nach dieser Zeit fiel es dem launischen König ein, seine sechs Artikel wieder abzuändern, in einem s. g. Königsbuch. Die Bestimmungen darin waren milder als die früheren. Sonst aber wurde der König je älter, desto grämlicher. Weil er jedes sinnliche Gelüsten befriedigte, war er am Ende zu einem Mastschwein aufgeschwollen, unförmlich dick, häßlich und ekelhaft, hatte offene Schäden bekommen und war daher in seiner Unbehülflichkeit mißgestimmt. Daraus erklären sich die unerhörten Gesetze, die er damals erließ, ehe er sich zum sechstenmal verheirathete. Er befahl nämlich bei Todesstrafe, ihm Anzeige zu machen, wenn man von der Person, die er noch heirathen würde, irgend etwas Nachtheiliges wüßte. Den Tod sollte die künftige Königin selber leiden, wenn später entdeckt würde, daß sie dem König etwa irgend eine ihrer Schwachheiten verborgen habe.

Nach allen diesen Vorsichtsmaaßregeln heirathete er im Sommer 1543 eine bereits gesetzte, jedoch noch angenehme Frau, Katharina Parr, Wittwe des Lord Latimer, die ihn sehr gut zu behandeln wußte und ihn aufs zärtlichste pflegte. Dennoch erwachte bei dem

alten königlichen Bluthunde der Durst auch nach ihrem Blute. Sie hatte im Gespräch mit ihm lutherische Meinungen verrathen, die ihm ketzerisch erschienen, und schon hatte er Befehl gegeben, sie zu verhaften und auf den Tod anzuklagen, ja schon wurde sie von den Schergen der Gewalt aufgesucht, als es der Beredsamkeit ihrer Angst noch gelang, den König über ihre Rechtgläubigkeit zu beruhigen. Am meisten trug zu ihrer Rettung die aufopfernde Treue ihrer Dienerin Anna Ascue bei, die der Kanzler foltern ließ, um Geständnisse gegen die Königin von ihr zu erpressen, die aber alle Martern standhaft aushielt.

Noch in demselben Jahr schloß Heinrich VIII. wieder ein Bündniß mit dem Kaiser gegen Frankreich. Seitdem seine erste Gemahlin Katharina todt war, fiel der Grund ihres Hasses weg und sie konnten sich wieder im gleichen politischen Interesse vereinigen. Der Herzog von Suffolk eroberte Boulogne und Heinrich selbst ließ es sich nicht nehmen, einen triumphirenden Einzug in diese Stadt zu halten, am 18. Sept. 1544. Aber am gleichen Tage hatte Kaiser Karl den Frieden von Crespy geschlossen, England mußte allein den Krieg fortführen, der aber nicht sehr energisch geführt wurde und am 7. Juni 1546 mit einem Vertrag endete. In diesem französischen Kriege hatte sich der junge Heinrich, Graf von Surrey, ein Sohn des Herzogs von Norfolk, hervorgethan und war eben deshalb mit dem Grafen von Hertford, dem Bruder der Johanna Seymour und Oheim des jungen Prinzen Eduard in Händel gerathen, denn Hertford gönnte ihm den Oberbefehl nicht. Eine schon verabredete Heirath zwischen Surrey und Hertfords Tochter wurde nun rückgängig. Surrey war nicht nur ein guter Soldat, sondern auch ein berühmter Dichter, obgleich wir es ihm gerade nicht zur Ehre anrechnen möchten, daß er einer der ersten war, welcher den Geschmack der Renaissance und Uebersetzungen aus dem Italienischen in England einführte. Der gegen ihn tief erbitterte Hertford, der beim König in Gunst stand, verleumdete nun seinen Feind auf eine Weise, die denselben sicher verderben mußte. Der König hatte nämlich seinen einzigen Sohn Eduard zum Nachfolger ernannt, Hertford aber machte

den König glauben, Surrey wolle die Prinzessin Maria auf den Thron erheben, sich mit ihr vermählen und eine neue Dynastie gründen, wodurch Eduard ausgeschlossen werden würde. Genug für den argwöhnischen alten König, um sogleich den Surrey und auch seinen Vater Norfolk verhaften zu lassen. Obgleich die Anklage durch nichts bewiesen werden konnte, wurde der unglückliche Surrey doch enthauptet, am 14. Januar 1547. Sein Vater Norfolk blieb noch im Gefängniß. Als aber der König schwer erkrankte und den Tod nahen fühlte, befahl er noch in der Nacht des 28. Februar, den Herzog von Norfolk am folgenden Morgen hinzurichten, damit ihn derselbe nicht überlebe. Eine reine Bosheit, da Norfolk, der allezeit dienstwillige Oheim zweier seiner Gemahlinnen, ihm nie hatte Furcht einflößen können, höchstens Verachtung. Er betrog sich aber, denn er selber starb noch in der Nacht und Norfolk war gerettet.

Das Testament des Königs bestimmte seinen Sohn Eduard VI. zum Nachfolger; wenn dieser kinderlos sterbe, sollte Maria, dann Elisabeth nachfolgen. Wenn alle kinderlos stürben, sollte die Nachkommenschaft seiner Schwester Margaretha, Wittwe Jakobs IV. von Schottland, von der Nachfolge in England ausgeschlossen werden, nicht aber die seiner jüngeren Schwester Maria, Wittwe Ludwigs XII. von Frankreich, die in zweiter Ehe den Herzog von Suffolk geheirathet hatte.

4.

Die spanische Maria.

In Schottland dauerten während Jakobs V. Minderjährigkeit die Wirren fort, bis der junge König 1536 die französische Prinzessin Magdalena, Tochter Franz I., und da diese bald starb, die Maria, Schwester der Guisen, heirathete. Durch diese enge Verbindung mit Frankreich kam nun Jakob in Händel mit England, wurde nicht hinlänglich vom Adel seines Landes unterstützt und unterlag in einer Schlacht, 1542. Darüber grämte er sich und starb

noch in der Blüthe seiner Jahre, nachdem ihm kurz vorher eine Tochter, die berühmte Maria Stuart geboren worden war. Heinrich VIII. wünschte dieses Kind mit seinem Sohn Eduard zu vermählen und dadurch Schottland mit England für immer zu verbinden. Das war aber nicht der Wunsch der Schotten und noch weniger Frankreichs, welches eine starke Partei in Schottland hatte, an deren Spitze die Königin Wittwe, der Cardinal Beaton und Graf Lenox standen. Es kam deshalb nochmals zu einem Kriege, der 1546 wieder beigelegt wurde. Mitten in diesen Wirren hatten die Reformationsideen auch in Schottland Eingang gefunden und ein gewisser Wishart erlangte durch seine Predigten großen Ruf. Da ließ ihn Cardinal Beaton als Ketzer verbrennen, wurde aber von dessen Anhängern ermordet, 1547.

In England bestieg der erst neunjährige Eduard VI. unbestritten den Thron. Hertford, zum Herzog von Somerset erhoben, übernahm als Protector die Regentschaft, rückte mit einem Heer in Schottland ein, um die Verlobung Maria Stuarts mit seinem jungen König zu erzwingen, und erfocht einen Sieg am 10. Septbr. 1547. Dennoch erreichte Somerset seine Absicht nicht, denn Maria Stuart, „das liebliche Kind," wurde nach Frankreich in Sicherheit gebracht und dort mit dem Dauphin Franz verlobt, während französische Hülfstruppen nach Schottland kamen und die englischen Truppen zurücktreiben halfen.

Diese Vorgänge kamen der Reformationspartei sehr zu Statten. Je mehr Schottland zum katholischen Frankreich hielt, um so mehr mußte Somerset sich durch die eifrigen Anhänger der Reformation zu stärken suchen. Diese aber verlangten keinen halben, sondern einen ganzen Sieg. Das von Heinrich VIII. erzwungene Zwittersystem, das von beiden Parteien etwas annahm, war zu unnatürlich, als daß es hätte fortdauern können. Schon das Parlament von 1547 widerrief eine Menge Gesetze des vorigen Königs, schaffte die sechs Artikel und die hohen, auf freie Meinungsäußerung gesetzten Strafen ab, befahl, alle Bilder aus der Kirche zu entfernen, erlaubte das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und verbot die Messe.

Somerset selbst eignete sich eine Menge geraubtes Kirchengut zu und baute davon das noch jetzt wohlerhaltene Somersethouse.

Somersets Bruder, der schöne und geniale Admiral Thomas Seymour, hatte den Ehrgeiz, sich mit der jungen Prinzessin Elisabeth vermählen zu wollen und sie selbst schien damals nicht abgeneigt, seine Hand anzunehmen. Vergebens stellte ihm Somerset vor, in welche neue Parteiung er dadurch England stürzen würde. Da Seymour aber nicht nachgab, ließ ihn Somerset ohne weiteres anklagen und als Hochverräther enthaupten, 1549.

Im gleichen Jahre brachen bedeutende Aufstände des katholischen Landvolks aus, welches sich mit nichten zu all den kirchlichen Neuerungen, die man in den Städten beliebte, wollte fortreißen lassen und das mit Liebe an seinen alten frommen Gewohnheiten hing. Zwar wurden die großen Aufstände in Cornwallis und Norfolk wieder unterdrückt, aber die Unzufriedenheit im Volk dem Protector Schuld gegeben, gegen den fortan der Graf von Warwick intriguirte. Unerwarteterweise benahm sich Somerset in diesem Fall schwach und es gelang Warwick, ihn zu stürzen und sich selbst unter dem Namen eines Herzogs von Northumberland zum Regenten emporzuschwingen, 1550. Mit Schottland und Frankreich wurde nun Friede gemacht, und letzterem Boulogne, die Eroberung Heinrichs VIII., zurückgegeben, Somerset aber verhaftet und am 22. Jan. 1552 enthauptet. Der Wechsel in der Gewalt führte jedoch zu keiner Aenderung in der einmal eingeschlagenen religiösen Richtung. Die Reformation schritt unaufhaltsam vorwärts und der junge König Eduard drangsalirte sogar seine viel ältere Schwester Maria, da sie standhaft bei der katholischen Kirche blieb und sich dem neuen Gesetze nicht unterwarf. Nicht so die jüngere Elisabeth, die sich von Jugend auf als eine Reformirte betrachtete. Die drei Geschwister befanden sich zu einander in einer Stellung, die wohl einzig in ihrer Art war. — Die englischen Geschichtschreiber haben immer gerühmt, daß König Eduard der Religion wegen niemand habe hinrichten lassen, wenn er gleich eifrig bemüht war, alle alten katholischen Einrichtungen auszurotten.

Dieser junge König hatte die schlechten Säfte seines sündhaften Vaters geerbt und siechte früh dahin. Northumberland mußte aber, wenn nach dem Testament Heinrichs VIII. die spanische Maria auf den Thron käme, eine schwere Verantwortung fürchten, dachte daher bei Zeiten an eine Aenderung der Thronfolge mit Uebergehung der beiden Schwestern des Königs, sowohl der Elisabeth als der Maria. Durch das Testament Heinrichs VIII. war die Nachkommenschaft seiner Schwester Margaretha in Schottland (Maria Stuart) vom englischen Thron ausgeschlossen worden und Northumberland ließ es dabei bewenden. Nun blieb noch die Nachkommenschaft von Heinrichs VIII. jüngerer Schwester Maria, die früher mit Ludwig XII. von Frankreich, nachher mit Karl Brendon, Herzog von Suffolk, vermählt war, und deren Tochter Francisca den Heinrich Gray, der dadurch Herzog von Suffolk wurde, geheirathet. Mit der Tochter aus dieser letzten Ehe nun, Johanna Gray, verlobte Northumberland seinen eigenen Sohn, Lord Guilford Dudley und bewog sowohl den kranken König Eduard, als das Parlament, die Thronfolge gedachter Johanna Gray zuzuwenden, wodurch er sein eigenes Geschlecht auf den englischen Thron bringen wollte. Das Parlament und die reformirte Mehrheit des Volkes stimmte zu, weil es die katholische Thronfolge der beiden Marien, sowohl der spanischen (Tochter Katharinas von Aragonien und Heinrichs VIII.) als der schottischen (Maria Stuart) vermeiden wollte, für Elisabeth aber seit Seymours Sturz keine Partei vorhanden war.

Man bemerkte, daß der Herzog von Northumberland auf eine unanständige Weise die Hochzeit seines Sohnes mit Lady Johanna Gray und gleichzeitig die Hochzeit einer seiner Töchter in lauter Freude feierte, indeß der arme junge König seinem Ende entgegenseufzte. Dieses erfolgte am 6. Juli 1553.

Johanna Gray war erst siebzehn Jahre alt, aber schon so hochgebildet, daß sie lateinisch und griechisch sprach. Sie hatte keinen Ehrgeiz und folgte nur dem Befehl ihres Vaters, indem sie einwilligte, den Thron einzunehmen. Als man ihr die Nachricht brachte, König Eduard sey gestorben und sie selbst nunmehr die rechtmäßige

Königin von England, fiel sie in Ohnmacht und ein Schauer überlief sie, als sie nach der Sitte ihre erste königliche Sitzung im Schloß des Tower halten mußte, welches zugleich das Staatsgefängniß war. Aber das Volk unterließ es, ihr zuzujauchzen. Die Stadt London war in keiner freudigen Aufregung, wie sonst bei Thronbesteigungen. Das kam daher, weil Northumberland sich allzuviel Feinde gemacht hatte, die ihm sein Glück nicht gönnten. Er hatte nicht nur alle Katholiken gegen sich, sondern auch die Anhänger der Prinzessin Elisabeth und das gemeine Volk, welches Somerset einst durch seine Leutseligkeit an sich gefesselt hatte, während Northumberland es durch seinen Hochmuth von sich abwendig machte. Aus seinem ganzen Erbarrangement leuchtete weniger das Recht oder das Interesse Englands als sein eigenes Familieninteresse hervor. Deshalb sah er sich in dem Augenblick, in welchem er sein Ziel zu erreichen glaubte, weit von demselben hinweggeschleudert. Die Heimtücke der Könige und der Großen hatten sich allmälig dem ganzen Volk mitgetheilt. Man stimmte einer Maßregel zu, oder schien sich alles gefallen zu lassen und plötzlich that man das Gegentheil, ohne daß man es sich vorher hätte merken lassen.

Die Prinzessin Maria, fortan die spanische genannt, war nach Suffolk geflohen, wo die Bevölkerung am meisten gegen die bisherige Regierung mißgestimmt war und ihr sogleich huldigte. Die Regimenter, welche Northumberland gegen sie aufbot, die Flotte, welche sie auffangen sollte, wenn sie etwa entfliehen wollte, gingen zu ihr über, sogar der Commandant des Tower erklärte sich für sie und die unglückselige Johanna Gray war, ehe sie sichs versah, eine Gefangene.

Maria zog triumphirend in London ein und ließ ihre Nebenbuhlerin Johanna, deren Gemahl und Anhänger verhaften, doch nur den Herzog von Northumberland und zwei andere, Palmer und Gates, enthaupten, am 22. August 1553. Maria hatte ihren Erfolg nicht blos den Katholiken, sondern auch einer großen reformirten Partei zu danken und als sie in London einzog, befand sich ihre Schwester Elisabeth an ihrer Seite, weil beide das gleiche Interesse hatten, ihr Thron-

recht zu vertheidigen. Auch hatte Maria den Reformirten, die ihr halfen, Schutz für ihre Religion zugesagt. Aus diesem Grunde ging sie im Anfang mit Mäßigung zu Werk, allein man erkannte bald, nach so vielen Leiden, die sie standhaft erduldet, glühe sie und halte es für ihre heiligste Pflicht, England in den Schoß der Kirche zurückzuführen.

Sie fing damit an, sämmtliche Kirchengesetze, die unter Eduard VI. verkündet worden waren, wieder aufzuheben und zu den noch mehr katholisch gewesenen Heinrichs VIII. zurückzukehren. Sodann ließ sie durch das Parlament die Rechtmäßigkeit ihrer Geburt und Thronfolge bestätigen und am 30. September sich krönen. In dem Wagen, welcher dem der Königin folgte, saß ihre Schwester Elisabeth und ihre Stiefmutter Anna von Cleve. In der Kirche mußte Elisabeth die Krone halten, ehe ihre Schwester damit geschmückt wurde. Die Krone so lange zu halten, fiel ihr schwer und sie äußerte es. Da flüsterte ihr der französische Gesandte, Herr von Noailles, heimlich zu: „Setzen Sie die Krone auf den Kopf, so werden Sie sie viel leichter tragen.“ Da Maria offenbar ihren spanischen Verwandten zuneigte, dachte Frankreich damals schon an die mögliche Thronfolge Elisabeths und an eine nähere Verbindung mit dieser jungen Dame. In der katholischen Welt herrschte natürlicherweise über die Thronbesteigung Marias große Freude, und der damalige Papst Julius III. schickte den Cardinal Commendone in einer Verkleidung nach England, um heimlich mit der Königin zu reden. Sie nahm ihn freundlich auf, ließ den Papst versichern, daß sie nichts sehnlicher wünsche, als England mit der Kirche zu vereinigen, und erbat sich den Cardinal Pole zum Legaten. Dieser wagte jedoch noch nicht, sich in England blicken zu lassen. Erst mußte die große politische Allianz Englands mit dem mächtigen Hause Habsburg festgestellt seyn. Maria wandte sich an den Kaiser, ihn um seinen Rath und Schutz und um einen für sie passenden Gemahl zu bitten und Karl V. rieth ihr, seinen eigenen einzigen Sohn Philipp zu heirathen. Dieser war durch den Tod seiner ersten Gemahlin, der portugiesischen Prinzessin Maria, der Mutter des Don Carlos, vor kurzem Wittwer

geworden und willigte in die Heirath mit Maria ein, obgleich sie nichts weniger als schön und er elf Jahre jünger war als sie. Das Staatsinteresse gebot ihm, die persönliche Unlust zu überwinden.

Das Parlament machte Schwierigkeit, und auch das Volk wurde unruhig, der englische Nationalstolz verwarf den Spanier. Die Reformation war in England noch nicht so tief eingewurzelt und hatte bisher auch gerade hier keine so liebenswürdige Gestalt angenommen, daß es nicht noch möglich gewesen wäre, sie vom englischen Boden wieder wegzudrängen. Nur ein ausländischer Herr durfte sich nicht einmischen wollen. Indeß glückte es Marien doch, das Parlament für ihre Heirath zu stimmen, indem sie hervorhob, daß der Heirathscontract ihren künftigen Kindern die Nachfolge in Spanien, Neapel und Indien sichere, falls der einzige Sohn Philipps erster Ehe, Don Carlos, sterben sollte.

Im Winter auf 1554 stand das Volk in Kent und Devonshire für die Rechte der Johanna Gray auf; aber diese Empörungen wurden schon im Februar wieder unterdrückt und gereichten nur der unglücklichen Johanna, die nichts davon gewußt hatte, zum Verderben, denn jetzt erst befahl die Königin, „den Guilford Dudley und sein Weib" vor Gericht zu ziehen. Das schöne unschuldsvolle junge Weib, ihr Gatte, ihr Vater, ihre Freunde mußten jetzt alle durch Henkershand sterben, am 13. Februar 1554. Auch Elisabeth sollte sterben. Man hatte Spuren, daß der französische Gesandte für ihre Erhebung agitirt hatte. Zu ihrem Glück war sie erkrankt und dadurch verhindert worden in das Lager der Aufständischen zu reisen. Obgleich Maria sie in den Tower werfen ließ und eine Zeitlang ihren Tod beschlossen hatte, ließ sie die arme Schwester dennoch leben, weil ihr Bräutigam und Schwiegervater es wünschten. Wenn nämlich die spanische Maria zufällig gestorben und Elisabeth auch schon todt gewesen wäre, alsdann hätte Maria Stuart die englische Krone erben müssen und das erschien dem Kaiser und seinem Sohne begreiflicherweise wegen der engen Verbindung der Stuart mit Frankreich gefährlicher, als wenn man die Prinzessin Elisabeth, die mit Schott-

land in gar keiner, mit Frankreich nur in einer schwachen Verbindung stand, am Leben ließ.

Philipp hatte während der Aufstände und bis das Parlament für ihn entschieden hatte, absichtlich gezögert, ehe er nach England reiste. Maria, seine königliche Braut, eilte ihm ans Ufer des Meeres entgegen, am 19. Juli 1554. Wenige Tage nachher wurden sie in der Westminsterkirche feierlich getraut. Philipp benahm sich gegenüber seiner Gemahlin mit dem feinsten Takt und behandelte sie so zärtlich, daß sie in Entzücken schwamm. Immer noch war sie erbittert auf Elisabeth und drohte ihr mit dem Tode. Man erzählt, als einmal Maria ihre Schwester aus dem Tower habe zu sich bringen lassen und dieselbe vor ihr auf den Knien gelegen habe, fürchterlich von ihr bedroht, sey Philipp hinter einem Vorhang versteckt gewesen, um das Aeußerste zu verhüten und jedenfalls die unglückliche Elisabeth zu retten. Als die Honigmonate dieser seltsamen spanischen Ehe vorüber waren, bildete sich die Königin ein, in guter Hoffnung zu seyn, verkündete es dem ganzen Lande und ließ Dankgebete abhalten. Aber den geliebten Gatten riefen seine anderweitigen Pflichten nach dem Festland ab, und das ersehnte Kind kam und kam nicht. Die Königin hatte sich grausam getäuscht. Was sie für die gute Hoffnung gehalten hatte, war nur der Ansatz zur Wassersucht.

Bald nach Philipp war auch Cardinal Pole nach England gekommen und hatte mit den Bischöfen Gardiner und Bonner die Restauration der katholischen Kirche in die Hand genommen. Der Kaiser hatte immer zur Mäßigung gerathen und Pole machte diese Meinung noch geltend, Bonner aber siegte im Rath der Königin mit den Gründen, die für ein gewaltthätiges Verfahren sprachen, und nun begannen die grausamen Verfolgungen der Andersdenkenden wieder, wie unter Heinrich VIII., nur daß diesmal die Reformirten allein die Opfer waren. Hooper, Bischof von Gloucester, Ridley, Bischof von London, Latimer, Bischof von Worcester und viele der ersten Prediger des Landes wurden als Ketzer durch ein Gericht, dem der schreckliche Bonner vorsaß, zum Feuertode verur-

theilt. Da kam endlich auch an den Erzbischof Cranmer die Reihe. Er war nicht mehr zu retten, denn er hatte die Königin allzu tief gekränkt, indem er das erste Werkzeug der grausamen Tyrannei ihres Vaters gewesen, die Ehe ihrer unschuldigen Mutter für ungültig, sie selbst für einen Bastard erklärt und die langen Leiden ihrer Jugend hauptsächlich mitverschuldet hatte. Cranmer selber sah ein, daß er verloren sey und daß ihm sein gewohntes Schmiegen und Lügen nun doch nichts mehr helfe. Als ein von Haus aus gutmüthiger, nur allzuschwacher Mann, hatte er nie aus Bosheit, immer nur aus Feigheit gesündigt. Aber wer so ungeheuere Frevel zugibt und mitbegeht, wie Cranmer, verfällt, wenn kein irdisches Gericht sie übt, so doch der ewigen Gerechtigkeit. Cranmer selbst war so sehr von seiner Schuld überzeugt, daß er sie öffentlich eingestand, die vielen Lügen seines Lebens bitter bereute und gelobte, wenn er ins Feuer käme, zuerst die Hand, mit der er so viel der Wahrheit zuwider geschrieben, zu verbrennen. Und er streckte wirklich, als er am Pfahle stand, die rechte Hand zuerst ins Feuer und starb mit einem Muthe, der ein edleres Leben zu endigen verdient hätte. Die Zahl der Opfer, die unter der spanischen Maria um der Religion willen einem grausamen Tode verfielen, ist zu 270 Personen berechnet worden.

Die Königin lieh ihrem Gemahl, welcher sie zu diesem Zweck noch einmal in England besuchte, Truppen und Geld gegen Frankreich, was zu seinem glücklichen Erfolge bei St. Quentin beitrug. Cardinal Pole gab sich die größte Mühe, sie, wie auch ihren Gemahl, zum Frieden zu bewegen, weil er die allgemeinen Interessen der Kirche mit Recht gefährdet sah, wenn die katholischen Großstaaten wider einander kämpften, anstatt alle gegen die Reformirten zusammen zu halten. Indeß wurde Marias Zorn gegen Frankreich dadurch erneuert, daß am 14. April 1558 Maria Stuart ihre längst verabredete Hochzeit mit dem Dauphin Franz feierte. Maria ließ im Sommer darauf eine Flotte unter Lord Clinton Brest angreifen und die Spanier bei Gravelingen unterstützen. Unterdeß aber hatte ihre Wassersucht die letzten Stadien erreicht und sie starb noch am 17. November desselben Jahres.

5.

Elisabeth.

Die bedauernswürdige Prinzessin Elisabeth hatte während der Regierung ihrer Schwester theils in härterer, theils in gelinderer Haft zubringen müssen, ihres Lebens nie ganz sicher. Am strengsten wurde sie zu Woodstock unter der Aufsicht des Sir Henry Bedingfield gehalten. Man zeigt dort noch ein neues Testament, in welchem sie zu lesen pflegte, und darin findet man noch die von ihr geschriebenen frommen und tröstlichen Worte. Als sie Woodstock endlich verlassen durfte und Königin wurde, sagte sie zu Bedingfield: „Gott vergebe euch, wir thun es auch; und wenn wir einen Gefangenen haben, der hart behandelt und streng gehalten werden soll, dann wollen wir euch holen lassen." Weiter nahm sie keine Rache an ihm.

Dem König Philipp war ein Recht auf die Thronfolge in England nie bewilligt worden, Maria Stuart nahm zwar Titel und Wappen einer Königin von England an, das Parlament blieb aber beim Testament Heinrichs VIII. stehen und vergab die durch Marias Tod erledigte Krone an ihre Schwester Elisabeth unter lauter Zustimmung nicht nur der Reformirten, sondern namentlich auch der nationalen Partei, die von der französischen Maria Stuart so wenig etwas wissen wollte, als sie die spanischen Sympathien der vorigen Königin getheilt hatte. Elisabeth war von jedem fremden Einfluß unabhängig und nichts als eine Engländerin. Sie wollte auch nichts anderes seyn und das machte sie am meisten beliebt. Schon lange war sie eifrig reformirt, ging daher von dem System ihrer Vorgängerin sogleich wieder zu dem ihres Bruders Eduard über und stellte alle dessen kirchliche Verordnungen wieder her, wodurch die bisher zurückgedrängte Reformation wieder vorwärts geschoben wurde. Das war nun schon die vierte Regierung, unter welcher sich der Glauben der englischen Nation von ihren Königen und Königinnen zureiten und rechts oder links lenken lassen mußte, wie ein Roß.

Das war der neue Segen des Staatskirchenthums. Nie hat sich eine edle Nation in ihren heiligsten Interessen gemeiner behandeln und schimpflicher mißbrauchen lassen. Auch Elisabeth befahl in Kirchensachen dictatorisch, jagte alle Geistlichen von ihren Stellen, die nicht glauben wollten, was sie glaubte, und ließ eine neue Glaubenslehre in 39 Artikeln abfassen, auf der noch gegenwärtig die englische Staats- und Hochkirche beruht. Dieselbe hat sich folgerichtig, wie es schon ursprünglich im Entwicklungsgange der englischen Reformation lag, immer weiter von Rom entfernt und dem Calvinismus genähert. Nur in Bezug auf etwas mehr Hierarchisches, auf die aristokratischere Stellung und Macht des Klerus und in der Liturgie steht die englische Hochkirche dem Lutherthum näher. Noch während ihrer langen Regierung wurde die Königin Elisabeth durch die ungeheuren Anfeindungen, welche sie von der katholischen Seite her erfuhr, zur schärferen Ausbildung des neuen antikatholischen Systems getrieben. Immer aber hielt sie an dem Grundsatz ihres Vaters fest, die geistliche Gewalt in England gehe ausschließlich vom Thron aus und haßte nichts mehr, als die Autonomie kirchlicher Genossenschaften, den calvinistischen Republicanismus.

Als sie das erstemal nach ihrer Thronbesteigung nach London kam, begleitete sie unermeßlicher Volksjubel und von einem Triumphwagen schwebte ein Knabe zu ihr herab und überreichte ihr eine Bibel, die sie an ihr Herz drückte. In der Kirche verbot sie die Elevation der Hostie. Damit hatte sie sich gegen die alte Kirche rasch und präcis entschieden.

Elisabeth war in der Schule des Unglücks abgehärtet und besaß einen scharfen Verstand, wählte daher auch einige ausgezeichnete Geschäftsmänner, die ihr blind und lebenslänglich ergeben blieben, zu ihren ersten Ministern, den William Cecil, den sie zum Lord Burleigh erhob, Nicolaus Bacon und Wolsingham. Die Bischöfe kamen alle, der neuen Königin zu huldigen. Sie kehrte nun dem blutigen Bonner den Rücken, wählte sich aber in Parker, dem Erzbischof von Canterbury, ein Werkzeug für ihre eigene Tyrannei, einen fer-

vilen und unerbittlichen Verfolger aller Andersdenkenden. Nach dem Tode dieses Parker ernannte die Königin den Whitgift zu seinem Nachfolger, der noch unbarmherziger verfuhr (seit 1583).

Die Verfolgung traf einerseits die Katholiken, andrerseits die republikanisch gesinnten Calvinisten, die man Puritaner oder Nonconformisten nannte. Der Name Puritaner (Reiniger) bezog sich auf das Trachten, rein nach dem Worte Gottes leben zu wollen und alles, was sich nicht aus der h. Schrift herleiten ließ, zu verwerfen. Der Name der Nonconformisten entstand in Frankfurt am Main, wohin sich viele englische Puritaner geflüchtet hatten und wo man ihnen eine Kirche einräumte. Hier erschien ein Dr. Cox und bewog einen Theil der verbannten Engländer, die Kirchenform des König Eduard anzunehmen, d. h. sich mit ihr conform zu erklären, während John Knox, ein wüthender Eiferer für die Freiheit des Volkes Gottes, ihm widersprach. Frankfurt, die alte deutsche Krönungsstadt, sah ein unerhörtes Schauspiel. Von derselben Kanzel herab bellte und biß Cox gegen Knox und Knox gegen Cox. Als aber der letztere den Rathsherren von Frankfurt eine Schrift des Knox vorlegte, worin des deutschen Kaisers in unehrerbietigster Weise gedacht war, behauptete Cox das Feld und Knox mußte sich in die große Hauptfestung des Calvinismus, nach Genf, zurückziehen, bis er von dort nach Schottland ging, um während der politischen Wirren daselbst dieses Land für den Puritanismus zu erobern. Seine englischen Anhänger hießen aber nun Nonconformisten im Gegensatz gegen die Conformisten des Cox. Die erstern wurden fort und fort in England verfolgt und flohen nach Deutschland oder Schottland. Sie machten es aber auch arg und die Verfolgung erbitterte sie noch mehr. Gleich den alten Hussiten wollten sie nichts Sündhaftes und Gottwidriges auf Erden mehr dulden und wütheten gegen Nebendinge mit gallenbittrem Hasse, gegen alle Vergnügungen, Spiele und Schauspiele, Gelage, Tänze, Putz 2c. In der Kirche selbst duldeten sie keinen Schmuck, kein Symbol, kein Kreuz, nicht einmal einen priesterlichen Ornat, und legten es darauf an, den Gottesdienst zu stören, alle äußeren Zeichen

des Heiligen zu verhöhnen und laut in die frechsten Schmähungen gegen die Königin und ihre Kirche auszubrechen.

Elisabeth sah in diesem puritanischen Treiben nicht blos Ketzerei, sondern Rebellion, republicanische Tendenz, und um so mehr, als Knox Schottland zu unterwühlen anfing. Sie verfolgte daher die Puritaner mit der äußersten Härte, die in einzelnen Bestimmungen (z. B. niemand soll Privatgottesdienst im Hause halten, niemand im Hause predigen, ja „nicht einmal beten" dürfen) völlig sinnlos erscheinen würden, wenn sie nicht Gelegenheit zu Angebereien dargeboten hätten, auf deren Grund hin man die Verdächtigen verhaften konnte. Wer des Sonntags nicht in die Kirche der Königin kam, wurde mit 20 Pfund Sterling gestraft. Wer etwas wider die Königin und die Staatskirche schrieb, dem wurde die rechte Hand abgehauen.

Als Elisabeth auf den Thron kam, war sie erst 25 Jahre alt und fand eine Menge Bewerber. Das Parlament selbst wünschte, sie möchte sich verheirathen. Aber sie hatte schon von früher Jugend an eigensinnig erklärt, sie werde nie heirathen, und zog jetzt den Ring hervor, den sie am Krönungstage empfangen hatte. „Mit diesem Ringe," sprach sie, „habe ich mich England vermählt, ich bin daher schon vermählt und alle Engländer sind meine Kinder." Sie hatte Verstand genug, um einzusehen, daß jeder fremde Prinz, den sie etwa heirathen würde, den stolzen Engländern nicht genehm seyn würde, noch weniger aber ein englischer Großer, dem die andern nicht würden gehorchen wollen. Sie blieb also „die jungfräuliche Königin" und machte sich nur daraus ein Vergnügen, daß sie zuweilen einen schmachtenden Prinzen (wie den Herzog von Alençon) mit der Hoffnung auf ihre Hand hinhielt und sich von Fürsten und Gesandten wie von ihren eigenen Höflingen auf die übertriebenste Weise schmeicheln ließ. Es lag darin viel Koketterie, wie sie denn wirklich sehr eitel auf ihre Person gewesen seyn muß. Sie trug alle Tage ein anderes Kleid, man fand nach ihrem Tode noch 3000 Anzüge in ihrer Garderobe. Nicht selten wechselte sie mit den Trachten aller Nationen ab. Auf ihren Bildnissen fällt das Uebermaß ihres Schmuckes auf. Ihr Kopf ist von dem hohen und emporstehenden Spitzenkragen wie

von einem kunstreichen Rahmen umgeben, ihr rothes Haar aufs künstlichste frisirt, ihr tief hinabreichendes Mieder schimmert von Perlen und Juwelen. Schön war sie nicht und der Ausdruck der Altjüngferlichkeit in ihren späteren Jahren soll nicht einladend gewesen seyn. Aber sie war fein und geistreich. In ihrer Koketterie lag daher, wie das bei einem überlegenen weiblichen Geiste nicht wohl anders seyn konnte, viel Ironie. Es mußte ihr ein eigenthümliches Behagen bereiten, wenn alle Männer, die vornehmsten, die tapfersten, die gelehrtesten, sich in ihrer Gegenwart wie die Narren betrugen, sich alle wie unglücklich seufzende Liebhaber geberdeten und in den verrücktesten Schmeicheleien ihrer Schönheit wetteiferten. Die englische Hofsprache war bereits der Renaissance angepaßt und dieselbe ging darin mit dem nationalen Humor Englands eine wunderliche Ehe ein. Aus den englischen Schauspielen vor und noch zur Zeit Shakespeares erkennt man noch den kunstreichen Schwulst, die bildlichen Ausdrücke und Hyperbeln, das Einflechten der antiken Mythologie ins Besprechen alltäglicher Dinge 2c., wie sie damals Mode waren. In den Briefen, welche Elisabeth selber schrieb, herrscht dieser Schwulst zwar nicht, sondern ein sehr klarer Verstand.

Trotz der religiösen Verfolgungen, die von ihr ausgingen, war lange keine Regierung in England so beliebt gewesen, wie die ihrige, weil sie dem Nationalstolz durch Wahrung der Macht und Ehre Englands nach außen, und dem materiellen Interesse durch Hebung der Seemacht, des Handels und Wohlstandes schmeichelte. Dem Parlament aber bewies sie zum erstenmal wieder eine echt constitutionelle Nachgiebigkeit, die ihrer Machtstellung keineswegs schadete. Denn eine Concession an die Volksvertretung zur rechten Zeit macht beliebter und dadurch stärker, als ein unbesonnener Trotz. Ein Parlamentsglied, Namens Strikland, hatte sich i. J. 1571 ungemessene Reden gegen die Königin erlaubt. Sie wies ihn aus dem Parlament, dieses aber beharrte auf dem Recht, das jedes seiner Mitglieder in Bezug auf Sitz und Stimme und freie Rede anzusprechen hatte, und Elisabeth duldete, daß Strikland seinen Sitz wieder einnahm.

6.

Maria Stuart.

Die junge Erbin der schottischen Krone, Maria Stuart, „das liebliche Kind," war, wie oben schon erzählt ist, nach Frankreich gerettet und dort mit dem Dauphin, nachherigen König Franz II., vermählt worden. Es kam ihr nicht zu Statten, daß sie an dem üppigen Hofe der alten Katharina von Medicis aufwuchs. Sie lernte hier zwar die anmuthigste Form des Lebens kennen, gewöhnte sich aber auch an allzufreie Sitten und war um so mehr der Verführung ausgesetzt, als sie von der Natur mit seltener Schönheit und mit einem leichten und frohen Sinn ausgestattet war. Man hat noch jugendliche Portraits von ihr aus jener französischen Zeit. Von dem Bilde, welches Zuccaro malte, sagt ein Kenner, man könne kein reizenderes und mehr verführerisches Gesicht sehen, so echt weiblich, daß sich jeder Mann dazu hingezogen fühlen müsse. Man glaube darin alle weiblichen Tugenden, aber auch Schwächen vereinigt zu sehen. Von einem andern Bilde des Malers Furino aus derselben Zeit wird dieselbe Anmuth und Holdseligkeit gerühmt. Es sey eins von den Bildern, „die man nie vergißt und an deren Echtheit man um ihrer Schönheit willen glaubt, auch wenn man sie nicht beweisen kann."

Während diese junge Dame als Liebling des glänzenden Hofes von Paris und angebetete Königin von Frankreich an der Seite ihres jungen zärtlichen Gemahls nur Tage des süßesten Glücks verlebte, geschahen in ihrer schottischen Heimath häßliche und widerwärtige Dinge. Ihre Mutter, Marie von Guise, wurde als Regentin des Landes von James Stuart, einem natürlichen Sohn ihres verstorbenen Gemahls, angefeindet, weil derselbe sich zum Herrn von Schottland aufzuwerfen wünschte. Dazu mußten ihm die Puritaner dienen, die aus England entflohen waren. Hier fand John Knox ein erwünschtes Feld der Thätigkeit und riß durch seinen Feuereifer,

durch die Macht seiner Rede, durch den schonungslosen Trotz, den er den Vornehmen entgegensetzte, und durch seine demokratischen Ideen die Schotten hin. Auch ein Theil des Adels schloß sich an und stiftete unter dem Namen Covenant (zuerst im Dez. 1557) einen Bund gegen die römische Kirche, dem erst Knox Festigkeit gab. Man nannte diese Partei auch die der Congregationisten. Alles Altkatholische wurde als satanisch verschrieen und verdammt und die neue sog. presbyterianische Kirche gegründet, welche der Lehre nach rein calvinisch, jede Ueber- und Unterordnung im Priesterstande, aber auch die Staatskirche verwarf und das Kirchenregiment ausschließlich in die Hände eines Convents der unter einander gleichen Priester legte. Das schottische Parlament stimmte dem kühnen Reformator zu und erließ die erforderlichen Gesetze. Religiöse Ueberzeugung war dabei nicht das Hauptmotiv, oder wenigstens nur beim gemeinen Mann in den Städten und südlichen Niederungen Schottlands, wo englische Bevölkerung und Sprache vorherrschten. Die Hochschotten im Norden und auf den Inseln blieben katholisch. Der Adel folgte mehr dem nationalen Instinct, dem die Abhängigkeit Schottlands von Frankreich ebenso zuwider war, als die von England, dem daher auch der Presbyterianismus lieber war als die englische Hochkirche und als das Papstthum. Darauf gründete nun James die Hoffnung, mit dereinstiger Ausschließung seiner nach Frankreich verheiratheten Schwester die schottische Krone zu erlangen. Die Königin Elisabeth unterstützte seine Hoffnung, indem sie ihm, obwohl nur im eigenen Interesse, Truppen zu Hülfe schickte, um die katholisch-französische Partei zu unterdrücken. Die Regentin unterlag und starb vor Kummer, 1560.

In demselben Jahre verschied auch der junge König Franz II. und Maria Stuart war in Frankreich überflüssig geworden, während es zur Nothwendigkeit für sie wurde, in ihre rauhe Heimath zurückzukehren und ihr Recht auf die schottische Krone zu behaupten. Sie selber ging ungern und trennte sich nur mit unendlichem Schmerz von Paris, wo sie ihr höchstes Glück gefunden hatte. Aber ihre Oheime, die Guisen, trieben sie an, heimzukehren, und gaben ihr

das Geleit, um durch ihre Thronbesteigung in Schottland die katholische Partei wieder zu stärken und zugleich dem französischen Interesse gegenüber von England zu dienen. Sie war erst 18 Jahre alt und eine Fremde im eigenen Vaterland, doch war ihr Thronrecht unbestritten und James durfte es nicht wagen, sich ihr zu widersetzen. Sie suchte ihn zu gewinnen, indem sie ihm die Geschäfte überließ und ihn zum Grafen von Murray erhob. Aber alles, was sie bei ihrer Ankunft in Schottland sah, machte sie schaudern.

Da sie in ihrer Kapelle Messe lesen ließ und mit ihrem Gefolge den katholischen Gebräuchen folgte, wurde die Messe zweimal durch Einbrechende gestört und einmal der Priester verwundet. Auch Knox genirte sich in seiner frechen Art durchaus nicht, sie öffentlich als eine Jesabel abzukanzeln und ließ ins Kirchengebet setzen: „Gott wolle ihr Herz lenken, welches widerspenstig gegen ihn sey, und wenn sein heiliger Wille es anders beschlossen habe, möge er die Herzen und die Hände der Auserwählten stärken, um sich der Tyrannei zu widersetzen.“ Der Rath von Edinburgh verbannte aus der Stadt „alles gottlose Gesindel des Antichrist, des Papstes, der Mönche mit allen Ehebrechern und Huren.“ Das galt der Königin und ihrem Hofstaate, da seine leichtfertigen französischen Manieren den Puritanern zum ungeheuern Aergerniß gereichten. Man darf nicht zweifeln, daß ihr jede Kleinigkeit mißdeutet und daß sie vom Parteihaß verleumdet worden ist. Sie mußte einen französischen Edelmann, der ihr gefolgt war und den man unter ihrem Bette versteckt fand, öffentlich hinrichten lassen, um wieder gut zu machen, was ihre allzu große Vertraulichkeit mit ihm übel gemacht hatte, denn obgleich sie nur mit ihm gescherzt und durchaus keine ernsthafte Neigung zu ihm gehabt zu haben scheint, so hatte man sie doch mit ihm auf zu familiärem Fuße umgehen sehen. Er hieß Chastelard.

Maria hegte damals ein großes Vertrauen zur Königin Elisabeth. Obgleich sie sich ihr eventuelles Recht auf die englische Krone vorbehielt, hatte sie doch Titel und Wappen einer Königin von England wieder abgelegt und es war ihr nicht unbekannt, wie sehr Elisabeth die Puritaner haßte. Beide Damen schrieben sich damals als

gute Verwandte und Maria bezeigte der älteren und erfahrneren Elisabeth eine kindliche Hingebung. Die letztere rieth ihr, sich einen Gemahl zu suchen, dessen Arm ihr Schutz gewähren würde, und schlug ihr dazu den Grafen von Leicester vor, einen angesehenen englischen Edelmann, so wohlgebildet und von so feinen Sitten, daß man glaubte, Elisabeth selbst wünsche ihn zu heirathen. Sie dachte nicht daran. Aber gerade um das sie beleidigende Gerücht niederzuschlagen, bot sie ihn der Königin Maria zum Gemahl an. Wenn ihn Maria annahm, so kam diese dadurch unter englischen Einfluß und wurde immer mehr von ihr abhängig. Denn Leicester war ihr Unterthan und konnte auch in Schottland ihre Unterstützung nicht entbehren. Leicester bemühte sich indeß vergebens um Marien, denn Frankreich mißbilligte diese Verbindung. Die katholische Partei, die in Philipp II. den eigentlichen Vorkämpfer gegen die Reformation erkannte, wünschte dessen Sohn Don Carlos mit Maria Stuart zu vermählen und sie selbst fand diese Verbindung für sie passend und wäre gern darauf eingegangen. Allein es widerstritt dem Interesse Englands und Frankreichs zugleich und beide Mächte hintertrieben diese Heirath.

Da ließ sich Maria verleiten, 1565 ihre Hand dem Heinrich Darnley, Grafen von Lenox, zu reichen, der ein schöner Mann und ihr verwandt, der Sohn einer Nichte ihrer Großmutter war, jedoch unter den übrigen schottischen Großen kein überwiegendes Ansehen genoß. Murray sah jetzt seine Ansprüche auf den schottischen Thron vereitelt, war aber von dem mächtigen Covenant unterstützt und wagte eine offene Empörung. Maria stellte sich mit ihrem geliebten Darnley selbst an die Spitze des ihr treuen Adels und schlug ihren Bruder aus dem Felde, denn die Legitimität hatte im schottischen Volk doch noch mehr Credit als die Revolution. Murray und seine compromittirtesten Anhänger flohen nach England.

Aber ein unglückseliges Verhängniß ließ Maria Stuart nicht zu Ruhe und Frieden kommen. Darnley, den sie so sehr liebte, benahm sich ihrer unwürdig wie der roheste Jagdjunker. Als sie ihn einmal bat, nicht mehr so viel zu trinken, soff er sich erst recht voll, zwang auch die andern Tischgenossen, ihm nachzuahmen und verhöhnte

die Königin, welche weinend hinweg ging. Von dieser Zeit an war beständiger Unfrieden unter den beiden Eheleuten. Er glaubte vor seiner Frau sich in nichts mehr geniren zu dürfen und wollte auch mitregieren und sie sollte ihren Namen zu Maßregeln hergeben, durch die er nur seinen Privathaß befriedigen wollte, die aber dem Interesse der Krone zuwider liefen. Sie weigerte sich und so kamen sie immer mehr auseinander. Er verließ sie oft, um seinem besonderen Vergnügen nachzugehen und bei seinen wilden Gesellen über sie zu schelten. Da warf diese kleine Bande ihr Auge auf einen gewissen Riccio, einen Piemontesen, der mit dem Gesandten des Herzogs von Savoyen nach Schottland gekommen und dort geblieben war, weil er den Hofzirkel der Königin durch sein musikalisches Talent erfreute. Sie hatte ihn endlich zu ihrem Sekretär für ihre französische Correspondenz ernannt. Er war nichts weniger als schön, da aber Maria am französischen Hofe die steife Etiquette zu verbannen gelernt hatte und den musicirenden Riccio in ihren kleinen Abendgesellschaften mit am Tische sitzen ließ, so gab das Anlaß genug, sie einer unanständigen Vertraulichkeit mit ihm zu beschuldigen. Darnley überfiel nun am 9. März 1566 die Königin auf ihrem Schlosse Holyrood in ihrer gewöhnlichen Abendgesellschaft. Der Italiener saß am Tisch neben mehreren anderen Herren und Damen und flüchtete, als man ihn mit dem Tode bedrohte, hinter die Königin, die ihn vergebens zu schützen suchte. Ohne ihre Majestät und ihren Zustand, denn Maria war hochschwanger, zu achten, stachen die bewaffneten Mörder in Darnleys Gefolge nach dem armen Sänger, rissen ihn, nachdem sie ihn schon verwundet hatten, ins Nebenzimmer und tödteten ihn hier mit 56 Wunden. Der Anblick der blanken Degen erschütterte Maria so, daß der Sohn, den sie nachmals gebar, und der unter dem Namen Jakob I. König von England wurde, sein Leben lang keinen bloßen Degen sehn konnte. Sie aber gab ihrem verbissenen Schmerz und Groll Ausdruck, indem sie ausrief: „Dieses Blut (Riccios) wird einigen unter euch theuer zu stehen kommen.“ Und doch war Darnley brutal genug, die unglückliche Königin zu zwingen, die Nacht mit ihm zuzubringen.

Murray benutzte den Zwiespalt des königlichen Ehepaars, um aus seiner Verbannung zurückzukehren und der Schwester seine Dienste anzubieten. Sie warf sich an seinen Hals, weinte, verzieh ihm und machte ihn zum Vertrauten ihrer Pläne. Ein noch treueres und energischeres Werkzeug aber fand sie an dem Grafen Bothwell, einem nicht schönen, aber so thatkräftigen Manne, daß sie sich bald in ihn bis zur äußersten Unbesonnenheit vernarrte, ja um seinetwillen vor keinem Verbrechen mehr zurückbebte. Die systematische Art, wie sie sich nun an Darnley rächte, wäre unglaublich, wenn sie nicht durch untrügliche Zeugnisse bestätigt wäre. Durch verstellte Zärtlichkeit brachte sie nämlich Darnley zuerst dahin, sich von seiner Partei zu trennen und die Mörder Riccios, seine bisherigen Gesellen, zu verfolgen. Das sanfte Herz Marias verwandelte sich damals in das einer Tigerin, denn sie war ganz Weib im Bösen wie im Guten und konnte dem, der sie so grenzenlos beleidigt hatte, nimmermehr verzeihen. Als ihr Sohn, der nachmalige König Jakob VI. von Schottland (oder Jakob I. von England) feierlich getauft wurde, wobei ein Gesandter Englands im Namen der Königin Elisabeth zu Pathen stand, durfte der Vater Darnley selber nicht zugegen seyn, wohl aber Bothwell. Gleichwohl ließ sich Darnley noch einmal von Marien beschwatzen und dahin locken, wo sein Mord vorbereitet war. Maria Stuart schrieb damals in einem noch vorhandenen Briefe: „Ich sah Darnley noch nie sich so gut betragen und so sanft sprechen, und wenn ich nicht aus Erfahrung wüßte, daß sein Herz weich wie Wachs und meines hart wie Diamant ist, so hätte wenig gefehlt, ich hätte Mitleid mit ihm gehabt." Kaum hatte Maria ihn unter den zärtlichsten Küssen verlassen, so fiel er in die Hände der bestellten Mörder und wurde am 9. Febr. 1567 das ganze Haus durch schon vorher unter seinem Bette angebrachte Pulversäcke in die Luft gesprengt. Dadurch sollte jede Spur des Verbrechens vertilgt werden. Man bemerkte, daß Maria vor der Explosion noch eine kostbare Decke von Marderpelz, sowie auch ein schönes Sammtbett hatte in Sicherheit bringen lassen, um bei diesem Anlaß nicht um so schöne Gegenstände zu kommen.

Ohne eine Untersuchung zu verhängen, ohne eine Klage vernehmen zu lassen, lebte Maria ganz vergnügt mit dem Mörder Bothwell, der sich von seiner eigenen Gattin scheiden ließ, um Marien heirathen zu können. Darnleys alter Vater, der Graf von Lenox, erhob eine laute Anklage gegen Bothwell, wurde aber durch Drohungen vom Gericht zurückgetrieben, während Bothwell, auf dem Lieblingspferde Darnleys reitend, die Königin noch traulich am Fenster begrüßte und sich dann triumphirend zu dem Gericht begab, das ihn freizusprechen beordert war. Mit noch größerer Frechheit lud er den Adel zu Gast, umstellte ihn mit Bogenschützen und zwang ihm die Einwilligung in seine Ehe mit Marien ab, die er auch vollzog, schon drei Monate nach Darnley's Tode. Um dem Volk einigermaßen Sand in die Augen zu streuen, ließ sich Maria zum Schein von Bothwell entführen, damit es aussehe, als habe sie doch nicht freiwillig so schnell einen Andern geheirathet. Aber das Volk, zumal die sittenstrengen Schotten, wußte alles wohl und bereitete eine schreckliche Reaction gegen die leichtsinnige Königin vor. Der Unwille bemächtigte sich aller Klassen, sogar des Heeres, das sonst immer mit Begeisterung seiner schönen und heldenmüthigen Königin gefolgt war. Mit einer Fahne, auf welcher der ermordete Darnley und vor ihm knieend mit zu Gott erhobnen Blicken um Rache schreiend sein junger Sohn abgebildet war, zogen die empörten Schotten gegen die Königin aus, und ehe noch die Schlacht begann, lief fast ihr ganzes Heer zu den Empörern über. Kaum daß Bothwell auf schnellem Roß entkam. Maria mußte sich in die Gewalt der Lords begeben und wurde nicht mehr als Königin, sondern als Gefangene behandelt. Ja man beging die Rohheit, unmittelbar vor ihr Fenster jene Fahne zu hängen. Maria, so plötzlich in Elend und Schande herabgestürzt, war der Verzweiflung nahe und rief Tag und Nacht aus ihrem Fenster laut um Hülfe, aber ihre natürliche Heftigkeit verleitete sie, ihren Peinigern zu drohen und zu trotzen.

Dieses unvorsichtige Benehmen verursachte, daß man sie nicht länger schonte. Man hätte sie, wenn sie gefügiger gewesen wäre und Bothwell aufgeopfert hätte, als Königin behalten. Jetzt aber

entschloß man sich, sie feierlich abzusetzen, ihren jungen Sohn als König zu krönen und Murray zum Regenten zu ernennen. Die Absetzung erfolgte in den für Maria demüthigendsten Ausdrücken. Ihr Ruf war vollends vernichtet, als man ihre eigenhändigen Briefe aufgefangen hatte, die ihre Mitschuld an Darnleys Tod bewiesen. Um ihre Buße noch zu erschweren, wurde sie im Schloß Lochleven eingesperrt und hier unter die Aufsicht eines alten Weibes gestellt, der Margarethe Erskine, die ihre Todfeindin, nämlich eine ehemalige Maitresse ihres Vaters Jakob V. und Murrays Mutter war. Auch Bothwell, der entkommen, aber zur See von den Dänen gefangen worden war, wurde zu Malmöe eingesperrt und starb im Kerker, ohne Marien je wiederzusehen.

Noch einmal erlangte Maria ihre Freiheit wieder. Georg Douglas, Murrays Bruder, verliebte sich in sie und entführte sie mit List; die Familie Hamilton, die eines ihrer Mitglieder mit ihr zu vermählen wünschte, stellte ihr ein Kriegsheer; allein in der Schlacht bei Langside erlitt sie eine Niederlage, der sie in tödtlicher Angst von einem Berge herab zusah, floh dann eilends davon und beging die Unbesonnenheit, ihren Weg nach England zu nehmen und sich dem Schutz ihrer ältesten und unversöhnlichsten Feindin, der Königin Elisabeth anzuvertrauen. Diese eben so staatskluge als herzlose Dame ließ die arme geflüchtete Nebenbuhlerin allsogleich festsetzen und warf sich selbst zur Schiedsrichterin in den schottischen Angelegenheiten auf. Inzwischen kam es Marien immer noch eine Zeit lang zu Statten, daß Elisabeth aus zweierlei Gründen die schottische Volksherrschaft, obgleich dieselbe benutzend, doch nicht billigte, einmal weil sie selber Königin war und die Rebellion aus Prinzip verdammen mußte, sodann aus Haß gegen Knox und die presbyterianische Kirche. Sie dachte also nicht daran, Marien so schlimm zu begegnen, wie es später geschah. Sie wollte sie nur als Pfand und Geißel behalten, um bald als ihre angebliche Beschützerin, bald als Patronin ihrer Gegner die Lenkung der schottischen Dinge in eigener Hand zu behalten und insbesondere die Einmischung der katholischen Mächte, Frankreichs und Spaniens, in Schottland zu verhindern.

Nun vereinigten sich aber eine Menge Umstände, um Marien ein weit härteres Loos zu bereiten. Der junge Herzog von Norfolk wünschte sie zu heirathen, Elisabeth zu stürzen und an Mariens Hand England und Schottland zugleich zu beherrschen; er erhob offen Aufruhr, unterlag aber und ließ sein Haupt auf dem Blutgerüst. Murray war als Regent in Schottland so ganz von Elisabeth abhängig, daß er ihr damals Hülfe leistete gegen die Anhänger seiner unglücklichen Schwester. Aber er büßte diese Unnatur, indem ein Meuchelmord ihn rasch aus der Welt schaffte, 1570. Sein Tod war das Zeichen zum allgemeinen Bürgerkrieg in Schottland, den aber Elisabeths Truppen zu Gunsten des ganz von ihr abhängigen jungen Königs Jakobs VI. entschieden, der sich um seine Mutter wenig bekümmerte. Als bald darauf in Frankreich in der Bartholomäusnacht der furchtbare Schlag von katholischer Seite gegen die Reformirten erfolgte, übte auch dieses Ereigniß auf Mariens Schicksal schlimmen Einfluß.

Ihre Briefe an die Königin Elisabeth sind der reinste Spiegel ihrer gequälten Seele. Bald in Demuth vor ihrer Freundin schluchzend, fleht sie sie um Erbarmen, bald bricht ihre Verzweiflung in Zorn und Vorwürfe aus. Das Unglück einer so schönen Frau weckte Mitleid und immer noch dachte man in Spanien, Frankreich und Schottland an die Möglichkeit, durch ihre Befreiung auch der katholischen Sache nützen zu können. Daraus entspannen sich Verschwörungen, die alle entdeckt wurden, alle aber auch Elisabeths Zorn gegen ihre unglückliche Gefangene vermehrten. Ein gewisser Parry wollte, um Marien zu retten, Elisabeth umbringen. Marie erfuhr davon und rieth nicht ab. „Es gibt kein Aeußerstes, schrieb sie 1585, was ich nicht wage, um mich aus meinem Elend zu befreien.“ Als nun aber der junge Babington voll glühender Begeisterung für sie einen neuen Mordanschlag auf Elisabeth machte, der wieder verrathen wurde, verlor die letztere ihre Geduld und wurde von ihren Räthen und der ganzen antikatholischen Partei in England angegangen, ihr Leben zu schützen, indem sie der gefangenen Königin das ihrige abspreche. So wurde denn ein englisches Blutgericht niedergesetzt, an dem vorzüglich Lord Burleigh Antheil nahm, und Maria Stuart zum Tode

verurtheilt. Vergebens protestirte sie gegen die nicht zuständigen Richter. Das Urtheil wurde gefällt und am 8. Februar 1587 vollzogen. Nachdem sie von den wenigen Dienerinnen, die ihr übrig geblieben, einen rührenden Abschied genommen hatte, quälte sie der hochkirchliche Dechant Fletcher noch auf dem Gange zum Tode mit seinen lächerlichen Bekehrungsversuchen und malte ihr aufs gräßlichste aus, wie sie binnen einer halben Stunde in der Hölle von heißen Flammen und schwarzen Teufeln würde empfangen werden, wenn sie nicht noch geschwind die elisabethanische Glaubensformel annähme. Maria sah sich gezwungen, ihn zu unterbrechen und ihm zu sagen, seine Mühe sey umsonst. Da kniete der Scharfrichter und sein Gehülfe vor sie hin und baten sie um Verzeihung. Sie entkleidete sich lächelnd, sprach noch ein kurzes Gebet, worin sie mit inniger Freude Gott für die endliche Erlösung dankte, beugte das Haupt über den Block — und das Beil trennte es vom Rumpfe. Sie war damals erst 47 Jahr alt und noch immer schön. Elisabeth gab vor, der Sekretär Davison habe das Urtheil voreilig vollziehen lassen, sie selbst sey also nicht Schuld. Davison wurde wirklich zur Strafe eingesperrt.

7.

Die Armada.

Um den Tod der schottischen Königin zu hindern, nachher zu rächen und die katholische Sache auf den britischen Inseln herzustellen, entschloß sich Philipp II., eine gewaltige Anstrengung zu machen, und ließ eine ungeheure Kriegsflotte bauen, die er selbst „die unüberwindliche Armada“ nannte. Dieselbe sollte in Flandern anhalten und hier die ganze große Armee des Prinzen von Parma aufnehmen und nach England hinüberführen. Die Armada lief im Mai 1588 aus, wurde jedoch von einem Sturm überfallen, litt großen Verlust und mußte wieder umkehren. Im Juli aber war der Schaden wiederhergestellt und die Flotte unter dem Admi-

ral Herzog von Medina-Sidonia lief zum zweitenmal aus. Sie zählte 100 Galeonen, größer als man bisher jemals Schiffe auf der See erblickt hatte, ungerechnet die kleineren Schiffe, und führte 2630 große Kanonen und mehr als 100,000 Matrosen und Soldaten. An der Küste von Flandern sollte noch Parma mit 50,000 Mann aufgenommen werden.

Als die stolze Armada durch den Canal zwischen Frankreich und England hindurch nach Flandern segelte, wurde sie von der englischen Flotte unter Lord Howard zwar nicht aufgehalten, aber doch geneckt, verfolgt und geschädigt. Unter dem englischen Admiral dienten Franz Drake und Walther Raleigh, die ersten großen Seehelden Englands, die sich schon in allen Meeren im Kampf mit den Spaniern versucht hatten. Die Armada legte sich bei Calais vor Anker, ließ sich aber durch Brander, welche die Engländer unter sie schickten, auseinandertreiben und so, wie die Schiffe sich auf dem Meere zerstreuten, fielen die Engländer über sie her. So gingen 12 spanische Schiffe verloren. Wie aber Parma erkannte, daß der spanische Admiral es nicht verstand, von seiner Uebermacht irgend einen Gebrauch zu machen, fürchtete er seine schöne Armee unnütz aufzuopfern und verweigerte die Einschiffung derselben. In der That hatten die Spanier bereits eine Menge ihrer größten Schiffe verloren, die Engländer aber nur ein einziges kleines Schiff. Das ganze große Unternehmen gerieth dadurch ins Stocken. Medina-Sidonia stand von einem Angriff auf die englische Küste ab und suchte nur noch heim zu kommen. Aber der Wind im Canal war ihm entgegen und die englische Flotte lauerte ihm auf. Er faßte daher den verzweifelten Entschluß, mit seiner ganzen Flotte um England, Schottland und Irland herum zu segeln. Allein auf diesem Wege im hohen Norden und in rauher Jahreszeit gerieth die Armada in fürchterliche Stürme und wurde der Hälfte ihrer Schiffe beraubt, die zuerst an den Orkneyinseln, dann an den Hebriden und an der Westküste Irlands an den Felsen zerschellten, weil ihre unbehülfliche Größe die Lenkung erschwerte.

Philipp II. empfing jedoch den beschämt heimkehrenden Herzog

von Medina-Sidonia gnädig und dankte Gott, daß wenigstens nicht alles verloren war. Die Engländer wußten sich dagegen vor Uebermuth kaum zu fassen und schon 1589 machte Franz Drake einen Raubanfall an der Küste Portugals. Wichtiger waren dieses Drake und Raleighs Corsarenfahrten an den Küsten Amerikas, wo sie die silber- und goldführenden Schiffe der Spanier raubten und die Küstenstädte zerstörten. Ueberall zeigten sich die englischen Seefahrer den spanischen weit überlegen. Das erste englische Kriegsschiff, welches den Spaniern in die Hände fiel, wurde von Capitain Greenville gegen 53 spanische Schiffe heldenmüthig so lange vertheidigt, bis es, nachdem bereits vier spanische Schiffe von ihm in den Grund gebohrt waren, endlich selbst gänzlich entmastet und zerschossen war, kein Pulver mehr hatte und kaum noch ein Drittel der Mannschaft am Leben, Greenville selbst schwer verwundet war. In dem Augenblick aber, in dem es genommen und von 200 Spaniern besetzt wurde, ging es mit diesen zu Grunde, 1592.

Elisabeth hatte den Holländern Beistand leisten lassen durch einige Truppen unter dem Grafen von Leicester. Indem sich dieser nun eben so ungeschickt zu Lande benahm, wie Medina-Sidonia zur See, strafte sie ihn doch eben so wenig, wie Philipp seinen Admiral, sondern blieb ihm in Gnaden gewogen, woraus man auf ein vertrautes Verhältniß zwischen beiden schließen wollte. Als Leicester 1588 starb, wandte Elisabeth ihre Gunst dem erst 21jährigen Stiefsohn desselben, dem Grafen Essex zu, der sich nicht sehr würdig benahm. Er machte nämlich nicht nur ungeheure Schulden, die ihm die alte Königin bezahlen mußte, sondern spottete ihrer auch im Kreise seiner lustigen Brüder. Gleichwohl hatte er so viel Macht über sie, daß er den tapfern Walther Raleigh aus ihrer Gunst verdrängte und denselben sogar in den Kerker brachte. Mit einem andern jungen Menschen, Namens Blount, der gleichfalls das Herz der alten Königin gewonnen hatte, duellirte er sich, worauf sich aber beide rasch wieder versöhnten. Die Königin war entzückt, daß zwei so junge Leute sich „um ihrer Schönheit willen“ hätten die Hälse brechen wollen. Das Duell blieb lange für ihren Hof ein Quell

der niedrigsten und eckelhaftesten Schmeicheleien. Essex wollte aber nicht blos ein vorgezogener Höfling seyn, sondern es auch allen Admiralen, Generalen und Ministern zuvorthun und sich den höchsten Ruhm erwerben. Er wurde Admiral und zwang Howard und Raleigh, die weit ältere Verdienste hatten, unter ihm zu dienen. Aber sein Hochmuth kam vor dem Fall. Stürme trieben ihn zurück und seine Unfähigkeit zog ihm üble Nachreden zu.

Das unglückliche Irland hatte durch die in England siegreiche Reformation viel zu leiden, da seine Einwohner der alten Kirche treu blieben. Es gab daher dort immerwährende Empörungen gegen die Tyrannei der reformirten Herrscher, nicht ohne spanische Unterstützung. Essex wollte einem gewissen Carew, weil er ihn haßte, das gefährliche Amt eines Statthalters in Irland zuweisen. Die Königin war dagegen, Essex trotzte aber und benahm sich so unanständig, daß die Königin aufsprang und ihm eine Ohrfeige gab. Er griff im Zorn ans Schwert. Später besann er sich und suchte wieder demüthig die Gnade der Königin nach. Sie nahm ihn auch wieder an, schickte nun aber ihn selbst als Statthalter nach Irland. Man erkennt darin wieder die Ironie, mit welcher die Königin alle ihre s. g. Liebhaber behandelte, von denen auch nicht einer behaupten konnte, daß er ihrer Zuneigung vollkommen sicher war. Der arme Essex fühlte wohl, daß Irland nur ein Verbannungsort für ihn sey, besorgte daher die Geschäfte dort nur läßig. Die Königin schickte ihm gemessene Befehle zu. Aber er hatte schon durch Seuchen den größten Theil seiner Truppen verloren, konnte gegen die Rebellen nicht vorrücken und mußte nach Dublin umkehren. Da entschloß er sich rasch, ging ohne Urlaub nach London und warf sich der Königin zu Füßen. Diesmal aber begnadigte sie ihn nicht, sondern ließ ihn verhaften, 1599. Er wurde endlich frei, da er aber seinen alten Einfluß nicht wiedererlangen konnte, ließ er sich in ein unsinniges Complott ein, durch welches Elisabeth abgesetzt, Maria Stuarts Sohn Jakob von Schottland aber auf den englischen Thron berufen werden sollte. Das Complott wurde entdeckt, aber Essex hatte noch die Tollheit, mit

seinen wenigen Gesellen das königliche Schloß am hellen Tage stürmen zu wollen. Es fiel dem Volke nicht ein, sich ihm anzuschließen. Er wurde also bald gefangen, und am 25. Februar 1601 enthauptet.

Elisabeth alterte und kränkelte immer mehr. Da wurde sie zu dem Sterbebette der Gräfin von Nottingham gerufen und diese sagte ihr, das Gewissen lasse ihr keine Ruhe, denn Essex habe, nachdem er zum Tode verurtheilt gewesen sey, ihrem Gatten, den Ring, den er einst von der Königin empfangen habe, mit der Bitte übergeben, ihn der Königin zu bringen. Nottingham habe aber den Ring zurückbehalten aus Besorgniß, der Anblick desselben könne die Königin vielleicht wieder umstimmen, so daß der ihm verhaßte Essex dem Tode entgehen könne. Elisabeth gerieth bei dieser Mittheilung in solches Entsetzen, daß sie auf die sterbende Gräfin zustürzte, sie im Bette schüttelte und ihr zurief, Gott möge ihr verzeihen, sie werde es niemals. Von dieser Stunde an fiel die Königin in die tiefste Schwermuth, nahm keinen Trost mehr an und keine Nahrung mehr zu sich. Sie wollte auch nicht zu Bette gehen, sondern lag zehn Tage und zehn Nächte auf einem bloßen Teppich unter stetem Seufzen. Doch gelang es dem jungen Cecil, dem Sohne ihres verstorbenen treuesten Dieners, Burleigh, sie noch zu bewegen, daß sie Jakob, den Sohn Maria Stuarts, als ihren Nachfolger anerkannte. Unmittelbar darauf verlor sie Stimme und Besinnung und starb, siebenzig Jahr alt, am 24. März 1603.

Neuntes Buch.

Die nordische Reformation.

1.

Die dänische Reformation.

Christian II. oder Christiern der Böse hatte die drei nordischen Reiche mit Gewalt unter sich gebracht und genoß um so mehr Ansehen, als er Kaiser Karls V. Schwager war. Allein die grausame Härte, mit der er Schweden unterworfen, das Blutbad in Stockholm, hatte ihn verhaßt gemacht und die Schweden zuerst erhoben Aufruhr gegen ihn und verjagten nach und nach seinen Anhang, während er noch in Dänemark und Norwegen mit voller Macht regierte. Da er den meisten Widerstand bei dem Adel und der hohen Geistlichkeit gefunden hatte, suchte er sich beim Bürger und Bauer beliebt zu machen und gab zu diesem Behuf manche weise Gesetze, indem er namentlich dem Adel und der Geistlichkeit viele Handelsmonopole entriß und den Bürgern zuwandte, den Bauer gegen die Anmaßungen des Adels schützte, einen Postverkehr durch das Reich anordnete. Auch hob er das alte grausame Strandrecht auf. Da unter den Bürgern schon viel Neigung zum Lutherthum erwacht war, beutete er auch diesen Umstand aus, zeigte sich zu Reformen geneigt und correspondirte mit Luther. Als das aber der Kaiser mißbilligte und der Papst mit geistlichen Censuren wegen des

Stockholmer Bluttages drohte, verständigte sich Christiern geschwind wieder mit diesen beiden mächtigen Schirmherrn des Alten und erwirkte vom Papst, daß ihn der deshalb nach Dänemark abgeschickte Nuntius von aller Schuld freisprach und dieselbe einzig dem Slaghek, Erzbischof von Lund, aufgebürdet wurde, der doch nur des Königs Werkzeug gewesen war, jetzt aber zur Sühne der Stockholmer Opfer gehenkt und verbrannt wurde, 1522.

Dieses schwache und zweideutige Benehmen schadete dem König unendlich. Wie in Schweden, so erhob sich jetzt auch in Dänemark eine mächtige Partei von Bischöfen und weltlichen Herrn, schloß im Dezember 1522 zu Wiburg einen Bund und bot die dänische Krone seinem Oheim Friedrich, dem Herzog von Schleswig-Holstein an, der sie auch gleich annahm und sich mit der Hansa verband. Nun verlor Christiern den Muth, und floh nach Deutschland, um mit Hülfe des Kaisers, der aber andere Sorgen hatte, seine verlorenen Reiche wiederzuerobern. Nur die dänischen Bauern erhoben sich für ihren König, aber von ihm selbst im Stich gelassen, unterlagen ihre rohen Haufen den schrecklichen Schlägen, die ihnen Friedrichs Feldherr Johann Ranzau mit seinen geübten Söldnern versetzte.

Kaum aber hatte sich Friedrich I. nach der verrätherischen Uebergabe der Hauptstadt Kopenhagen als König in Dänemark festgesetzt, so fand er es, obgleich er den Bischöfen anfangs alle ihre Rechte gewährleistet hatte, dennoch seiner Politik angemessen, die Reformation in seinem Reich einzuführen. Einmal konnte er sich gegen den Kaiser, dessen Schwager er der Krone beraubt hatte, nur durch die protestantischen Fürsten und Städte Norddeutschlands schützen. Zweitens wollte er dem gemeinen Mann die Glaubensfreiheit gleichsam zum Ersatz der verlorenen politischen Freiheit geben. Drittens brauchte er als neuer König, aus einer Revolution hervorgegangen, Geld und gelüstete nach dem reichen Gut der Kirche. Deshalb nun beschützte er den Hans Tausen, der zuerst als Reformator aus der Schule Luthers in Dänemark auftrat, den Hans Michelson, der das neue Testament ins Dänische übertrug, und den Hans Tast, der Schleswig und Holstein zum Lutherthum bekehrte. Den Adel be-

stach er durch die Aussicht auf den Raub der geistlichen Güter und nachdem die drei größten Städte Kopenhagen, Malmoë und Wiburg einmal für die Reformation gewonnen waren, rief er Bischöfe und Herrn in Orense zusammen und setzte hier einstweilen die wichtigen Beschlüsse durch, 1) daß die Lutheraner vollkommen freie Religionsübung neben den Katholiken genießen, und 2) daß die Bischöfe nicht mehr von Rom abhängen, sondern ihre Bestätigung allein beim König suchen sollten. Ein Theil der Bischöfe gab nach, um nicht alles zu verlieren, der andere Theil wurde überstimmt. Somit war der Grund zur dänischen Staatskirche gelegt, 1527. Die Bewegung schritt fort. Schon 1531 konnte Bogbinder, Bürgermeister von Kopenhagen, mit einem Volkshaufen in die Kirchen eindringen und allen Bilderschmuck in denselben zerstören.

Christiern der Böse benutzte die Zeit, in welcher Karl V. in Deutschland und den Niederlanden verweilte, sammelte ein Heer und rüstete in Holland eine Flotte, mit der er in Norwegen landete, 1531. Da ihn aber die Belagerung von Aggershuus zu lange aufhielt, verlangte er mit seinem Oheim Friedrich zu unterhandeln und dieser ließ ihn treulos gefangen nehmen, um ihn nie wieder frei zu lassen. Christiern wurde im Schlosse Sonderburg in ein rings ummauertes Loch geworfen, in das man ihm nur durch ein kleines Fensterchen Speise zusteckte. Hier lag er 12 Jahre, bis man ihn in etwas erleichterte. Aber erst 1549 gelang es dem Kaiser, auszuwirken, daß man ihn nach Kallundborgs Schloß brachte, wo er umhergehen und auch jagen durfte. Aber die lange Kerkerqual hatte ihn ganz trübsinnig gemacht, so daß er endlich in Wahnsinn fiel.

Friedrich I. starb schon 1533, sein ältester Sohn Christian III. war streng lutherisch, weshalb die altkatholische Partei der Bischöfe ihn auszuschließen und seinem jüngern Bruder Johann die Krone zu verschaffen suchte. Christian konnte sich anfangs nur als Graf von Holstein behaupten. Aber Wullenweber, das geniale Haupt der Hansa, benutzte damals die dänischen Wirren, um Skandinavien aufs neue der Hansa zu unterwerfen. Wir haben diese interessanten Kämpfe schon in der Geschichte Deutschlands geschildert. Sie ende-

ten mit der Vertreibung des von der Hansa aufgestellten dänischen Gegenkönigs Christoph von Oldenburg, mit dem Untergange Wullenwebers und mit der vollkommenen Herstellung Christians III. auf den Thron seines Vaters Friedrich. Derselbe Johann Ranzau, der schon dem letztern gedient, diente auch wieder dem erstern, die empörten Bauern unter entsetzlichem Blutvergießen zur Ruhe zu bringen. Von dieser Zeit an blieb das Landvolk in Dänemark vom Adel geknechtet. Auch der Bürgerstand wurde tief geknechtet und endlich die Geistlichkeit. Denn Christian wollte keine stolze, bischöfliche Aristokratie mehr im Lande dulden, die sich auf eine auswärtige Macht, den Papst, stützte, und da er sah, daß sich die dänischen Bischöfe nur wider Willen seinem Vater gefügt und nach dessen Tode gleich wieder ihre Ansprüche geltend gemacht hatten, ließ er sie jetzt allesammt an einem Tage (den 20. August 1536) im ganzen Reiche gefangen nehmen, setzte sie ab, reformirte die Kirche gänzlich, zog alles Kirchengut an sich und wies der neuen Geistlichkeit nur den nothwendigen Gehalt an. Die neue dänische Staats- oder Consistorialkirche aber ließ er sich durch Bugenhagen einrichten, den er sich aus Wittenberg verschrieb. Sie glich vollkommen der sächsischen. Einen großen Theil des Kirchengutes überließ Christian III. dem Adel, auf den er sich jetzt allein noch stützte, um das Volk desto besser unterdrücken zu können. Holstein kam unter Christians III. Bruder Adolf, den Stammvater des s. g. Holstein-Gottorpschen Hauses, als ein Lehen der Krone Dänemark und zugleich als deutsches Reichsland.

Nach Christians Tode 1559 erwarb sich sein Sohn Friedrich II. einen schlechten Ruf durch die ungerechteste Unterdrückung der Dithmarschen. Nachdem er das dänische Volk in Sklaverei herabgedrückt hatte, konnte er in Schleswig die uralte Freiheit der Dithmarschen nicht länger mit ansehen und überfiel diesen edeln Volksstamm, der damals durch seine eigene Uneinigkeit und durch das faule Zusehen der Hansa ins Verderben gerieth, 1559. Friedrich II. führte nachher einen siebenjährigen Krieg mit Schweden, höchst unnütz, zum Schaden beider Reiche. Dänemark trat auf die Seite bald der Polen, bald der Russen, um Schweden zu schaden,

anstatt daß alle skandinavischen Germanen innig vereint dem mächtigen Slavenreiche jenseits der Ostsee hätten gegenübertreten sollen. In jenem Kriege zeichneten sich die Dänen durch eine Tapferkeit aus, die eines bessern Zwecks werth gewesen wäre. Daniel Ranzau erfocht 1565 auf der Falkenberger Heide mit nur 5000 Mann einen glänzenden Sieg über 24,000 Schweden, und Peter Skram „der dänische Wagehals" vollbrachte kühne Thaten zur See. Am Ende schloß man zu Stettin Frieden und alles blieb wieder beim Alten, 1570. Indeß trat insofern eine Neuerung ein, als Dänemark seine Provinz Schonen und allen Besitz auf der Ostseite des Sundes aufgab und dagegen den Sundzoll als eine höchst ergiebige Einnahmsquelle eröffnete.

Friedrich starb 1588. Für seinen jungen Sohn Christian IV. regierte zunächst dessen Mutter Sophie, 1596 bestieg er selbst den Thron und kam schon wieder in Streit und Krieg mit Schweden, 1611—13, worauf wieder Friede geschlossen wurde. Je mehr die Hansa verfiel und andrerseits das Beispiel der Holländer und Engländer zur Nacheiferung reizte, desto mehr kam auch wieder die dänische Marine in Aufschwung. Christian IV. ließ das stille Weltmeer auch mit dänischen Schiffen befahren und gründete eine Colonie in Tranquebar an der Küste Coromandel.

Das Königreich Norwegen, noch zuletzt die Zuflucht Christierns, wurde nach dessen Gefangennehmung von Dänemark einfach zu einer dänischen Provinz erklärt, der Reichsrath, der Reichstag daselbst aufgehoben, das Land durch dänische Statthalter regiert und das große Kirchengut vom übermüthigen dänischen Adel in Beschlag genommen. Daß in dem sonst so freiheitsstolzen norwegischen Volke der Widerstand gegen die Vernichtung seiner politischen Selbständigkeit und gegen die Reformation nicht nachhaltiger war, als er gewesen ist, erscheint räthselhaft. Freilich war der Widerstand in einem so dünn bevölkerten und weit in die Länge gezogenen Lande auch schwieriger und die Ausdrücke des dänischen Besitzergreifungspatentes von 1531 erklären die Sache einigermaßen. Es heißt dort, der König von Dänemark eigne sich Norwegen an, „weil dieses Reich jetzt so

an Macht und Vermögen herabgekommen, daß es keinen eigenen König zu unterhalten vermag."

Nur auf der Insel Island widersetzte sich der Bischof Jon Aresen und ein Theil des Volks der neuen lutherischen Kirchenordnung und es kam zu einem blutigen Kampfe. Doch unterlagen die Bekenner des alten Glaubens zuletzt der dänischen Regierung und Aresen wurde hingerichtet, 1551.

2.

Gustav Wasa.

Als Christiern der Böse Schweden unterwarf, schleppte er unter andern Geißeln auch den jungen Gustav Wasa mit fort, einen Edelmann aus gutem Hause, der für die Sture tapfer gefochten hatte. Es gelang diesem feurigen Jüngling zu entfliehen. Er kam nach Lübeck, von wo Christiern seine Auslieferung verlangte. Doch ließen ihn die Lübecker heimlich nach Schweden entkommen, wo er eine große Volkserhebung gegen die Dänen zu erregen suchte. Da er sich aber von den Städten und besuchten Straßen fern halten mußte, um nicht entdeckt zu werden, kam er in Gegenden des weit ausgedehnten und schwach bevölkerten Landes, wo man noch gar nichts von dem Blutgericht in Stockholm erfahren hatte. Er konnte also lange nicht zu seinem Zwecke kommen und mußte sich verkleiden und harte Entbehrungen dulden, um nicht verrathen zu werden. Einmal diente er als Knecht auf einem Hofe. Ein andermal mußte er sich im Walde tagelang unter einer umgestürzten Tanne verbergen. Wieder einmal rettete ihn ein Bauer in einem Wagen voll Stroh, aber die Soldaten, die ihm schon auf der Spur waren, stachen in das Stroh hinein und verwundeten ihn, jedoch ohne ihn zu entdecken. Endlich fand er doch einigen Anhang und in Dalekarlien wurde ein dänischer Vogt erschlagen. Diese schwedische Provinz zeichnete sich durch die uralte Kraft und Biederkeit ihrer germanischen Bewohner, der Thalkerle aus, von denen sie den

Namen hat. Hier bei Rättwicks Kirche, unfern von Mora, hielt Gustav Wasa die erste Rede an das Volk und erklärte demselben, welche Schmach es sey, den Dänen gehorchen zu müssen. Aber noch wunderten sie sich, das zu hören, was er sagte, und riethen ihm, sie lieber in Ruhe zu lassen. Kaum aber war er fort, als Männer aus Stockholm ankamen und als Augenzeugen des Blutbads alles bestätigten, was Gustav gesagt hatte. Da holten die Dalekarlier ihn eilends zurück und konnten ihn kaum noch finden, da er schon hoch oben auf dem Gebirge war, um sich hinüber nach Norwegen zu retten. Jetzt ward er im Triumph zurückgeführt und in Mora von einer großen Menge Volks zum „Hauptmann des schwedischen Reichs" ausgerufen. Es war harter Winter, doch folgten ihm einige hundert Mann zum Kupferberg, wo er im Februar 1521 die starken Bergleute zur Empörung aufrief, alles Eigenthum der Krone in Beschlag und Christierns Beamte gefangen nahm. Auch hier hielt er begeisternde Reden ans Volk und die Bergleute waffneten sich und folgten ihm. Sobald man in Stockholm von diesem Aufstand der Thalkerle hörte, rüstete Erzbischof Gustav Trolle, der Dänenfreund, sogleich ein Heer von 6000 Mann aus, welches den Rebellen entgegen zog, aber an der Dalelbe von den Thalkerlen überfallen und in die Flucht gejagt wurde. Gustav Wasa rückte nun vor Westeräs und schlug die Dänen noch einmal. Da ging Freude durch ganz Schweden und fast überall stand das Volk auf und erschlug oder vertrieb die dänischen Beamten. Nur in der Hauptstadt trotzten die Dänen und Gustav mußte zwei Jahre lang vor Stockholm lagern, bis Christiern aus Dänemark selbst vertrieben wurde, 1533. Nun ergab sich Stockholm. Gustav Wasa wurde zum König von Schweden ausgerufen und der neue Dänenkönig trat mit ihm in ein Bündniß gegen Christierns Anhang.

Gustav Wasa hatte das nämliche Interesse wie Friedrich I., die Reformation als Waffe gegen den rechtmäßigen König Christiern, gegen Kaiser und Papst und gegen die schwedischen Bischöfe zu brauchen und sich durch Plünderung des Kirchengutes Geld zu verschaffen. Daher sein grober Undank gegen die Dalekarlier. Diese

frommen und unverstellten Herzen hatten ihm den Thron erkämpft, und sie hätten sich nicht träumen lassen, daß er ihnen würde einen neuen Glauben aufzwingen wollen, denn sie waren mit ihrem alten zufrieden. Es gab eine große Aufregung. Bischof Brask erklärte, man sey dem König Treue schuldig in weltlichen Dingen, aber er dürfe die Kirche nicht zerstören. Gustav Wasa stellte sich uneigennützig, legte die Krone nieder und nahm mit erheuchelten Thränen von den Schweden Abschied. Da stürmte der Adel, theils verabredetermaßen, theils überrascht, auf den König ein und flehte ihn an, die Krone zu behalten. Was wollten die armen Bischöfe machen, als er nunmehr keck zugriff, alle Klöster aufhob und dem Adel im s. g. Westeräs-Receß von 1527 einen reichen Antheil an der Beute zukommen ließ! Er war aber noch ungleich schlauer als der Dänenkönig und dachte nicht daran, sich zum Sklaven des Adels machen zu wollen, sondern täuschte auch diesen. Denn wenn er gleich anfangs das Kirchengut für Nationaleigenthum erklärt hatte, behielt er als König sich doch vor, darüber zu verfügen, und nachdem er mit Hülfe des Adels die Bischöfe gestürzt und die Bauern zu Paaren getrieben hatte, that er auch der Raubbegierde des Adels wieder Einhalt. Nur in der ersten Zeit seiner Regierung hielt er den Adel warm und schmeichelte ihm.

Um den Widerstand im Volke zu brechen, zog der König gegen die Dalekarlier zu Felde, die für ihre alte Kirche kämpfen wollten. Er hatte sich wohl vorgesehen, umringte sie mit einem auserlesenen Heere von 14,000 Mann, zwang sie zur Unterwerfung und ließ ihre Anführer, die Bischöfe Magnus Knut und Peter Jakobson gefangen nach Stockholm bringen und hier im schmählichsten Aufzuge, verkehrt auf elenden Pferden reitend, Knut mit einer Bischofsmütze von Baumrinde, zum Gelächter des Stadtpöbels, durch die Straßen führen, an den Pranger stellen und endlich hinrichten. Die Dalekarlier empörten sich deshalb noch einmal, unterlagen aber seinen Soldaten. Brask entkam glücklich ins Ausland, 1528. Als Christiern den Versuch machte, noch einmal seine Länder zurückzuerobern, entflammte auch in Schweden der Aufruhr von neuem. Gustav Wasa hatte von jedem Kirchspiel eine Glocke verlangt, um sie zu Gelde

zu machen. Die Dalekarlier holten die ihrigen wieder zurück, 1531. Christierns Gefangennehmung machte auch diesen Wirren ein Ende. Dann verband sich Gustav Wasa mit Christian III. von Dänemark zur gewaltsamen Durchführung der Reformation in beiden Ländern. Das Landvolk aber konnte sich immer noch nicht darein finden und 1537 erhob sich neuer Aufruhr, noch mehr 1542, als Nils Dake an die Spitze der Bauern trat und viele königliche Vögte und Edelleute erschlagen ließ. Aber im folgenden Jahre erlag Dake der Uebermacht der königlichen Truppen, mußte in die Wälder flüchten und wurde, wie ein Wild gejagt, mit einem Pfeil erschossen. — Nach dieser Sturmzeit ordnete Gustav Wasa das Reich und legte die höchste Gewalt dergestalt allein der Krone bei, daß er auch den Adel wieder einschränkte und ihm die Kirchen- und Krongüter entzog, die derselbe eigenmächtig an sich gerissen hatte.

Im Jahr 1554 griffen die Russen Finnland an. Ueberhaupt trachteten sie damals zum erstenmal, sich an der Ostsee festzusetzen und dies zu verhindern, mußte die Aufgabe aller Skandinavier seyn. Auch hätten sie es verhindern können, wenn sie einig gewesen wären. Damals beschränkte sich der Krieg nur auf Verheerungen der Grenzen. Die Hülfe, die den Schweden von Livland und Polen kommen sollte, blieb aus. Krankheiten wütheten in beiden Heeren und veranlaßten 1557 einen einstweiligen Friedensschluß.

Gustav Wasa hatte in seinen alten Tagen noch manchen Kummer wegen seines ältesten Sohnes Erich, der seinen eigenen lüderlichen Hof hielt, sich fast nur mit Franzosen umgab, von denselben die Pariser Sitten lernte, seine Gesundheit durch Ausschweifungen untergrub und ungeheure Geldsummen, die dem armen schwedischen Volke abgepreßt waren, vergeudete, um sich der Königin Elisabeth von England als annehmlicher Freier darzustellen. Aber auch er bekam, gleich allen andern Prinzen, einen Korb von ihr. Gustav Wasa starb endlich 1560.

Sein Sohn Erich XIV. bewies im Anfang seiner Regierung einige Thatkraft, indem er ein Heer nach Esthland hinüberschickte, um dieses alte deutsche Ordensland gegen die Russen zu vertheidi-

gen. Der Adel daselbst huldigte ihm, 1561. So wurde Esthland schwedisch, indeß der Landmeister Gotthard Kettler sich zum Herzog von Kurland unter polnischer Hoheit machte und Livland an Polen abtrat. Das Ordensland als schmaler Küstenstrich mußte sich gegen Rußland auf Schweden und Polen stützen. Diese beiden Mächte hätten immer einig handeln, und Dänemark hätte mitwirken sollen. Das letztere fing aber 1562 den oben erwähnten siebenjährigen Krieg mit Schweden an und störte dadurch unvernünftigerweise die gemeinsamen Maßregeln gegen Rußland.

Erichs Bruder Johann war ehrgeizig und verlangte Antheil an der Regierung. Erich ließ ihn ins Gefängniß setzen. Auch von der Familie Sture besorgte er Gefahr. Diese übertriebenen Aengste scheinen aber nur die Folgen seiner Ausschweifungen gewesen zu seyn. Im Mai 1567 brach der Wahnsinn bei ihm aus, und in einem Anfall desselben ließ er alle Mitglieder des Hauses Sture ermorden. Den ihm weit gefährlicheren Bruder Johann aber ließ er frei. Während die Schweden im Dänenkriege eine Niederlage erlitten, erwachte Polens Habgier und es griff Esthland an, anstatt es gegen die Russen schützen zu helfen.

Der wahnsinnige König wurde endlich vom ganzen Volke verlassen und mit Zustimmung der Reichsstände von seinem Bruder Johann gefangen genommen, 1569. Der letztere rächte sich jetzt dafür, daß er selbst früher hatte im Gefängniß zubringen müssen, auf die unmenschlichste Art, denn er ließ den armen Bruder durch „Hunger, Kälte, Gestank und Finsterniß, Hieb und Schlag" mißhandeln, auf dem Schlosse Gripsholm, wo ihn zugleich alle Nacht Geistererscheinungen ängsteten. Sein Unglück jammerte viele und es wurden mehrere Versuche gemacht, ihn zu befreien; da ließ ihn Johann vergiften, 1577. Es ist charakteristisch, daß er sich zu diesem Schritt die Ermächtigung der lutherischen Geistlichkeit ausbat. Schon im J. 1572 gaben sämmtliche lutherische Bischöfe unter Vorsitz des Erzbischof Petri schriftlich ihre Einwilligung und als Johann gleichwohl noch zögerte, mahnten sie ihn in einer Zuschrift vom 10. März 1575 ausdrücklich, er solle sich beeilen und dafür sorgen, „daß im

Falle man Erich nicht im Gefängniß verwahren könne, man ihn mit einem der Mittel, die dazu dienlich, umbringen solle, denn es wäre christlicher, daß einer leide, als daß viele ins Verderben kommen."

Von nun an theilte Johann mit seinem jüngern Bruder Karl die Regierung und hatte das Glück, in dem Franzosen Pontus de la Gardie einen ausgezeichneten General zu erhalten, der den wiederbeginnenden Krieg mit Rußland sehr energisch führte, Narva, die russische Grenzfestung gegen Esthland wegnahm und ganz Ingermanland eroberte, die Südseite des finnischen Meerbusens bis an dessen innerstes Ende, 1580. Da nicht lange nachher Stephan Batori in Polen ohne Erben starb, gelang es Johann, seinen eigenen Sohn Sigmund zum König von Polen wählen zu lassen, 1587. Stephans Wittwe Anna war nämlich die Schwester Katharinas, der Gemahlin Johanns und Mutter Sigmunds und beide die letzten Sprößlinge des berühmten jagellonischen Königshauses. Insofern hatte der junge Sigmund allerdings ein Erbrecht, welches die Polen durch ihre freie Wahl bestätigten. Diese Speculation auf die polnische Krone machte schon von Sigmunds Geburt an seinen Vater Johann der katholischen Kirche geneigt, zu der sich die Mehrheit der Polen bekannte. Als Petri, der erste lutherische Bischof, der die staatskirchliche Hierarchie Gustav Wasas geleitet hatte, in hohem Alter verschied, nahm Johann wieder katholische Reformen in Schweden selbst vor und ließ in allerlei Verkleidungen Jesuiten ins Reich kommen. Sigmund selbst war streng katholisch.

Darauf baute nun Johanns Bruder Karl seinen Plan, an der Spitze der lutherischen Partei sich selbst in den Besitz Schwedens zu setzen. Diese Partei wurde zugleich die nationale, weil die Schweden nicht mit Unrecht besorgten, der katholische Polenkönig werde sich um andere Interessen bekümmern, als um die ihrigen, und es sey mithin besser für sie, wenn sie nicht denselben König hätten, wie die Polen, sondern einen eigenen. Als Johann 1592 starb und sein Sohn Sigmund als König in Polen bleiben mußte, wurde Karl für ihn Reichsverweser in Schweden und setzte sich in dieser Stellung so fest und benutzte die Abneigung der Schweden gegen Polen

so klug, daß ihm zuletzt die schwedische Krone nicht mehr entgehen konnte. Er schaffte auf einer Versammlung zu Upsala 1594 alle katholischen Neuerungen seines Bruders Johann wieder ab. In demselben Jahre bekam er seinen ersten Sohn Gustav Adolf und drei Jahre später griff er nach der Krone. Sigmund kam aus Polen mit einem Heere und schlug ihn bei Stegeborg, schauderte aber, das Blut seiner Unterthanen zu vergießen, und schloß mit Karl am 28. September 1598 einen Vertrag, wodurch er ihn nicht nur als Reichsverweser bestätigte, sondern sich auch verpflichtete, seinen jungen Sohn Wladislaw nach Schweden zu schicken und lutherisch erziehen zu lassen, oder aber, wenn ihm dies binnen sechs Monaten nicht möglich würde, sein schwedisches Erbrecht an Karl und dessen Nachkommen abzutreten. Da nun die Polen nicht litten, daß Wladislaw nach Schweden geschickt würde, verlor er auch das Erbrecht. Der Vertrag trat in Kraft und Karl IX. wurde von den Schweden zum König ausgerufen. Mehrere Anhänger Sigmunds, die ihm auch jetzt noch Schweden erhalten wollten, wurden hingerichtet. Sigmund wollte nun wenigstens Esthland behalten (Ingermanland hatten die Russen schon wieder genommen); aber Karl bestritt es ihm und verband sich sogar mit den Russen gegen ihn, die Dänen fielen ihm jedoch in den Rücken und unter diesen Wirren starb er und hinterließ das schwedische Reich seinem weltberühmten Sohne, 1611.

3.

Die polnischen Factionen.

Die beiden Jagellonen, Sigmund von Polen und Wladislaw von Böhmen und Ungarn wurden von dem schrecklichen Sultan Soliman II. und von den Tatarn der Krim angegriffen. Wladislaws Sohn und Nachfolger Ludwig verlor 1526 bei Mohacz Sieg und Leben. Ungarn fiel fast ganz in die Gewalt der Türken, Böhmen an Ludwigs Schwager, den Habsburger Ferdinand. So blieb den Jagellonen nur noch Polen, welches ebenfalls durch die

Einfälle der Türken und Tatarn empfindlich litt. Erst nachdem diese Stürme einigermaßen vorüber waren, konnte Sigmund dem Vordringen der Reformation Schranken setzen und Danzig, welches zum Lutherthum abgefallen war, wieder unterwerfen. Albrecht mußte sein neues preußisches Herzogthum von Polen zu Lehen nehmen, 1525. Uebrigens hatte Sigmund noch viel mit dem Woijewoden der Moldau zu kämpfen.

Sein Sohn und Nachfolger Sigmund August (seit 1543) wurde durch die Reformationspartei bedrängt, die jetzt erst von den Deutschen zu den Polen fortschritt. Viele Bischöfe und Priester änderten die Liturgie und heiratheten. Ihr Wortführer auf dem Reichstag wurde Raphael Lescinsky, der in der schlesischen Schule zu Goldberg unter dem berühmten Rector Trotzendorf, einem Schüler Melanchthons, erzogen worden war. König August, mit einer Habsburgerin, Ferdinands Tochter Elisabeth vermählt, war der Reformation nicht zugethan, konnte aber den Adel nicht bemeistern.

Im Jahre 1557 brachen Unruhen in Livland aus, welche den Russen zum Vorwand dienten, es aufs entsetzlichste zu verheeren. Schweden und Polen mischten sich ein und es gelang der Tapferkeit der Lithauer, die Russen und Schweden zurückzuschlagen, 1565. Damals setzte König August, der Herr beider Länder, eine ewige Vereinigung Lithauens mit Polen durch. Von dieser Zeit an standen der polnische Adler und der lithauische geharnischte Reiter vereint im Wappen und auf den Münzen des Reichs.

Mittlerweile ließ sich Sigmund August durch Weltlust berücken, die Reformation zu begünstigen. Seiner Elisabeth satt, schickte er sie heim, wollte dem Papst die Scheidungserlaubniß abtrotzen und forderte von ihm für Polen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und die Priesterehe. Aber er konnte die Reformation doch nur in den deutschen Provinzen durchsetzen. Die Mehrheit der Polen blieb katholisch und der Reichstag von 1564 nahm die Beschlüsse des Tridentiner Conciliums an, unter dem Einfluß des geistesüberlegenen Bischof Hosius, der zu derselben Zeit in Braunsberg ein Jesuiten-

collegium gründete. August führte also weder die Reformation durch, noch hielt er sie von Polen ab.

Im Jahre 1572 starb er als der letzte Jagellone. Ein Erbrecht sprach König Johann von Schweden als Schwager Augusts für sich oder für seinen Sohn Sigmund an. Ebenso Kaiser Maximilian II., der gleichfalls Augusts Schwager war, für sich oder seinen Sohn Erzherzog Ernst. Der Adel des Landes aber behauptete das Wahlrecht und nun bemühten sich Czaar Iwan, Herzog Albrecht von Preußen und Heinrich von Anjou, Sohn der Katharina von Medicis, um die Wahl. Der letztere wurde vorgezogen, weil er des Landes am wenigsten kundig, also vom habgierigen Adel am leichtesten zu behandeln war. Er selbst war nur dem Hasse seines Bruders Karls IX. ausgewichen und dachte bald wieder nach Frankreich heimzukehren, ließ daher dem Adel die volle Gewalt und lebte blos seinem Vergnügen. Da kam die Nachricht, Karl IX. sey gestorben. Geschwind gab Heinrich dem polnischen Adel einen glänzenden Ball, — verschwand plötzlich und eilte mit untergelegten Pferden nach Paris, 1573.

Zborowski, ein polnischer Edelmann, hatte in Heinrichs Gegenwart bei dessen Krönung einen andern Edelmann getödtet, konnte wegen Unbotmäßigkeit des Adels nicht bestraft werden und zog sich freiwillig an den Hof des Stephan Batori in Siebenbürgen zurück, dem er auch nach Heinrichs Flucht zur polnischen Krone verhalf. Stephan erfocht glänzende Siege über die Russen (1576 und 1582); Zborowski, den er nicht hoch genug stellte, verschwor sich gegen ihn, unterlag aber dem klugen und tapfern Kanzler Zamoiski und wurde hingerichtet. Darüber empörte sich der Adel und der König war nicht mehr im Stande, seine russischen Siege zu verfolgen. Er wollte nämlich die katholische Kirche über ganz Rußland ausdehnen und hätte es damals vermocht, wenn der nichtswürdige polnische Adel ihn nicht im Stich gelassen hätte. Man ließ dem trefflichen König nicht einmal Zeit, das Land zu beruhigen. Er starb an Gift, ohne Kinder zu hinterlassen, 1586. Sein Neffe, der schwedische Prinz Sigmund, der schon als sein muthmaßlicher Erbe katholisch erzogen worden war, wurde von Zamoiski's Partei unterstützt, die Partei

Zborowski wählte dagegen den Erzherzog Maximilian zum König. Der letztere benahm sich ungeschickt, wurde gefangen und mußte entsagen. Sigmund wurde König, that aber den edeln Zamoiski undankbar von sich, zeigte sich unfähig und verlor nicht nur, wie oben schon erzählt ist, Schweden, sondern auch Esthland, weil hier die schon vorherrschend deutsche Bevölkerung reformirt war, sich also lieber an das lutherische Schweden als an das katholische Polen anschloß.

4.

Ende des deutschen Ordens.

In den deutschen Ordenslanden an der Ostsee breitete sich die Reformation frühzeitig und rasch aus, weil der Hochmeister Albrecht von Brandenburg schon 1522 mit Luther in Verbindung trat und unter dem Vorwand der Kirchenreform das Ordensland zu seinem weltlichen Erbe machte. Um seine Stellung noch mehr zu befestigen, heirathete er, seine geistlichen Gelübde brechend, eine dänische Prinzessin. Es kam ihm zu Statten, daß sich der Orden als solcher überlebt hatte. Die Ritter waren nicht nur den Bauern und Bürgern, sondern auch dem Landadel und Klerus verhaßt und hatten sich durch Ueppigkeit und schlechte Sitten verächtlich gemacht. In Königsberg wurde die Reformation schon 1524 durchgeführt und im folgenden Jahr schloß Albrecht zu Krakau den Vertrag mit Polen ab, demzufolge er als polnischer Vasall erblicher Herzog in Preußen wurde. Das Landvolk hörte damals viel von christlicher Freiheit reden und wollte dieselbe nun auch für sich erlangen. Unter Anführung des Müllers von Keymen wollte es den Adel ausrotten, um christliche Gleichheit und Brüderlichkeit einzuführen, wurde aber von des Herzogs Soldaten zu Paaren getrieben und empfing die blutige Lehre, daß die Reformation nicht für das Volk, sondern nur für die Fürsten gemacht sey.

Albrecht gewann nur Preußen. Livland, Kurland und Esth-

land, durch die Eifersucht des livischen Heermeisters Walther von Plettenberg zurückgehalten, unterwarfen sich ihm nicht, und auch die vielen Güter des Ordens in Deutschland blieben unter der besonderen Verwaltung des katholischen Deutschmeisters zu Mergentheim von Preußen getrennt. Die Reformation griff indeß auch nach Livland über. In Riga predigte schon 1522 Andreas Knopf im Sinne Luthers und das von ihm exaltirte Volk erbrach die Kirchen und verbrannte die Bilder auf dem Markte. Gleiche Scenen wiederholten sich in Reval, Dorpat und Danzig. Wie die Ordensritter, war hier auch die Klerisei in Ueppigkeit versunken und unfähig, die Heiligkeit der alten Kirche zu vertheidigen.

Während sich, erzählt der dorpater Chronist Kelch, das Land in viehischen Wollüsten wälzte, war der Frieden mit Rußland abgelaufen und Czaar Iwan Wasiliewitsch verfehlte nicht, die Anarchie im Ordenslande zu benutzen, um dasselbe anzufallen. Er begann damit, vom Bisthum Dorpat einen Tribut zu fordern. Der Bischof Jodocus traute nicht, verkaufte das Bisthum und floh mit dem Gelde nach Deutschland, wo er heirathete. Dem neuen Bischof Hermann schickte der Czaar ein seidenes Netz. Der Bischof war feig genug, sich durch einen Tribut sicher stellen zu wollen. Auch Fürstenberg, der neue Landmeister von Livland, bekam Angst und entließ auf Befehl des Czaaren seine Truppen. Nun erst brach der Czaar ins Land ein. Seine Wütherei übertraf alles, was man je gehört. Die Einwohner wurden mit Kienspänen gespickt und als Hasen gebraten; Schwangere wurden von einander gehauen und die Leibesfrucht gespießt. Frauen wurde Pulver in den Leib gestopft und angezündet, Kinder wurden reihenweise an Zäunen aufgespießt ꝛc. Die Russen eroberten Narva, Wesenberg, endlich Dorpat selbst. Den Bischof schleppten sie nach Moskau, wo er im Kerker starb. Der Vogt von Weissenstein ließ diese schöne Veste im Stich und floh. Auch der Vogt von Reval floh, ließ aber zuvor eine dänische Besatzung ohne Befehl von seinen Obern ein. Im nächsten Jahr 1559 kam der Czaar mit 130,000 Mann wieder und überzog ganz Livland und Kurland mit greulicher Verwüstung. Der Orden wehrte sich nicht, außer hinter festen Mauern.

Der schwache Fürstenberg dankte endlich ab und Gotthard Kettler folgte ihm als der letzte Land- oder Heermeister in Livland. Dieser wandte sich nun an die Hansastädte, die ein Interesse hatten, ihre alten Colonien zu schirmen. Aber Riga, Reval und Danzig hatten als die nächst gelegenen, den entfernteren Lübeck, Bremen, Hamburg ꝛc. den Vorrang im russischen Handel abgewonnen. Jetzt hofften die entfernteren, durch ihre Neutralität Rußland zu befreunden und den russischen Handel an sich zu ziehen, ließen also ihre deutschen Brüder in der Noth stecken. Dem Beispiel des Commandanten von Reval folgte der Bischof von Oesel und verkaufte seine Insel an Dänemark. Dasselbe that der Bischof von Reval mit seinem Bisthum und der Ordensvogt von Röneburg mit seinem Haus und Gebiet. Die übrigen getreuen Ritter sahen sich von der Uebermacht der Russen übermannt. Ewert von Delwig und 95 „edle und gute Gesellen zu Pferde" stürzten sich bei Koskül während eines dichten Nebels in 16,000 Russen und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an; da sich aber der Nebel verzog, erkannte der Feind ihre geringe Zahl, umringte und vernichtete sie. Landmarschall Schall von Bell warf sich den Russen ebenfalls mit geringer Macht entgegen, wurde geschlagen und gefangen und zu Moskau nebst vier hohen Beamten des Ordens und des Erzbisthums und mehreren von Adel durch die Gassen halb todt geknutet und enthauptet. Auf diesem Zuge nahmen auch die Russen den alten Heermeister Wilhelm von Fürstenberg, der ihnen sein Schloß um freien Abzug übergeben, verrätherisch gefangen und schleppten ihn nach Moskau, wo er starb. Zu allem Unglück kam nun noch eine Empörung der Bauern, die den Orden und den Adel wüthend anklagten, warum er sie vorher so sehr mit Frohnen belastet und nicht einmal zu schützen wisse. Doch sie wurden besiegt und in großer Menge hingerichtet.

Die auswärtigen Mächte nahmen sich endlich der Sache an. Kettler unterhandelte mit Polen, das schon längst Rußlands Umgriffen hätte vorbeugen sollen. Dänemark schickte den Prinzen Magnus, Herzog von Holstein, das schon Gewonnene zu behaupten

und zu erweitern. Endlich kamen auch Schweden herüber, und die von Rußland zunächst bedrohte Stadt Reval zog es vor, dem König Erich von Schweden statt den Dänen zu huldigen, 1561. Damit nun nicht Schweden und Dänen weiter um sich griffen, verstanden sich Kettler und Polen dahin, daß Kettler Kurland und Semgallen als erbliches Herzogthum, Polen aber Livland behalten sollte. Esthland blieb den Dänen und Schweden, Dorpat und Narva hatten noch die Russen. So wurde das alte Ordensland zerrissen. Zwischen den neuen Besitzern herrschte große Eifersucht. Magnus und die Dänen schlossen sich einstweilen an Polen und Kurland an, bis die Schweden geschlagen waren, dann aber an Rußland. Der deutsche Adel, dem mit der polnischen Herrschaft in Livland wenig gedient war, fiel unter dem kühnen Rittmeister Rosen die Russen im Bisthum Dorpat an, wurde jedoch überwältigt und in Stücke gehauen, Dorpat geplündert und alle Einwohner von den Russen ermordet, 1572. Unmittelbar darauf fiel der Czaar mit 200,000 Mann in Livland ein und wüthete ärger als je vorher. Weissenstein wurde erobert und verbrannt, der schwedische Statthalter Boie lebendig gespießt und gebraten. Ein kleines schwedisches Heer unter Ackeson schlug die Russen, konnte sie aber nicht hindern, die Insel Oesel zu überschwemmen, wo sie alles umbrachten. Nachher belagerten sie Reval vergebens. Als der Czaar sich endlich zurückzog, war Magnus so feig, sich bei ihm zu entschuldigen und aufs neue seinen Schutz anzuflehen. Der Czaar ließ ihn zu sich kommen, zwang ihn, tausend Schritte weit auf allen Vieren zu ihm zu kriechen, ließ ihn blutig prügeln und nöthigte ihn, sein eigenes Blut zu trinken. Darauf that der Czaar 1577 einen neuen Einfall in Livland, um die mühsame Eroberung der festen Ordenshäuser fortzusetzen. Zu Ascherad ließ er den Landmarschall Jasper von Münster, nachdem man ihm die Augen ausgestochen, zu Tode knuten und 500 adelige Frauen und Jungfrauen vor seinen Augen durch die Tatarn schänden. Als die Deutschen auf dem Schloß Wenden, das er sofort belagerte, dies erfuhren, 1577, nahmen sie alle das Abendmahl und sprengten sich in die Luft. Der Czaar, voll Zorn, daß sie seiner

Rache sich entzogen, wüthete nun um so ärger gegen alle Gefangenen, und ersann immer neue Martern. Umminghausen, Fürstenbergs alter Schreiber, wurde geknutet, bis ihm die Eingeweide aus dem Leibe traten. Einem Bürgermeister wurde das Herz lebendig ausgeschnitten, einem Priester die Zunge durch den Nacken ausgezogen &c. Der Held jener Tage war Hans Büring, der mit geringen Mitteln durch unerhörte Tapferkeit den Russen großen Abbruch that.

Bei Wenden, wie die Chronisten sagen, wendete sich das Glück des Czaaren. Die Schweden sandten ein stattliches Heer unter dem französischen General Pontus de la Gardie, der Narva, Dorpat und alle deutschen Häuser in Liv- und Esthland wiedereroberte und das Land gänzlich von Russen säuberte. Zum Lohn behielt Schweden Esthland, Livland blieb bei Polen, Kurland unter Kettler.

5.

Iwan, der Schreckliche.

Im J. 1534 war der dreijährige Iwan IV. Wasiliewitsch dem Vater auf den Thron gefolgt, vier Jahr später starb auch seine Mutter Helene, wahrscheinlich an Gift, und nun regierten die Bojaren, die Schuiski, die Beelski und die Glinski, die letzteren Verwandte seiner Mutter. Von allen Parteien wurde dem kaiserlichen Knaben geschmeichelt. Die Schuiski aber werden beschuldigt, seine angeborene Neigung zur Grausamkeit genährt zu haben, indem sie ihm Gelegenheit machten, sich täglich mit dem Martern zahmer und wilder Thiere zu ergötzen. Dadurch gewöhnte er sich, daß er nicht mehr leben konnte, ohne Blut zu vergießen. Endlich empörte sich das Volk aus Anlaß eines ungeheuren Brandes in Moskau 1547 gegen die Glinski, denen man die Brandstiftung durch Zauberei &c. Schuld gab. Der Oheim des jungen Czaaren und viele Anhänger der Glinski wurden umgebracht, ihre Güter eingezogen.

Obgleich nun Iwan erst sechszehn Jahr alt war, so nahm er doch schon die Regierung in die Hände und ließ sich krönen.

Gleich darauf sann er auf Eroberungen. Die tatarische Dynastie in Kasan war durch innere Zwistigkeiten dem Untergang nahe gekommen und Iwan verfehlte nicht, sich Kasan tributbar zu machen, worauf auch die tatarische Dynastie in Astrakan sich ihm unterwarf. Dasselbe thaten mehrere kleine Bergvölker des Kaukasus, weil sie von Persern und Türken hart gedrängt waren. Auch die Nogaientatarn hatten sich durch innere Kriege erschöpft. Nur die Tatarn der Krimm, die unter türkischem Schutze standen und noch immer sehr zahlreich, raubgierig und kriegslustig waren, blieben Iwan noch gefährlich.

Nachdem Iwan seine erste Kriegswuth befriedigt hatte, behagte er sich in seiner Hauptstadt im Genusse barbarischer Wollüste. Insbesondere ergab er sich der Trunkenheit und zwang alle Personen seiner Umgebung und Gäste, sich zu betrinken. Seine Hauptergötzung aber blieb das Blutvergießen. Aber es war bei ihm nicht thierische Wildheit allein, sondern auch politische Absicht. Er wollte nämlich der Oligarchie der Bojaren ein Ende machen und nach und nach alle vornehmen und reichen Familien des Landes ausrotten. Der Tod seiner Gemahlin Anastasia gab ihm Anlaß mehrere Unschuldige anzuklagen, als hätten sie dieselbe durch Zauberei getödtet. Da ihm vorher schon sein damals einziges Söhnchen gestorben war, wurde mehreren Familien Schuld gegeben, es vergiftet zu haben, um ihn der Nachkommen zu berauben, und unter diesem Vorwand wurden eine Menge der angesehensten Bojaren, besonders die Schuiski und ihr Anhang grausam hingerichtet, ein Schowirew lebendig gespießt, ein Schermetew in einen engen Raum geworfen, dessen Boden voll spitzer Haken war. Er errichtete sich eine eigene Garde, die Opritschniks, die er als Henker brauchte und denen er jeden Unfug gestattete. Aus ihrer Mitte wählte er sich 300 aus, verwandelte sein Schloß in ein Kloster, machte sie zu Mönchen darin und sich selbst zu ihrem Abte. Fortan theilte er sein Tagewerk dreifach ab. Einen Theil des Tages hielt er Gottesdienst und betete mit seinen Mönchen stundenlang mit dem größten Eifer, so daß er sich bei den vielen Niederbeugungen die Stirn am Boden blutig stieß. Dann schwelgte er und besoff sich mit seinen Genossen und drittens brachte er seine Zeit unter den

Gefangenen zu, die er vor seinen Augen martern und hinrichten ließ. In dem s. g. Peinhofe mußten täglich hunderte von Gefangenen anwesend seyn, damit er sich an ihren Qualen weiden könne. Der Metropolit von Moskau, Philipp, ein überaus frommer Mann, hielt dem Czaaren seine Frevel vor, Iwan aber verhöhnte ihn: „Also bin ich dir bis jetzt zu fromm gewesen, nun so will ich erst recht anfangen, daß du in Wahrheit über mich klagen kannst."

Und wirklich begann nun seine Wütherei nach einem viel größeren Maaßstabe als bisher. Er schickte nämlich, zuerst im J. 1568, einzelne Schaaren von Opritschniks auf das Land hinaus, um sich in die Schlösser der Bojaren oder in die Städte einzulegen und ihm von hier aus die schönsten Frauen und Jungfrauen zu holen, dann alles zu plündern und nicht selten die Ortschaft in Asche zu legen und Menschen und Vieh umzubringen. Auf dem Wege zwischen Moskau und Nowgorod wurde alles Lebende vertilgt. In Nowgorod selbst wurden alle Geistliche und Mönche hingerichtet, die Stadt geplündert und fünf Wochen lang unter der zahlreichen Bevölkerung gewüthet. Iwan selbst ritt durch die Straßen und ließ die Einwohner ergreifen und auf alle Art martern, mit Eisen und Feuer. Viele ließ er mit den Füßen an Schlitten binden und zu Tode schleifen, die meisten aber, ganze Familien mit Weib und Kindern von der Brücke ins Wasser hinab stürzen, täglich wenigstens 500, zuweilen 1500 Menschen. — Auch an dem frommen Philipp nahm er jetzt Rache, ließ ihn mit Besen aus seiner Kirche hinausfegen, ihn auf einer Kuhhaut fortschleifen und endlich erdrosseln. Im J. 1570 verlegte er in Moskau selbst die täglichen Hinrichtungen vom verschlossenen Peinhof auf den offenen Markt, wo er achtzehn Galgen, eine Menge Foltermaschinen, einen ungeheuren Scheiterhaufen zum Verbrennen und eine große Wasserkufe zum Ersäufen herrichten ließ. Hier lud er das ganze Volk von Moskau zum Zuschauen ein und ließ binnen zwei Stunden 200 Menschen auf alle erdenkliche Art spießen, schinden, zersägen, in Pfannen und Oefen braten, Glied für Glied zerschneiden rc. Er legte dabei selber Hand an. Als er sich einmal wie gewöhnlich bei

der Tafel betrunken hatte, ergriff er eine Lanze, eilte in den Kerker, in den er die lithauischen Kriegsgefangenen hatte bringen lassen, stach deren mehr als hundert mit seiner Lanze nieder und setzte sich dann behaglich wieder zu Tische. Auch mit den Weibern that er, was er wollte. Die, welche er förmlich heirathete, starben immer rasch hinweg, aber er nahm sich wie Heinrich VIII. gleich eine neue.

Im J. 1570 kam über Rußland eine furchtbare Hungersnoth und Pest und im folgenden Jahr zog Dewlet-Girai, Chan der Krimm, mit 100,000 Tatarn wider Moskau. Da floh Iwan davon und am 24. Mai 1571 ließ der Chan die Vorstädte anzünden, wodurch die ganze Stadt in Brand gerieth. Da sehr viel Landvolk hinein geflüchtet war, kamen nicht weniger als 120,000 Menschen im Feuer oder durch die Tatarn um, welche mit ungeheurer Beute heimkehrten und noch 100,000 gefangene Russen als Sklaven fortschleppten.

Nach dieser Zeit bestand Iwan die oben geschilderten Kriege um Livland und mit Polen. Livland bekam er nicht und auch Polen leistete ihm unter Stephan Batori Widerstand. Seitdem beschäftigte er sich wieder im Innern mit seinen Schlächtereien. Die edelsten Bischöfe, Priester, Bojaren fielen fortwährend als Opfer seiner Wuth. Den Erzbischof Leonidas von Nowgorod ließ er in eine Bärenhaut nähen und von Hunden zerreißen. Ein Bojar, den er spießen ließ, rief noch vom Pfahl herab immerfort: „Gott helfe dem Czaar, Heil und Segen dem Czaar!“ Aus diesem Wahnsinn der Angst geht hervor, daß die Menschen, wenn sie auch schon das Aergste litten, von dem gräßlichen Tyrannen doch immer noch etwas Schlimmeres fürchteten. Nachdem Iwan so viel fremdes Blut vergossen, dürstete ihn noch nach dem eigenen und er konnte dem Reiz nicht widerstehen, seinen Sohn Iwan, angeblich wegen Verdachts der Untreue, mit einem eisernen Stock zu erschlagen. Endlich erkrankte das kaiserliche Ungeheuer und starb, 1584.

Des schrecklichen Iwan Andenken ist uns erhalten in der weltberühmten Kirche Wassili Blagennoi im Kreml zu Moskau, „die seltsamste aller Kirchen, die für die russische Baukunst das bedeutet,

was der Kölner Dom für die deutsche." Ein in breiten Schuppen phantastisch aufstrebender Thurm, der oben aber in einer geschmacklosen Birne endet, unregelmäßig umgeben von vier kleineren, abenteuerlich geschuppten und gereiften Birnenthürmen, zwischen denen wieder noch kleinere stehen und an deren Rande sich verschiedenartige kleinste runde und pyramidische Thürme mit großen Stacheln befinden. Keiner dieser vielen Thürme ist dem andern gleich und das Ganze, in den verschiedensten grellen Farben prangend und von Gold glänzend macht den Eindruck absichtlicher Monstrosität und sinnverwirrender Phantasterei. Von den Thurmspitzen hängen Ketten herab. Das Innere aber nimmt nur einen winzig kleinen finstern Raum ein, wie die Seele des Czaaren, der den Bau zu Ehren seines Sieges über Kasan aufrichten ließ.

Der Nachfolger Iwans wurde sein charakterschwacher Sohn Fedor, der keine Nachkommen mehr hinterließ und der letzte Waräger aus dem Geschlechte Ruriks war. Wenn man erwägt, welche gewaltige Naturen die nordischen Königs- und Heldengeschlechter vom Stamme Odins waren, so erscheint Iwans Wütherei in furchtbarer Karikatur noch als ein letzter Rückschlag in den alten Stammescharakter, ein letztes Austoben odinischer Lust am Bösen, zu welcher der Czaar unwiderstehlich gereizt wurde durch die schafmäßige Geduld des ihm unterworfenen Volkes.

Der schwache Fedor ließ sich gänzlich durch Boris Gudunow leiten, dessen Schwester Maria seine Gemahlin war. Boris heilte die Wunden, die Iwan dem Volke geschlagen, so viel als möglich, regierte mit Weisheit, ordnete die Finanzen, gab dem russischen Reiche auch nach außen mehr Ansehen, benutzte namentlich die innern Kriege unter den Krimmtatarn, um das Protectorat über die kleinen christlichen Winkelstaaten im Kaukasus zu erlangen (Iberien und Grusien), und erneuerte 1590 den Krieg mit Schweden, konnte aber Narva nicht einnehmen. Während er hier im Norden beschäftigt war, erhoben sich die Tatarn der Krimm und zogen gegen Moskau. Diesmal aber hielt sich die Stadt, Boris kam schnell herbei und schlug die Tatarn zurück, 1591. Gegen Polen machte

Boris die Stadt Smolensk zu einem furchtbaren Bollwerk, indem er sie mit gewaltigen Steinmauern umgab. Auch für die kirchliche Einheit des Reiches sorgte Boris, indem er den Metropoliten Hiob in Moskau zum alleinigen Patriarchen des ganzen russischen Kirchengebiets machte. Es erschien ihm wünschenswerth, nach dem Tode seines an Leib und Seele schwachen Schwagers selber Czaar und Gründer einer neuen Dynastie zu werden. Fedor hatte einen siebenjährigen Sohn, Dimitri, der dem Boris allein im Wege stand und daher von bestellten Mördern umgebracht wurde, 1591. Die Leiche wurde entfernt und der Vater selbst überredet, der Knabe sey an der fallenden Sucht gestorben. Aber das Volk murrte, denn es zweifelte nicht, wer den legitimen Thronerben bei Seite geschafft habe und warum. Da brach wieder eine ungeheure Feuersbrunst aus und verheerte beinahe ganz Moskau. Boris aber erschöpfte seine Schätze, um überall zu trösten und zu helfen und dadurch des Volkes Liebe zu gewinnen. Man hat ihn beschuldigt, er selbst habe den Brand verursacht, weil die Russen darüber den Tod Dimitris vergaßen und von Boris eine gute Meinung faßten. Als nun Fedor 1598 ohne Nachkommen starb, war schon alles vorbereitet, um Boris Gudunow die Thronfolge zu sichern.

6.

Der falsche Dimitri.

Die wirklichen Verdienste des Boris um das russische Reich genügten dennoch nicht, die Russen vergessen zu machen, daß er nur ein schlauer Usurpator sey. Um Verschwörungen zuvor zu kommen, mußte Boris gegen manche Großen des Reiches hart verfahren und unter andern die Familie der Romanow verbannen. Noch verhaßter machte ihn die geheime Polizei, mittelst deren er Verdächtigen nachspüren ließ. Obgleich er nun den Patriarchen und die Geistlichen auf seiner Seite hatte und dem Volke durch einen Steuererlaß schmeichelte, so mehrte sich doch die Unzufriedenheit, weil im J. 1601

Mißwachs und Hungersnoth das Reich heimsuchten. Damals zeigten sich merkwürdige Erscheinungen im russischen Bauernstande. Während früher eine Menge freie Bauern vom Bojarenadel zur Sklaverei waren erniedrigt worden, ließ jetzt im Gegentheil der Adel seine Leibeigenen zu tausenden frei, weil er sie nicht mehr ernähren konnte. Diese bildeten nun zahlreiche Banden, ähnlich den Kosacken, die in den südlichen Steppen des Reichs an den tatarischen Grenzen, gleichfalls als verlaufene russische Bauern oder Flüchtlinge, bewaffnete Banden gebildet hatten und allmälig zu einem freien Volke heranwuchsen. Diese Kosacken am Don hatte Boris eben noch als Räuber gezüchtigt und sie sannen auf Rache. Auch die Polen, die immer viel mit den Kosacken verkehrten, dachten von der tiefen Aufwühlung im russischen Volke Vortheil zu ziehen und unvermerkt zog sich aus den niedrigsten Regionen des Volks ein schwer drohendes Gewitter über dem Haupte des Boris Gudunow zusammen.

Der Sohn eines verarmten Bojaren, Jurii Otrepjew, war ein Mönch geworden und kam wegen seiner Talente als Schreiber in den Dienst des Patriarchen Hiob. Hier nun in Moskau lernte er alle Verhältnisse und Personen genau kennen und faßte den kühnen Gedanken, sich selbst zum Czaaren von Rußland empor zu schwingen. Als er einmal den Mönchen wie zum Scherz sagte, er werde noch Czaar werden, erfuhr es Boris und ließ ihn verfolgen. Allein Jurii entkam nach Polen, wo ihn Fürst Wischnewetzki bei sich aufnahm. Hier, heißt es, habe Jurii sich todtkrank gestellt und dem Beichtvater des Fürsten, einem Jesuiten, das Geheimniß mitgetheilt, er sey der letzte Waräger, der todtgeglaubte Prinz Dimitri, der aber durch einen treuen Arzt dem Tode entgangen und statt dessen ein anderer Knabe umgebracht worden sey. Der Jesuit theilte diese interessante Nachricht dem Fürsten mit, welcher sich nun in Verbindung mit Mnischek, dem Wojewoden von Sendomir, sofort des vermeintlichen Prinzen eifrig annahm. Auch der päpstliche Nuntius in Polen, Rangoni, ward ins Geheimniß gezogen und anerkannte die echte Geburt des vorgeblichen Dimitri, wogegen dieser ihm den Eid leistete, Rußland, sobald er Czaar würde, zur katholischen Kirche zu bringen.

Jetzt erst nahm sich auch König Sigmund von Polen des Dimitri an, empfing ihn feierlich und sagte zu ihm: „Gott helfe euch, Fürst Dimitri von Moskau. Wir erkennen euch an und setzen euch jährlich 40,000 Gulden aus. Im Uebrigen geben wir den Großen unseres Reichs Erlaubniß, euch beizustehen.“ Er selbst wagte doch noch nicht, ein Heer für ihn zu rüsten, sondern wollte erst abwarten, wie sich das russische Volk verhalten würde. Die polnische Hülfe reichte hin, um dem Prinzen wenigstens Eingang im russischen Reiche zu verschaffen. Das russische Volk hatte seit dem Tode des echten Dimitri für denselben die wärmsten Sympathien kund gegeben. Warum sollte es nicht gerne glauben, daß derselbe noch lebe? Man rechnete auch auf seine Mutter, welche zwar eine Schwester des Boris Gudunow, aber von demselben durch den Tod ihres Sohnes schwer gekränkt und in ein Kloster gesteckt worden war. Ihr nachheriges Benehmen läßt vermuthen, daß sie von dem polnischen Plane insgeheim in Kenntniß gesetzt worden ist und auf die Rolle, die sie dabei spielen wollte, vorbereitet war. Der erste Urheber des ganzen Betrugs ist wohl der talentvolle Schreiber des Patriarchen selbst gewesen, aber erst in Polen ist der Plan in der Art gereift, wie er ausgeführt wurde. Der jesuitische Beichtvater, der Nuntius und König Sigmund haben den Betrüger nicht aufgestellt, sondern, nachdem er sich ihnen darbot, nur benutzt. Die Polen ließen sich so leidenschaftlich in die Sache ein, daß der Wojewode Mnischeck nicht anstand, seine junge und schöne Tochter Marina mit dem russischen Mönche zu vermählen, im Frühjahr 1604.

Als nun der falsche Dimitri im Sommer dieses Jahrs mit seinen polnischen Freunden über den Dniepr ging, fand er zwar großen Anhang im russischen Volke, hatte aber erst 15,000 Mann beisammen, als Boris ihm 60 bis 70,000 Mann entgegen stellte und ihn schlug. Nun aber eilten die Kosacken dem Dimitri zu Hülfe, im Lager des Boris brach eine verheerende Seuche aus und wie verabredet verbreitete sich allgemeiner Verrath durch das Reich. Am 13. April 1605 hatte Boris eben mit dem schwedischen Gesandten ein neues Bündniß gegen Polen verabredet, als er nach der

Mittagstafel plötzlich starb, wahrscheinlich an Gift. Lange hatte Rußland keinen so verständigen Regenten gehabt, aber alle seine Verdienste halfen ihm nichts. Nur zum Schein wurde noch dem Sohne des Boris Feodor gehuldigt. Am 7. Mai rief man dagegen den falschen Dimitri als rechtmäßigen Czaaren aus und der unglückliche Knabe Feodor und seine Mutter Maria wurden erdrosselt. Das alles geschah ohne Zweifel in Folge geheimer Verständigungen. Dimitri hielt am 20. Juni seinen feierlichen Einzug in Moskau, ganz bedeckt mit Juwelen. An seinem Halskragen allein hing der Werth von 150,000 Dukaten. Dieser Pomp verfehlte nicht seine Wirkung auf das russische Volk, welches den ihm so wunderbar wiedergeschenkten Czaarensohn mit einer Art von Andacht begrüßte, indem es in allen Straßen vor ihm auf das Angesicht niederfiel. Als er aber über die Brücke der Moskwa ritt, kam unversehens ein Wirbelwind und überschüttete den glanzvollen Zug mit Sand und Staub. Da schlug sich das Volk auf die Brust und rief: Pomilui was bog! (Gott behüte uns vor Unglück). Dies hinderte jedoch nicht des neuen Czaaren pomphafte Krönung im Kreml. Erst am Tage nach dieser Ceremonie wurde die alte Czaarewna Maria, des ermordeten echten Dimitri Mutter, die aus ihrem fernen Kloster herbei kommen mußte, festlich in Moskau eingeholt und umarmte den ihr entgegen kommenden Sohn mit so mütterlicher Zärtlichkeit, daß niemand mehr an seiner Echtheit zweifelte.

So gestaltete sich alles günstig für ihn und er gewann auch die Bojaren, indem er alle Verbannte zurückrief. Allein er beging den Fehler, Neuerungen anzufangen, welche den Russen mißbehagten und aufs neue den Verdacht erregten, er könne doch wohl kein echter Czaarensohn seyn. Es wäre vielleicht das sicherste für ihn gewesen, seinen polnischen und katholischen Verpflichtungen untreu zu werden, und seine Regierung ganz der russischen Weise und einzig den russischen Interessen anzupassen. Da er sich aber auf seinen überlegenen Geist wohl allzuviel zu gute that, glaubte er den Polen und Russen zugleich genügen zu können, wenn er das, was er den ersteren versprochen hatte, einzig aus Liebe und Sorge für die letzteren, als

wahrer Vater und Wohlthäter der Russen ausführte. Er schuf zur Berathung der Krone einen Senat und darin neben der weltlichen auch eine geistliche Curie. Er gründete Schulen und empfahl das Studium abendländischer Künste und Wissenschaften, überall hinweisend auf die großen Vortheile der Civilisation, welche Rußland noch entbehrte. Er betrieb ferner einen Krieg aller vereinigten christlichen Mächte gegen die Türken und hoffte, durch diese Waffenbrüderschaft die russische Kirche der römischen zu befreunden und dadurch die Katholisirung Rußlands vorzubereiten. Aber die Russen waren nicht fähig zu begreifen, wie sehr das alles zu ihrem wirklichen Wohl und Gedeihen ausgedacht war. Das ist der Fluch der Sklaverei, daß sie die Menschen so blind macht. Dieselben Russen, die sich vom schrecklichen Iwan aufs unmenschlichste behandeln ließen, konnten die Wohlthaten des Dimitri nicht ertragen.

Man machte ihm zum schwersten Vorwurf, daß er Kalbfleisch esse, was in Rußland verpönt war. Hätte er nur immer Menschenfleisch geschlachtet wie Iwan, so würde man es ihm verziehen haben. Man nahm großen Anstoß an der Neuerung, daß er während der Tafel Musikanten spielen ließ, daß er sich eine Leibwache von 300 Deutschen zulegte, am meisten aber, daß er eine Polin heirathete. Gab es nicht Bojarentöchter in Rußland genug? Schon brachen Verschwörungen aus, welche Dimitri blutig bestrafen mußte. Marina führte ihm 5000 Polen zu, am 17. Mai 1606 sammelten sich bewaffnete Schaaren von allen Seiten, um ihn und alle Polen todtzuschlagen. Die Polen wehrten sich gut, 2000 von ihnen fielen. Der Rest erhielt eine Capitulation, weil er sich sonst mit dem Kreml in die Luft gesprengt haben würde. Dimitri, als er alles verloren sah, stürzte aus dem Fenster und wurde unten vollends ermordet. Marina entkam.

Zwei Tage darauf wurde Wassili V. aus der Familie Schuiski zum Czaaren ausgerufen und ließ den noch unversehrten Leichnam des wahren Dimitri aus der Gruft holen und öffentlich ausstellen, um zu beweisen, daß der so eben gestürzte Dimitri nur ein Betrüger gewesen sey. Allein Schachowskoi, ein eifriger Anhänger des falschen Dimitri erklärte, der eben gestürzte Czaar Dimitri sey nicht nur der

echte, früher nicht gestorbene, sondern er sey auch dieses zweitemal nicht gestorben und stellte den Schulmeister Iwan als Dimitri auf. Dieser versprach den Bauern, wenn sie ihm folgten, den Adel auszurotten und alle seine Güter unter sie zu vertheilen. Auch die Kosacken halfen und die Polen, die durch den Mord ihrer Landsleute in Moskau schwer beleidigt waren, zogen schaarenweise nach Rußland, um den Dimitri zu rächen. Iwan fand es demnach seiner Politik angemessen, sich mit Marina zu verbinden, die ihn auch, um an seiner Seite die glänzende Rolle der Czarewna fortzuspielen, als ihren Gemahl anerkannte. Der neue Dimitri brachte 100,000 Mann zusammen, konnte aber Moskau nicht einnehmen, wo Schuiski sich behauptete, und beging den Fehler, zu lange vor dem Kloster Troizk zu liegen, nach dessen reichen Schätzen ihn gelüstete. Zwar schien ihm Sigmund von Polen beistehen zu wollen und eroberte Smolensk, trat aber plötzlich im eigenen Namen auf und glaubte sich stark genug, um die Krone der Czaaren auf das eigene Haupt zu setzen. Die polnische Partei im Lager vor Troizk fiel nun von dem falschen Dimitri ab, welcher bald darauf umkam.

Nun kamen auch die Schweden unter de la Gardie, um den Russen gegen die Polen zu helfen, wurden aber von den Polen 1610 geschlagen und konnten Moskau nicht mehr retten. Hier empörte sich das Volk gegen den unfähigen Wassili und setzte ihn ab. Die Bojaren boten dem König von Polen an, seinen Sohn Wladislaw zu ihrem Czaaren zu wählen, aber Sigmund wollte selber Czaar werden. Inzwischen fiel das polnische Regiment den Russen bald unerträglich und im Frühjahr 1611 begann wieder ein allgemeiner Volkssturm gegen den Kreml. Dieser wurde von 5000 Polen und 2000 Deutschen unter Gonßewski vertheidigt, welche Ausfälle machten und Moskau in Brand steckten, so daß die Russen, von denen viele tausende umkamen, endlich alle aus der Stadt fliehen und die Trümmer derselben den Polen und Deutschen überlassen mußten, die in ihrem Kreml unversehrt blieben. Aber die Verwirrung wurde immer ärger. Sigmund wollte Czaar seyn, eine russische Partei wollte nur seinen Sohn anerkennen. Eine zweite den jungen Sohn der Marina.

Eine dritte stellte nochmals einen falschen Dimitri auf, wieder einen Priester Namens Isidor. Allein eine vierte Partei, die eigentlich nationale, sammelte sich in Nischnei Nowgorod und zog unter dem tapfern Poscharski nach dem verbrannten Moskau. Da ein Theil der Polen die Stadt verlassen hatte, um Lebensmittel zu holen, gelang es Poscharski, diese Abtheilung zu schlagen und vom Kreml abzuschneiden, den letzteren aber durch eine harte Belagerung zur Uebergabe zu zwingen. Dieselbe erfolgte am 23. October 1612, worauf die siegreiche nationale Partei der Russen den noch nicht siebzehnjährigen Michael Feodorowitsch aus dem beim Volke beliebten und unter der früheren Tyrannei verfolgten Bojarengeschlecht der Romanow zum Czaaren wählte. Vergebens suchte noch Marina das Thronrecht ihres Sohnes durch ihre Heirath mit Saruzki, einem unter den Kosaken angesehenen Manne, zu schützen. Diese kleine Partei wurde überwältigt und floh nach Astrakan, wurde aber eingeholt und Saruzki gespießt, Marinas kleiner Sohn gehängt, sie selbst im Kerker umgebracht.

7.

Sibirien.

In Sibirien, d. h. nur so weit, als es damals den Russen bekannt war, zwischen dem Uralgebirge und dem Flusse Irtisch in der Richtung, in welcher der Tobol in den Irtisch fällt, hatten sich fortwährend russische Auswanderer niedergelassen und die Bojarenfamilie Stroganow hatte vom Czaaren von Moskau die Statthalterschaft erworben. Versuchsweise waren zwei kühne Kosacken, Petrew und Jalytschew 1567 durch das Innere Sibiriens bis an die chinesische Grenze gereist und glücklich zurückgekommen. Aber die russischen Colonien waren noch sehr klein, als der Tatarchan Kutschium, Herr der s. g. tobolschen Horde, an den sich auch die Kirgisen anschlossen, die den Russen schon tributbaren Tscheremissen, Ostjaken, Juguren und Wogulen gegen dieselben aufhetzte, 1572. Nicht der Aufstand dieser schwachen Völker, wohl aber die Nähe und der böse

Wille des mächtigeren Tatarchans bewog die Brüder Stroganow, Hülfe bei den Kosacken zu suchen. Diese Räuber am Don und an der Wolga wollten sich dem Czaaren nicht unterwerfen, dienten lieber den Polen und führten unter ihren Hetmanns in der weit ausgedehnten südrussischen Steppe ein freies Reiterleben. Gerade damals wurde der durch seine Kühnheit berühmt gewordene Hetmann Jermak als Räuber verfolgt. Da luden ihn die Stroganow ein, zu ihnen herüber über den Ural zu kommen, da würde er vor dem Czaaren sicher seyn und sich zugleich durch Bekämpfung der Tatarn ein Verdienst erwerben.

Diesem Rufe folgte Jermak im J. 1581 und kam mit 850 Mann, meist donischen Kosacken, unter denen sich aber auch deutsche Söldner und Lithauer befanden, die von den Russen waren gefangen genommen worden und sich zu den Kosacken geflüchtet hatten. Mit dieser kleinen, aber tapfern Schaar, deren Feuerwaffen überdieß den Pfeilen der Tataren weit überlegen waren, erfocht Jermak drei Siege über Kutschium, ging über den Irtisch und drang bis an den Fluß Ob vor, wo er den Fürsten der Ostjaken gefangen nahm. Von Sibir, der eroberten Hauptstadt Kutschiums aus sandte Jermak schon im folgenden Jahre eine kleine Gesandtschaft an den schrecklichen Iwan nach Moskau ab mit kostbaren Zobelpelzen und andern Geschenken, flehte seine Gnade an und lud ihn ein, sich zum Czaar von Sibirien zu erklären und die Eroberung dieses ungeheuren Ländergebietes zu vollenden. Iwan nahm die Botschaft gnädig auf, beschenkte die Gesandten, schickte dem Jermak ein Hülfscorps von 500 Schützen mit Feuergewehren nach und erlaubte ihm und den Stroganows, überall Auswanderer für Sibirien zu werben. Auch kamen derselben so viele, daß bereits am Einfluß des Tobol in den Irtisch, nicht weit von dem ältern Sibir, Tobolsk als die erste Hauptstadt Sibiriens erbaut werden konnte. Nachträglich wurde noch des geflohenen Kutschium Sohn Mametkul gefangen und nach Moskau geschickt, wo er Dienste nahm und russischer General wurde. Aber in einem neuen Kampfe mit den Tatarn verlor Jermak elen=

diglich sein Leben, als er bei einem nächtlichen Angriff aus dem Schiff ans Ufer springen wollte, und ertrank, 1584. Der alte Kutschium hatte kein besseres Loos. Er war schon erblindet, mußte zu den Nogaientatarn flüchten und wurde von diesen todtgeschlagen.

Von nun an war die russische Herrschaft in Sibirien gesichert, denn wenn die wenig zahlreichen Eingebornen sich auch noch einigemale empörten, so vermochten sie doch nichts gegen deren überlegene Feuerwaffen, verloren eine Menge Todte und fielen in nur noch härtere Knechtschaft. Niemand achtete ihre Menschenrechte oder bekümmerte sich um ihre Bekehrung und Bildung. Es war den Kosacken ganz recht, daß die Sibirier Heiden blieben, damit sie ihnen die ihren Götzen, heiligen Bäumen und Quellen dargebrachten Opfer bequem rauben konnten. Die Kirgisen unterwarfen sich den Russen nur bedingungsweise und eigentlich nur dem Namen nach. Ebenso die Kalmuken. Inzwischen breitete sich die russische Herrschaft vom Flusse Ob, an welchem die Stadt Tomsk erbaut wurde, bald bis an den Jenisei aus, wo man die Stadt Krasnojarsk anlegte. Von hier aus gelangte man einige Zeit später zu den reichen Bergwerksdistrikten im Altaigebirge, welches Sibirien von China trennt, und in nordöstlicher Richtung an den großen Lenafluß.

Schon 1579 war der berühmte englische Seefahrer Drake zur See über China und Japan bis nach Kamtschatka im äußersten Nordosten Asiens vorgedrungen; im Jahre 1636 fuhren die Russen zum erstenmal von Jakutzk aus die Lena hinab ins Eismeer und 1648 den Fluß Kolyma hinab in dasselbe Meer bis zum Ostcap an der nordöstlichsten Spitze Asiens. Zwischen diesem Punkt und Japan liegt die große Halbinsel Kamtschatka, die erst 1697 von russischen Truppen unter Atlassow erobert wurde. Ihr erster Hafenort an dieser Küste war Ochotzk, welcher durch einen breiten Meerbusen von Kamtschatka getrennt ist.

Wie ungeheuer weit ausgedehnt auch Sibirien ist, so konnte es doch den Russen vorerst keine Vortheile darbieten. Die reichen Goldbergwerke im Ural und die Silberbergwerke im Altai waren damals noch nicht aufgedeckt, auch die Colonisation noch sehr schwach,

das Land diente nur zu einem weit entlegenen Verbannungsorte, wohin die russische Regierung alle Leute schickte, welche sie los werden wollte. Wie aber die Civilisation hier durch räuberische Kosacken und verbannte Verbrecher nur kümmerlich aufkam, so ursprünglich verkrüppelt erscheint dort auch das Volksleben der ältern einheimischen Stämme. Nirgends in der Welt finden wir eine so tiefe Umnachtung der Geister durch ein so unvernünftiges Heidenthum und einen so schmutzigen Aberglauben.

Alle diese kleinen Völkerschaften leben zerstreut, im Sommer in Hütten oder unter Zelten, im Winter in Jurten (Gruben unter der Erde) und kleiden sich in die Felle von Thieren. Je weiter nach Norden, je mehr ist bei ihnen die Rennthierzucht zu Hause. Jede Familie hat eine Heerde dieser Thiere, von denen sie lebt und sich kleidet. Je weiter nach Osten, um so häufiger kommen die Hunde vor, die man vor Schlitten spannt und in deren Felle sich die Kamtschadalen gern kleiden. Die Jurten sind voll Schmutz und Gestank. Das gemeinschaftliche Uringefäß dient als Waschtrog, zum Beitzen der Felle 2c. Bei den Koräken erfordert das Gastrecht, daß der Gast vom Urin der Hausfrau trinkt, die ihm dafür die höchste Gunst gewährt. Todfeindschaft würde entstehen, wenn der eine oder andere Theil sich der Sitte weigern würde. In Kamtschatka sind die Sitten noch lockerer und herrscht allgemeine Prostitution, indem jede kleine Dienstleistung damit honorirt wird. Uralt ist in Sibirien eine eigenthümliche Art der Berauschung mittelst eines Wassers, in dem ein giftiger Fliegenschwamm gekocht wird.

Waffen und Geräthe dieser Völker sind sehr einfach, doch wissen sie gut damit umzugehen, verstehen sich vortrefflich auf Jagd und liefern den Russen die kostbarsten Pelze von Zobeln, Hermelinen, blauen Füchsen, Bären 2c. Am gewandtesten sind die Tschuktschen, das merkwürdige Volk, welches auf Kähnen und auf Eisschlitten über die Beringsstraße zwischen Asien und Nordamerika setzt und mit den nächstanwohnenden Völkern beider Welttheile Handel treibt.

Die Priester aller sibirischen Völker sind Schamanen, wie bei den Finnen, wo wir ihrer schon im 4. Bande gedacht haben. Sie

kommen mit Glöckchen, Ringen, Adlersklauen, Schlangen und andern wunderlichen Amuletten behängt, schlagen eine Trommel, tanzen, betäuben sich, sinken in Schlaf oder haben Convulsionen und weissagen alsdann. Ihre Götzen sind von Holz geschnitzt oder ausgestopfte Puppen oder ein bloßer Pflock, den man mit Oel und Blut einschmiert und wie eine Puppe putzt, oder ein Bündel Zweige wie eine Ruthe. Eben so kindisch ist der Aberglaube der Sibirier. Demselben liegt im Allgemeinen die Furcht vor den Naturgewalten und vor unsichtbaren dämonischen Wesen zu Grunde; es ist gleichsam die Furcht von Kindern vor der Nacht im größten Maaßstab. Auf der andern Seite kommt aber auch wieder viel lustiger Aberglaube vor, besonders im Verkehr der Menschen mit den Thieren und unter sich. Am tollsten sind die Mythen von Kutka und seinem Weib, dem höchsten Götterpaar in Kamtschatka. Sie erscheinen durchaus nur possenhaft und unflätig.

8.

Soliman II. und Abbas der Große.

Das osmanische Reich hatte unter Sultan Selim I. im Beginn des 16. Jahrhunderts eine große Ausdehnung erhalten über Syrien und Aegypten. Nach seinem Tode 1520 wurde sein Sohn Soliman II., der Große genannt, ein noch gefürchteterer Kriegsfürst. Kaum saß er auf dem Thron, so bekam er einen Aufstand in Aegypten zu dämpfen und einen noch gefährlicheren seiner Janitscharen. Die letzteren mußte er mit Spendung vielen Geldes beruhigen. Hierauf begann er einen Zug gegen die Insel Rhodus, den Sitz des Johanniterordens, dem er zu Wasser und zu Lande heftig zusetzte. Nach einer langen Belagerung mußte der Großmeister Philipp von Villiers, obgleich er sich aufs tapferste vertheidigt hatte, capituliren, weil kein Entsatz aus den christlichen Ländern kam, 1522. Ihn selbst entließ der Sultan ehrenvoll, aber einen desto schlechteren Lohn erhielt der Ordenskanzler Amaral, der die Stadt

verrathen hatte gegen das Versprechen, des Sultans Tochter zu erhalten. Nach der Einnahme der Stadt ließ Soliman den Verräther lebendig schinden, „damit er erst die Christenhaut ablege, ehe er seine Tochter heirathe.“ Die Johanniter siedelten unter des Kaisers Schutz nach der Insel Malta über.

Soliman wurde der größte unter den Sultanen eigentlich wider seinen Willen. Er mußte nämlich, wenn er sicher auf dem Thron sitzen wollte, die Janitscharen beschäftigen und das konnte nur durch immer von neuem angefangene Kriege geschehen. Wenn er aber große Schläge geführt hatte, pflegte er wieder heimzugehen, überzeugt, daß die mit Ruhm und Beute beladenen Janitscharen wieder ein oder zwei Jahre gut thun und Ruhe halten würden. Dieser Umstand allein erklärt das oft so sonderbare und unerwartete Zurückgehen des siegreichen Sultans. Sein berühmter Feldzug von 1526, in welchem er bei Mohacz siegte, wie auch der von 1529, in welchem er bis vor Wien drang, ist schon in der deutschen Geschichte geschildert. Im J. 1527 fiel er wieder in Ungarn ein und im folgenden Jahr bekriegte er Persien und eroberte Tebris. Durch den Seeräuber Haireddin Barbarossa ließ er den Spaniern ihre schwachen Niederlassungen auf der Nordküste Afrikas wegnehmen und Tripolis, Tunis und Algier mit dem türkischen Reich verbinden. Man nannte diese drei Städte und ihr Ländergebiet hinfort die türkischen Raubstaaten oder Barbaresken. Im J. 1534 plünderte Haireddin an der Westküste Mittelitaliens und überfiel Fondi bei Nacht, um die durch ihre Schönheit weltberühmte Giulia Gonzaga von dort zu rauben. Sie entkam jedoch im Hembe mit Hülfe eines Ritters, der ihr auf ein Pferd half, den sie aber nachher erdolchen ließ, weil er sie unbekleidet gesehen hatte. Weil Haireddin Tunis erobert hatte, zog Kaiser Karl V. vor diese Stadt (1535) und nahm sie wieder, doch nicht auf lange. — Im J. 1537 bekriegte der Sultan die Venetianer und Ungarn. Damals unterlag das kaiserliche Heer in Ungarn unter Katzianer. Im nächsten Jahr schickte der Sultan eine Flotte durchs rothe Meer und ließ dessen Ufer plündern. Haireddin belagerte Nizza und Karl V. da=

gegen Algier. Nach Ungarn ging der Sultan schon wieder 1541, dann unternahm er noch einen Zug nach Persien. Auf diesem beging er eine entsetzliche Grausamkeit, sofern er seinen tugendhaften und geistvollen Sohn Mustapha, den Liebling der Türken, bloß deshalb hinrichten ließ, weil der abgefeimte Großvezier Achmed ihm fälschlich Hochverrath Schuld gegeben hatte. Der Großvezier selbst mußte später deshalb mit dem Leben büßen. Bald darauf führten zwei andere Söhne des Sultans, Bajazet und Selim, noch bei des Vaters Lebzeiten förmlich Krieg mit einander. Bajazet unterlag und floh nach Persien; der Vater aber schrieb an den persischen Schah und verlangte die Hinrichtung seines Sohnes und seiner vier Enkel, die nun wirklich 1561 erfolgte. Soliman wollte damit eine Erneuerung des Bruderkriegs nach seinem Tode vermeiden. Selim blieb Sieger und wurde Nachfolger des Vaters, als dieser im Lager vor Sigeth sein thatenreiches Leben endete, 1566.

Selim II. mußte sich den Thron erst noch durch Geldsummen erkaufen, die er unter die Janitscharen vertheilte, und diese unbändigen Kriegsrotten beschäftigen und unternahm zuerst die Unterwerfung Arabiens. Hier herrschten seit dem Untergange des Chalifats unabhängige Emirs, die sich jetzt der türkischen Uebermacht unterwerfen mußten. Im J. 1571 schickte der Sultan 200,000 Türken mit einer großen Flotte aus, um die große Insel Cypern zu erobern, die damals auch noch zu Venedig gehörte. Bragadino, der tapfere Commandant der festen Stadt Famagusta auf Cypern wehrte sich gegen die ungeheure Uebermacht der Feinde so lange und so tapfer, daß 80,000 Türken umgekommen seyn sollen. Erst der Hunger zwang ihn, zu capituliren. Der türkische Feldherr Mustapha jedoch brach sein Wort, ließ alle Christen in der Stadt niedermetzeln und Bragadino selbst an den Füßen aufhängen und lebendig schinden, seine Haut aber ausstopfen und an den Mast seines Schiffes binden. Diese Barbarei erbitterte die Christen und trug wesentlich zu der Furie bei, mit welcher sie unter Don Juan d'Austria in der großen Seeschlacht bei Lepanto fochten, von der schon gehandelt ist. Da Spanien und Venedig diesen Sieg aber nicht gehörig benutzten, stellte Selim bald

eine neue große Flotte her, behauptete Cypern und nahm sogar Tunis wieder ein.

Nach seinem Tode 1574 folgte ihm sein Sohn Murad III., der wieder mit Persien in Krieg gerieth und dessen Feldherrn das türkische Ansehen an den persischen Grenzen, im christlichen Georgien und unter den Tatarn der Krimm aufrecht erhielten, der aber selbst schon kein ausgezeichneter Fürst mehr war. Sein Sohn und Nachfolger Muhamed III. seit 1595 mußte den Thron wieder durch große Geldspenden an die Janitscharen erkaufen und seine Brüder hinrichten lassen, um Thronstreitigkeiten zu vermeiden. Die Thatkraft der Türken nahm langsam ab. Erzherzog Karl von Steyermark durfte die croatische Militärgrenze organisiren, ohne daß ihn die Türken gehindert hätten. Als der Krieg wieder ausbrach, erlitten die Kaiserlichen die große Niederlage bei Kareszdes (1596), erlangten nachher aber wieder Vortheile, wovon in der Geschichte Rudolfs II. schon die Rede war. Auf Muhamed III. folgte 1603 dessen Sohn Achmed I., der den ungarischen Krieg nur matt fortsetzte, gegen Persien Unglück hatte und 1617 starb. Sein Sohn Osman kämpfte unglücklich gegen die Polen und wurde von den Janitscharen abgesetzt, endlich ermordet 1622, worauf sein Bruder Murad IV. auf den Thron kam, ein halbwahnsinniger Trunkenbold. Eine kraft- und sittenlose Serailregierung, wiederholte Palastrevolutionen, Uebermuth und zugleich Verweichlichung der Janitscharen schwächten die Türkei zum größten Glück für das deutsche Reich, welches in dem großen Religionskriege, der ihm bevorstand, ganz zusammengebrochen wäre, wenn etwa die Türken sich auch noch eingemischt hätten.

In dem von Ismail gegründeten neu p e r s i s c h e n Reiche blühte die Dynastie der Sofi rasch empor. Obgleich Ismails Sohn und Nachfolger T a m a s p durch den großen Türkensultan Soliman II. nicht wenig bedrängt war, konnte er doch nachher seine Macht wieder um so glänzender entfalten, als Solimans Zweck nicht eigentlich Eroberung, sondern nur Beschäftigung der Truppen gewesen war und er sich auch nach Siegen immer wieder zurückzog. Tamasp starb 1576 und seine Söhne brachten einander um des Thrones willen

um. Endlich gelangte Abbas auf den Thron, 1588. Dieser befreite Persien von den Einfällen der Usbeken und war ein weiser und umsichtiger Regent. Er wird als überaus männlich schön geschildert, mit einer Adlernase, wie sie an den altpersischen Königen gerühmt wurde, mit feurigen Ableraugen und einem prächtigen Barte. Man warf ihm Grausamkeit vor, jedoch war er nur streng, wo es nöthig war, z. B. gegen die unbotmäßigen Fürsten von Georgien. Sonst war er sehr tolerant, z. B. gegen die christlichen Armenier. Auch verstand er klug zu diplomatisiren. Durch den Engländer Sherley, der sich an seinem Hofe aufhielt, kam er in Verbindung mit England und schickte ein persisches Heer nach Ormus, einer ergiebigen Niederlassung der Portugiesen im persischen Golf, eroberte sie und — behielt sie, zum Aerger der Engländer, welche sich eingebildet hatten, er werde sie ihnen überlassen. Auch mit dem deutschen Kaiser knüpfte Abbas eine Verbindung an und leistete demselben einen großen Dienst, indem er die Türken angriff und dieselben bei Schiblih schlug, 1618. Nur mit seinen Söhnen hatte der große Abbas Unglück. Seinen ältesten Sohn Sofi Mirza, der ihm nach dem Leben stand, ließ er enthaupten, zwei andere Söhne blenden. Der eine derselben Khada Bendeh faßte deshalb einen so grimmigen Haß gegen den Vater, daß er sein eigenes Töchterchen Fatime blos deswegen umbrachte, weil der Großvater sie lieb hatte, worauf er sich selbst vergiftete. Abbas starb 1627.

9.

Der große Akbar und die schöne Nurjehan.

In Indien war der Großmogul Baber 1530 gestorben. Ihm folgte sein minder begabter Sohn Humajun, dessen Bruder Kamran sich in Afghanistan unabhängig machte. Diesem Beispiel im Norden des Reichs folgte Schier Chan im Süden, gründete in Bengalen ein eigenes Reich, schlug das Heer des Humajun bis zur Vernichtung und eroberte das ganze Reich bis an die Grenze von Afghanistan, wo Kamran sich

hielt, 1540. Humajun entkam nach Emercot zu einem indischen Rajah, der ihn großmüthig aufnahm. Hier gebar ihm seine Gemahlin, eine Perserin, den berühmten Akbar. Als man dem Vater die frohe Botschaft brachte, hatte er nichts bei sich, um nach der Sitte die Boten zu belohnen, als eine Moschusblase. Diese vertheilte er unter die Boten und als der starke Duft sich ringsum verbreitete, rief er aus: so möge der Ruhm meines Sohnes sich durch die Welt verbreiten! Da sich Humajun aber auch in Emercot bedroht sah, floh er in die Heimath seiner geliebten Gattin, mußte diese aber unterwegs bei seinem Bruder Kamran in Kabul lassen und gelangte nur für seine Person nach Persien, wo der mächtige Schah Tamasp ihm Hülfe versprach, wogegen der Großmogul den Glauben der Schiiten annehmen mußte. Hierauf eroberten die Perser Afghanistan. Bei der Belagerung von Kabul stellte Kamran den kleinen Akbar auf die Mauern, doch traf denselben keine Kugel. Die Stadt wurde eingenommen und dem Kamran verziehen. Da er sich aber noch einmal empörte, ließ Humajun ihn blenden, 1553. Von Afghanistan aus unterwarf Humajun nun auch das Pendschab und gewann seine Hauptstadt Delhi wieder. Schier Schah war schon 1545 im Kampf mit den Rajputen umgekommen und unter seinen Söhnen behauptete nach einigen Familienmorden Muhamed die Gewalt. Während nun dieser Bengalen gegen Humajun vertheidigte, starb der letztere. Dadurch gewann Muhamed neue Vortheile und eroberte Delhi wieder. Akbar war erst 13 Jahr alt und viele wollten, daß er nach Kabul flüchte, aber Biram Chan, der beste Feldherr seines Vaters, setzte durch, daß man sich muthig vertheidige, und schlug den Muhamed in einer großen Schlacht bei Paniput, 1556. Bald darauf fiel Muhamed in einem andern Gefechte.

Vier Jahre lang blieb Akbar unter der Vormundschaft jenes tapfern Biram, bis er achtzehn Jahr alt wurde und die Ungeduld ihn fortriß, die Zügel der Regierung selbst in die Hand zu nehmen, 1560. Sein Vater hatte zwar mit Hülfe der Perser die Herrschaft in Kabul und Delhi wieder errungen, allein das Reich des Großmogul war sehr geschmälert durch die indischen Fürsten und Volksstämme und durch mongolische Statthalter selbst, die sich wieder

unabhängig gemacht hatten. Akbar bekam viele Jahre zu thun, bis er sie, einen nach dem andern wieder unterwarf. Großen Werth legte er darauf, die freien Rajputen im Norden Vorderindiens zu unterwerfen. Er bediente sich dazu des Schreckens. Als er Guzerate belagerte, gelang es ihm des Nachts bei Fackellicht den feindlichen Anführer Jeimal auf den Mauern zu erblicken und mit einer Büchse eigenhändig zu erschießen. Der Todte wurde in der Stadt aufs feierlichste bestattet und nach indischer Sitte ließen sich mit ihm alle seine Frauen verbrennen. Während dieses Todtenfestes aber drangen Akbars Krieger in die Stadt ein mit 300 Elephanten, die, durch alle Straßen jagend, alles Lebendige unter ihre Füße traten, so daß 30,000 Menschen von ihnen zerstampft wurden, 1567. Nachher unterwarf Akbar auch vollends Bengalen und, indem er sich abwechselnd nach Norden wandte, das berühmte Thal von Kaschmir, welches man seiner Schönheit wegen mit dem Paradiese verglich und welches daher auch bald ein Lieblingssitz und der Sommeraufenthalt der Großmoguln wurde. Akbar selbst verlegte seine Residenz von Delhi nach Agra. Sein großes Reich erstreckte sich jetzt von der persischen Grenze bis nach Bengalen und vom Himalayagebirge bis nach Sind oder zu den Niederungen des Indus.

Auf eine merkwürdige Weise befolgte Akbar das System der alten mongolischen Herrscher aus dem Hause Chingischans, sofern er in religiöser Beziehung die größte Toleranz handhabte, während gleichzeitig in unserm Europa die Intoleranz, der gegenseitige Haß der verschiedenen Religionsparteien sich bis zum Wahnsinn steigerte und die blutigsten Kriege hervorrief. Akbar suchte nicht nur im Islam Schiiten und Sunniten, sondern auch die Muhamedaner überhaupt mit den Brahmanen und Buddhisten auszusöhnen, deren freie Religionsübung er nicht mehr störte. Ja er zog auch die Christen heran, schützte die Niederlassung der Portugiesen in Goa und ließ öfters christliche Priester zu sich kommen und mit indischen und muhamedanischen disputiren. Durch seine Milde in religiösen Dingen, wie durch seine Gerechtigkeit, seinen weisen Staatshaushalt machte er sich bei den Indern außerordentlich beliebt und starb 1605.

Sein Sohn und Nachfolger Jehangir hatte schon zu Akbars Lebzeiten in Allahabad, wo er residirte, die fürchterlichsten Grausamkeiten begangen, so daß sein Vater sich daran entsetzte und sein junger Sohn Chosru vor ihm floh. Als Jehangir den Thron bestieg, ließ er diesen Prinzen verfolgen und gefangen nehmen, 700 seiner Gefährten vor den Thoren von Lahore lebendig spießen, den armen Chosru zwischen ihnen durchführen und dann zu ewigem Kerker verurtheilen. Ganz unvermuthet aber wurde der Tyrann durch ein Weib gebessert. Das war die weltberühmte Nurjehan, ein ausgesetztes Kind von wunderbarer Schönheit. Jehangir hatte sie schon als Jungfrau gesehen und sich in sie verliebt. Akbar hatte sie einem Perser vermählt, kaum aber war Jehangir Großmogul geworden, so ließ er jenen Perser umbringen, nahm die Schöne zu sich und vermählte sich mit ihr. Dies kam ganz Indien zu gute, denn sie stimmte ihn mild. Beide nahmen ihren Sommeraufenthalt gewöhnlich in Kaschmir, wo ihr Andenken noch bewahrt ist. Hier im Thale der Jilum, deren Ufer heute noch mit Städten, Burgen und Palästen, herrlichen Gärten, fruchtbaren Gefilden und Alleen geschmückt sind, und an dem See, der, in der Mitte des Thales liegend, in den Jilum abfließt, weilte das kaiserliche Paar in der schönen Jahreszeit, beschäftigt mit der Schwanenjagd auf dem See und mannigfaltigen Lustbarkeiten in zauberischen Palästen und Gärten, unter den berühmten Rosen von Kaschmir, prachtvollen goldblüthigen Cedern, Honigäpfeln (Amri), rosenfarbenen Riesenpfirsichen 2c., umringt von der reizendsten Landschaft, um die nach allen Seiten hin ein Amphitheater von himmelhohen Bergen aufsteigt, die schönste Alpenansicht, die es vielleicht auf Erden gibt. „Ueber alle Schneeberge erhebt sich hier die weiße und schwarze Doppel-Pyramide des Mer und Ser, als seyen sie das Denkmal der Schöpfung, als Gott Tag und Nacht trennte.“ Die Berge von Kaschmir nähren eine Ziegenart, aus deren Haaren die Einwohner die von Alters her berühmten Shawls weben, in welche Nurjehan ihre Reize hüllte, wenn sie dem Seebad entstieg.

Aber der Großmogul wurde mitten in seinem Glück gestört.

Mohabut Chan, sein bester Feldherr, fiel in Nurjehans Ungnade, war aber so kühn, an der Spitze seiner tapfern Rajputen den Großmogul selbst zu verhaften. Nurjehan, noch kühner, eilte ihren Gatten zu befreien. Als Amazone, auf einem Elephanten sitzend, griff sie die Rajputen an, die sie mit einem Hagel von Pfeilen und Kugeln überschütteten. Sie blieb unversehrt, aber ihre kleine Tochter, die sie bei sich hatte und der Elephant wurden verwundet. Wüthend vor Schmerz stürzte sich der Elephant ins Wasser des nahen Flusses, dessen Strom ihn fortriß und die schöne Amazone war verschwunden. Man lief ihr am Ufer nach und fand sie endlich wieder, eben damit beschäftigt, dem ermatteten Elephanten, der sich wieder ans Ufer heraus gearbeitet hatte, den Pfeil aus dem Rüssel zu ziehen und ihr Kind zu verbinden. Sie theilte von nun an die Gefangenschaft ihres Gemahls, und vorzüglich ihrer Klugheit war es zuzuschreiben, daß ein Theil der Truppen Mohabuts sich für den Großmogul erklärte. Nun mußte Mohabut nachgeben und Jehangir wurde völlig wieder frei. Unter den Gästen, die seine Freudenfeste theilen durften und bei ihm in hoher Gunst standen, zeichnete sich Sir Thomas Roe, der englische Gesandte, aus, welcher 1616 nach Indien kam, um dort Handelsverbindungen anzuknüpfen. Jehangir blieb auch in seiner späteren Periode immer noch ein echt asiatischer Despot, denn während er selber jedem Lebensgenuß fröhnte, verbot er seinen Unterthanen den Wein und den Tabak, der damals erst durch die Europäer von Amerika aus in Ostindien eingeführt wurde und der auch von dort aus erst nach China gekommen ist, so daß man irrt, wenn man glaubt, der Tabak komme aus China. Jehangir residirte in Lahore weil es näher an seinem geliebten Kaschmir lag. Dorthin ging er noch häufig, dort erkrankte er und starb auf dem Rückweg, bevor er Lahore wieder erreicht hatte, 1627. Nach seinem Tode bestieg sein Sohn Schah Jehan den Thron und ließ seine Stiefmutter, die schöne Nurjehan, von der er bisher unterdrückt worden war, gefangen setzen, gab sie aber nachher wieder frei und behandelte sie anständig, worauf sie noch zwanzig Jahr in Frieden lebte.

Zehntes Buch.

Verwilderung im Reformationszeitalter.

1.

Höfische Sittenverderbniß.

Die deutschen Fürsten verstanden unter der „deutschen Freiheit" das Bündniß mit Frankreich gegen den Kaiser zum Besten ihrer Souveränetät, und unter der „evangelischen Freiheit" das fürstliche Privilegium, jegliche Willkür zu üben und frisch darauf los zu lüdern und zu sündigen. Die lutherischen Höfe verwilderten auf eine Weise, wie es vor der Reformation unerhört gewesen war. Diese Bestialität ist nun zwar dem ehrlichen Luther nicht Schuld zu geben, aber sie folgte mit Naturnothwendigkeit aus dem Umstande, daß die Fürsten allein alle Vortheile von der Reformation zogen und deren ursprünglich sittlichen und nationalen Charakter verfälschten. Die traurige Verbindung der Reformation mit der Renaissance auf den lutherischen Universitäten trug noch mehr dazu bei, die Sittlichkeit zu zerstören und heidnische Laster in classischer Form zur Mode zu machen bei Fürsten und Adel, die Geld genug hatten, die Befriedigung ihrer Lüste zu bezahlen. Nur über den armen Bürger und Bauer ging diese Verpestung glücklich hinweg und hier wurden noch in Demuth christliche Tugenden geübt.

Im kursächsischen Hause kam schon durch Johann Friedrich den

Standhaften das unmäßige Trinken auf. Dieses Laster pflanzte sich auch auf die neue Kurlinie hinüber, auf Augusts Enkel Christian II. und Johann Georg. Von Christian II. heißt es: „Sieben Stunden lang wurde aus ungeheuren Humpen um die Wette getrunken, und der Kurfürst trug den Sieg davon. Täglich wimmelte der Hof von Gästen, so daß nicht weniger als 700 Tische zumal gedeckt waren. Dieser Kurfürst ist in nichts groß, als im Essen und Trinken. Er sieht nicht darauf gut zu trinken, sondern nur viel. Er würde nicht zu leben glauben, wenn er nicht unaufhörlich betrunken wäre." So erzählt ein Zeitgenosse. Des Kurfürsten Nachfolger Johann Georg war gleichfalls täglich betrunken. Zu den fürstlichen Säufern der Zeit gehörte auch der sonst gutmüthige Herzog Ludwig von Württemberg, Christophs Sohn. Herzog Friedrich von Liegnitz gerieth in solchen Säuferwahnsinn, daß ihn sein Sohn Heinrich 1560 gefangen legte. Der gräßliche Vaterfluch, den er gegen denselben aussprach, ging in Erfüllung, denn Heinrich wurde ebenfalls ein Säufer, mußte ebenfalls gefangen gelegt werden und starb im Elend. Das sind nur die ärgsten Beispiele. Wie sehr das Trinken überhaupt Mode geworden war, erhellt daraus, daß im Jahr 1577 auf dem Reichstage der förmliche Beschluß gefaßt wurde, „alle Kurfürsten, Fürsten und Stände sollen ihren Unterthanen zum Exempel das übermäßige Trinken vermeiden."

Zum Saufen gehörte das Jagen als das Hauptlaster der damaligen deutschen Höfe. Die Fürsten legten ungeheure Wildgehege an und bei Besuchen wurde gehetzt, wobei die Bauern in der Frohne helfen und ihre eigenen Saaten zertreten mußten. Ein einzelner Fürst hielt Koppeln von hundert, ja von tausend Jagdhunden. Schädigung des Wildes wurde immer grausamer bestraft. Das Leben des Menschen galt weniger als das eines Hasen. Wilddiebe schmiedete man auf Hirsche und ließ diese dann laufen.

In der Wollust sanken die Deutschen nie so tief hinab, wie die Italiener und Franzosen, weil sie nicht so weibisch waren und auch im Laster noch mannhafter blieben. Doch kam die mediceische Maitressenwirthschaft auch in Deutschland auf. In diesem Punkte

thaten sich die Brandenburger übel hervor. Schon von Kurfürst Joachim I. heißt es in einer gleichzeitigen Chronik: „Es durfte sich keine schöne Frau in Berlin sehen lassen, er ließ sie zu sich fordern.“ Joachim II., durch den höflichen Agricola schon im voraus des Himmels versichert, glaubte sich auch schon auf Erden einen kleinen Himmel schaffen zu dürfen, baute sich Lustschlösser, bevölkerte sie mit Maitressen, gab schwelgerische Feste und große Jagden, erschöpfte durch ungeheure Verschwendung das Land und vertraute sich den Juden an. Der Jude Lippold wurde Münzmeister, prägte schlechtes Geld, trieb Kipper und Wipper und argen Wucher, wurde des Kurfürsten Cassier, Kuppler und geheimster Rath und durfte sich zuletzt jede Gewaltthat erlauben, wofür man ihn nach dem Tode seines Herrn 1572 von rechtswegen torquirte und viertheilte. Auch Albrecht von Brandenburg, Kurfürst von Mainz, Joachims I. Bruder, Luthers Zeitgenosse, war ein äußerst üppiger und sinnlicher Herr. Ebenso Joachims II. Sohn Sigmund, protestantischer Erzbischof von Magdeburg und Bischof von Halberstadt, der die schamlosesten Dinge trieb und, wie Spangenbergs Chronik erzählt, unter andern einmal 1564 bei einem Besuch in Mansfeld, als alles besoffen war, dem Grafen von Mansfeld und sämmtlichen Gästen die Bärte abschneiden ließ. Auch allen seinen Unterthanen verbot er die Bärte, weil er selber keinen hatte. Noch viel entarteter war das markgräflich brandenburgische Haus in Franken. Von den Ungeheuern Casimir von Culmbach und seinem Sohn Albrecht Alcibiades ist schon die Rede gewesen. Casimirs Bruder Georg, der den unglücklichen König Ludwig von Ungarn zu allen Ausschweifungen verführte, hinterließ einen Sohn, Georg Friedrich, in Anspach, dessen Landstände 1583 einmal, als sie die Türkensteuer bewilligen sollten, laut klagten, sie würden es unter den Türken besser haben als unter ihm.

Am meisten verwahrlost waren die kleineren Häuser. So das badische. Hier trieben drei Markgrafen, Philipp II., Christoph II. und Eduard arge Ueppigkeit auf Kosten des Landes. Karl von Baden-Baden schleppte seine durch ihre Lüderlichkeit berüchtigte Mutter Cäcilie einmal bei den Haaren durch die Straßen. Sein Bruder

Eduard machte ungeheure Schulden, wollte Land und Leute an die Fugger in Augsburg verkaufen und trieb, da es nicht anging, Falschmünzerei, endlich sogar Wegelagerei, versteckte sich in Kornfelder und beraubte die Reisenden. Zwei Italiener, die er gedungen hatte, um seinen Vetter Ernst Friedrich von Durlach zu vergiften, wurden geviertheilt. — Eben so toll ging es in den getheilten Linien der Ascanier her. Lauenburg war voller Schulden. Gegen den elenden Herzog Franz I. erhob sich sein Sohn Magnus, 1571. Gegen diesen standen die Brüder auf und alles ging drüber und drunter. Diese Fürsten hatten Maitressen, die sich in die Geschäfte mischten, Franz II. die später als Hexe angeklagte Frau Tschammer, Moritz die Katharina Spörkner, mit der er sich vermählte, die er aber wieder verstieß, um die später ebenfalls als Hexe angeklagte Gysela Sachs zu nehmen; Heinrich, welcher Erzbischof von Bremen und der beste unter den Brüdern war, die Färberstochter Anna von Broich. Zuletzt behauptete Franz II. das Feld, setzte den unglücklichen Magnus fünfzehn Jahre lang in ein lichtloses Gefängniß, worin er starb, und lebte bis 1619, nachdem er durch neue Fehden mit den Nachbarstädten, besonders mit Lübeck, den Jammer seines Landes noch vermehrt hatte. Joachim Ernst von Anhalt-Zerbst war ebenfalls lüderlich und überlud sein Land mit Schulden.

Indem so viele Fürsten in ihren Herzen Gott absagten, suchten sie durch teuflische Künste sich die Mittel zum irdischen Genuß zu verschaffen und hielten sich Sterndeuter, Goldmacher, Adepten, die ihnen das Lebenselixier oder das Verjüngungswasser bereiten sollten. Ihre Maitressen trieben häufig Hexerei, um sie durch Liebestränke zu bezaubern. Dann spürte der Argwohn wieder einer nur vermeintlichen Hexerei nach und die Juristen, zu diesem Zweck mit den Hoftheologen verbündet, instruirten ungeheuerliche Hexenprocesse, erpreßten durch die Folter auch von der Unschuld Geständnisse und fütterten die Scheiterhaufen mit mehr Opfern, als die Inquisition jemals dargebracht hat. Einer der entsetzlichsten Hexenverfolger war Herzog Julius von Braunschweig, des wilden, noch katholischen Heinrichs Sohn, welcher lutherisch wurde, die Universität Helmstädt

gründete und sonst väterlich für sein lange mißhandeltes Land sorgte, aber in seinem Wahne das ganze Land von Teufeln erfüllt sah und so viele angebliche Hexen verbrennen ließ, daß sich bei Wolfenbüttel ein ganzer Wald von angebrannten Pfählen bildete.

Der kaiserliche Hof in Wien hielt auf Anstand und bewahrte die alte Würde. Doch ahmten auch mehrere der kleineren katholischen Höfe das schlechte Beispiel der Mediceer und der Valois nach. Albrecht von Bayern verschwendete die Einkünfte des Landes in Ueppigkeit, baute neue Paläste, hielt die erste italienische Oper, eine Menagerie, eine buntbemalte und vergoldete Flotte auf dem Starenberger See und gab schwelgerische Feste. Die Jagdwuth war bei ihm so groß, daß er im ganzen Lande alle spitzen Zaunpfähle wegreißen ließ, damit sein liebes Wild sich nicht daran verletze. Die klagenden Landstände wies er höhnend ab. Aber die Goldmacher bezahlten ihm die Schulden nicht. Ein solcher Abenteurer, der Italiener Bragadino, wurde 1591 in München gehenkt. Zwei andere ließ Herzog Friedrich von Württemberg, Ludwigs Sohn, in Stuttgart hängen, weil sie ihm das versprochene Gold nicht machen konnten. In Jülich regierte seit 1566 der blödsinnige Herzog Wilhelm, dessen Sohn Johann Wilhelm ebenfalls blödsinnig war.

Der Adel wurde größtentheils in die Sittenlosigkeit der Höfe mit hineingezogen. Neben dem alten Landadel kam immer mehr s. g. Briefadel auf, sofern die Fürsten auch Bürgerlichen und Fremden, die ihnen am eifrigsten dienten, den Adel ertheilten. Zwar gab es noch Landstände, da aber die lutherische Geistlichkeit ganz vom Landesherrn abhing, der Bürgerstand durch Juristerei und Schreiberei immer mehr um sein altes Recht kam und der Adel selbst geschwächt oder dem Hofe verkauft war, vermochte die landständische Opposition der Fürstenwillkür nicht mehr zu steuern.

In Württemberg glaubte sich der geistreiche Tübinger Professor Nicodemus Frischlin durch die bürgerliche Verfassung geschützt genug, um in einem lateinischen Gedicht auf das Landleben die Rohheit des damaligen Adels zu tadeln. Aber es bekam ihm übel,

denn er mußte flüchten und als er sich nicht vorsichtig genug benahm, ließ ihn Herzog Ludwig auf das Bergschloß Urach setzen, von wo er bei Nacht entfliehen wollte, aber herabstürzte und den Hals brach, 1590. Ludwigs Nachfolger Friedrich hielt einen glänzenden Hof und brauchte viel Geld. Das verschaffte ihm sein geheimer Rath Enzlin, der deshalb dem Lande unerhörte Lasten auflegte, den Landtag sprengte und sogar die Verfassung änderte. Doch sorgte Friedrich für seine Dynastie, indem er sich 1599 von der Afterlehnsherrschaft Oesterreichs loskaufte. Auch baute er den flüchtigen Protestanten aus Oesterreich die Stadt Freudenstadt im Schwarzwald. Nach seinem Tode 1608 stellte sein Sohn Johann Friedrich die Verfassung wieder her und Enzlin wurde enthauptet. — Auch im Herzogthum Braunschweig übte unter Heinrich Julius, dem Sohn des Julius, der Kanzler Jageman grobe Willkür und verhöhnte die Landstände. Der Herzog selbst befehdete auf muthwillige Weise die freie Stadt Braunschweig und soff sich endlich zu Tode, 1613. Unter seinem Sohn und Nachfolger, dem schlecht erzogenen Friedrich Ulrich, dem er nichts als Schulden hinterließ, wurde das Uebel noch ärger, denn dieser und seine Günstlinge verschleuderten die Einkünfte und Domänen, verheerten die Wälder, verfälschten die Münze, suspendirten die Justiz ꝛc. — Sogar in dem freien Ostfriesland wagte Graf Ezard II., nachdem er eine schwedische Prinzessin geheirathet hatte, als Souverain walten zu wollen, und Stände und Volk hatten schwer mit ihm zu kämpfen, bis erst unter seinem Sohn Enno 1611 die Holländer einen Vergleich vermittelten.

Der bravste Regent in jener trostlosen Zeit war Graf Johann von Oldenburg, der sein Ländchen aufs beste zu organisiren strebte, aber bei der Anlegung der Teiche, die er selbst leitete, sich erkältete und starb, 1603.

2.

Verwilderung der Universitäten.

Auf den Universitäten der Reformation gaben die theologischen Zänker, ferner die Juristen, die den deutschen Volksstämmen zum alleinigen Nutzen des fürstlichen Despotismus das römische Recht aufzwangen, und endlich die lüderlichen Humanisten den Ton an. Zum Glück disputirten und schrieben sie meist in lateinischer Sprache, sonst würden sie unser unglückliches Volk noch viel mehr verdorben haben, als es ohnehin geschah. Zum Unglück hingen sie, nachdem sie sich von der Kirche losgerissen hatten, nur noch lediglich von der Fürstengunst ab und schmeichelten den rohen Fürsten und Höflingen, indem sie deren gottlose Sitten auf die Universitäten übertrugen und der akademischen Jugend als neueste Mode einimpften. Ihre Lenker waren die Kanzler, Hofprediger und Oberconsistorialräthe, die vor den Fürsten krochen und vor denen wieder alle andern krochen. Wer von oben Gunst genoß, betrug sich mit unverschämter Hoffahrt. Die um die Gunst des Hofes buhlenden Professoren hegten unter sich den giftigsten Neid und spielten sich die ehrlosesten Intriguen, wobei sich besonders ihre Weiber betheiligten. Man hörte bittre Klagen über die Trunksucht und Faulheit der Professoren, weil sie nicht hinter den frechen Sitten der Höfe zurückbleiben wollten. Am schädlichsten wirkten die Humanisten, welche die classischen Dichter lasen und nachahmten und die Unzucht im Geleite der Musen und Grazien auf den Altar setzten, von dem sie den Gott der Christen herabgestürzt hatten. So klagt ein Zeitgenosse: „Die ganze Woche haben die alten heidnischen Hurenjäger und Schandlappen Ovidius, Terentius, Virgilius in den meisten Schulen Raum, Christus aber auf seinem Esel mit dem catechismo und gottseliger Kinderzucht muß kaum auf den Sonnabend und Sonntag Raum einer Stunde haben.“ Es war für jeden Mann von reinem und sanftem Sinn damals schwer, auf deutschen Universitäten zu leben unter so vielen Lästerzungen, so vielen Zeloten und nieder-

trächtigen Bedientenseelen. Wenn je eine Professorenmeinung dem Interesse des Fürsten zu nahe trat, so kam aus der Residenz eine Wolke mit Blitz, Donner und Platzregen und schlug den Lärmen der im Universitätssumpf quakenden Frösche nieder.

Die Studenten blieben zwei Jahrhunderte lang Musterbilder der Rohheit und standen in Bezug auf gute Sitten noch tief unter den rohesten Bauern. Das einzige Achtbare, was noch an ihnen blieb, war die Rauflust, der kriegerische Sinn. Im Uebrigen waren sie einer unerhörten, nie vorher dagewesenen Barbarei verfallen. Vor allem einer viehischen Trunkenheit, worin sie durchgängig mit Fürsten und Adel wetteiferten. Der höchste Stolz eines deutschen Studenten war, mehr Wein oder Bier auf einen Sitz einschütten zu können, als alle andern. Dazu gehörte das obligate Rülzen und Grülzen oder die vollendete akademische Schweinerei, wie sie ein Zeitgenosse im „Cuntz Sawrüssel" personificirt hat. Die älteren Studenten (Schoristen) lebten vom Gelde der jüngeren (Pennalen oder Füchsen) und plagten die letztern auf alle erdenkliche Art. Der Kurfürst von Sachsen mußte im 17. Jahrhundert den Schoristen förmlich durch ein Gesetz verbieten, „die Pennalen zu berauben, ihnen die guten Kleider zu nehmen und Lumpen dafür zu geben, sich von ihnen die Schuhe putzen, den Speichel von ihnen lecken, sie unter dem Tisch wie Hunde und Katzen heulen zu lassen, ihnen Koth und Scherben in den Mund zu stopfen" und dergleichen mehr, womit damals die jungen Leute in die Studien „eingeweiht" wurden. Wenn ein junger Student (Pennal, Fuchs) ankam, wurde er „geputzt". Man scheuerte ihn, man seifte ihn mit einem Ziegelstein ein, rasirte ihn mit einem verrosteten Degen, schleifte ihn auf einem großen Schleifstein, hobelte ihn auf einer Bank, stieß ihm einen Trichter in die Ohren rc.

Gegen alle diese Barbareien sollte nun die Renaissance helfen. In der That geschah viel für die Herausgabe der griechischen und römischen Autoren und man bemerkte bei den Humanisten ein Streben nach eleganten Formen. Allein damit wurde die innere Rohheit nur eben übertüncht. Gerade in den lateinischen Gedichten der Humanisten

kommen die unglaublichsten Cynismen vor. Einige ehrenwerthe Forscher ausgenommen, legte sich die Mehrheit auf grammatikalische Spitzfindigkeiten. Die wichtigste Angelegenheit der Philologen betraf z. B. den casus vocativus, ob er eine positio oder eine suppositio sey. Alle deutschen Universitäten geriethen darüber in Aufregung und der lange Streit wurde auf einem großen Collegium in Heidelberg zur Entscheidung gebracht.

Die Tyrannei der geistlosen Grammatik fand das weiteste Feld der Beherrschung in den neu errichteten Gymnasien, den Vorschulen für die Universität und ausschließlich zu dem Zweck gegründet, um die Jugend frühzeitig für die verschiedenen Zweige des Staatsdienstes vorzubereiten. Das Hauptgeschäft der Lehrer war, den deutschgebornen Knaben ihre Muttersprache verlernen zu machen und sie dagegen lateinisch denken, reden und schreiben zu lehren. Im Volk erhielten sich alte Lieder, alte Sagen voll Poesie. Die auf den neuen Fürstenschulen und Universitäten gebildete Welt aber duldete keinen deutschen Dichter mehr, sondern las und pries nur die Alten, die Franzosen und Italiener und ihre deutschen Nachahmer. Binnen einem Jahrhundert von Hans Sachs bis Opitz war Deutschland überschwemmt mit lateinischen Dichtern, Professoren der Universitäten und Gymnasien, die ihre deutschen Namen latinisirten und durchaus nur in der Sprache des Virgil, Ovid und Horaz schrieben. Fast alle waren nur lucianische Spötter oder horazische Schmeichler und Fröhner einer behaglichen Lebensphilosophie, viele auch cynische Schwelger.

Das deutsche Naturell schlug gleichwohl häufig durch und seit Reuchlin und Frischlin gab es, zumal in Schwaben, eine Anzahl lateinische Dichter, die auch volksthümliche Stoffe und eigentlich deutsche Fastnachtsspiele in die Sprache und Form des Plautus und Terenz brachten.*) Es versteht sich von selbst, daß die lateinische Aristokratie der modernen Staats- und Fürstendiener auch das Theater zu beherrschen suchte, dessen Einfluß sie nicht mißkannte. Der junge Samen

*) Ich bemerke, daß ich von allen diesen Erscheinungen im zweiten Bande meiner „deutschen Dichtung" ausführlicher gehandelt habe.

der künftigen Staatsdiener wurde daher schon auf den Gymnasien abgerichtet, lateinische Schulkomödien aufzuführen, was ungefähr die ärgste Verirrung war, in die sich das gute deutsche Volk hineinführen lassen mußte.

Man täuscht sich indeß, wenn man die Renaissance nur für die rein gebliebenen germanischen Stämme unpassend findet. Sie war es nicht weniger für die romanischen Italiener, Franzosen und Spanier, Nationen, die nicht auf die alten Römer oder Gallier zurückgeführt werden können, sondern deren Hauptfactoren die deutsche Eroberung und das Christenthum gewesen sind. Die Affectation des Classischen war für sie eine eben solche Unnatur und Lüge wie für die Deutschen.

3.

Das theologische Gezänk.

Man darf niemals vergessen, daß, welches auch die Auswüchse der Reformation gewesen sind, die Schuld davon zuerst auf die Verderbniß der alten Kirche fällt, die eine gewaltsame Reform unvermeidlich machte. Die katholische Partei hat mithin keine Ursache, der protestantischen Vorwürfe zu machen. Beide aber dürften sich vergleichen, wenn sie erst zu der Einsicht gelangten, daß die Fehler, die ihnen beiderseits zur Last fallen, gar keinen klerikalen Ursprung haben, sondern der einen wie der andern Kirche nur durch die weltlichen Mächte eingeimpft worden sind. Daß die römische Kirche eine vernünftige Reformation nicht freiwillig und rechtzeitig unternahm, daran war die mediceische Politik Schuld, und daß hinwiederum Luther statt eine vernünftige Reform der gesammten Kirche durchzusetzen, nur die unglückselige Kirchentrennung und eine neue Staatskirche schuf als Opfer und Werkzeuge des fürstlichen Despotismus, war nicht seine Schuld, sondern die der sächsischen, hessischen, pfälzischen, englischen, dänischen und schwedischen Politik. Die wahre welthistorische Bedeutung des Reformationszeitalters ist nicht der Streit der Kirchen unter einander, sondern die Unterjochung beider Kirchen unter die weltliche Macht, die sich frevelnd an die Stelle Gottes setzte.

Die Verbissenheit des theologischen Gezänkes in der Reformationszeit erklärt sich zum größten Theil daraus, daß die Theologen von den Fürsten und ihren Juristen gehetzt wurden. Dabei kommt freilich auch viel auf Rechnung der scholastischen Zanksucht, die von den Universitäten immer unzertrennlich war. Die wichtigsten theologischen Streitigkeiten haben wir bereits erzählt, sofern sie tief in die Geschichte der Zeit eingriffen. Sie konnten trotz aller Concilien und Colloquien nicht entschieden werden, weil sie theils göttliche Geheimnisse betrafen, welche der menschliche Scharfsinn nicht zu erschließen vermag, theils politischen Parteien zum Stützpunkte dienten, deren Interessen unvereinbar waren. Jeder aber verdammte den andern. Die vielgerühmte Glaubensfreiheit fand sich nirgends weniger, als in der neuen Kirche. Auf die unterscheidenden Glaubensartikel allein wurde Gewicht gelegt, nicht auf das, was alle Christen zugleich bindet. Eine furchtbare despotische und grausame Orthodorie verfolgte jeden Andersdenkenden. Das todte Wort, die kalte Formel verschlang den warmen Glaubensinhalt. Darum klagt Valentin Andreä: „Sie wollen lieber die Dreieinigkeit erklären, als anbeten; lieber die Gegenwart Christi beweisen, als verehren; lieber die Reue über die Sünden beschreiben, als selber fühlen; lieber gute Werke herabsetzen als selbst gute Werke thun, und lieber die Bibel durchblättern, als christliche Liebe üben. Sie machen die Religion zu einer bloßen Wissenschaft.“ Luther selbst sah die Greuel der theologischen Vielschreiberei voraus. In seiner Vorrede zum Matthäus sagt er: „Es sind jetzo weit mehr Bücher als Leser vorhanden, auch gibts deren weit mehr, die da schreiben, als lernen. Also daß, da viel Büchergschreibens kein Ende ist, zu befürchten steht, es werde in kurzem die Menge der Bücher, so die besten nicht sind, die geringe Zahl der guten unterdrücken, auch selbst die Bibel wiederum wird verdunkelt und unter einen weit dunklern Scheffel als der vorige gewesen, gebracht werden.“

Man macht sich den klarsten Begriff von der Barbarei der protestantischen Universitäten, wenn man das Gutachten des Tübinger Senats über den gregorianischen Kalender liest. Herzog Lud-

wig hatte gefragt, ob man diesen verbesserten Kalender einführen dürfe? Aber die Theologen antworteten: „Der neue Kalender ist offenbar zur Beförderung des abgöttischen päpstlichen Wesens gestellt und wir halten den Papst billig für einen greulichen reißenden Bärwolf. Nehmen wir seinen Kalender an, so müssen wir in seine Kirche gehen, wenn er uns läuten läßt. Sollte es ihm gelingen, uns seinen Kalender unter kaiserlicher Autorität an den Hals zu werfen, so würden wir uns seiner Tyrannei in der Kirche Gottes nicht lange erwehren können. Der Papst greift hiemit den Reichsfürsten nach ihren Fürstenhüten &c." In so dummer Wuth wies man eine nützliche Verbesserung ab, die man später doch annehmen mußte. Obgleich es sich um die heiligsten Gegenstände handelte, wurde der Streit doch in der gröblichsten Sprache geführt. Niemals, weder vor- noch nachher, fühlte, dachte, redete und schrieb der deutsche Mensch roher, ungeschliffener, unflätiger, als im Zeitalter der Reformation und des ihr nachfolgenden Jahrhunderts. Wie zart waren die Dichtungen des 12. und 13. Jahrhunderts gegen die des 15. und 16. In die Atmosphäre der Reformation eingetaucht, vergröberten sich die Geister auf eine ganz merkwürdige Weise, man kann es fast eine Besessenheit nennen.

Der Haß machte sich auch in Satiren Luft. Schon früher waren in dergleichen die schlechten Sitten der Pfaffenwelt witzig und boshaft verspottet worden. Jetzt wurde die ganze Hierarchie angegriffen und der Papst, je mehr ihm früher von allen Enden Deutschlands gehuldigt worden war, jetzt mit Koth beworfen. Von einem Verständniß dessen, was die römische Kirche, seitdem die Märtyrer in den Katakomben ruhen, zum Heile der Menschheit gewirkt hat, war nicht mehr die Rede. Die welthistorische Nothwendigkeit einer unabhängigen Kirche im Gegensatz gegen die Staatskirchen, und einer geschlossenen Hierarchie gegenüber der Anarchie der Secten, wurde auf der reformirten Seite gänzlich mißkannt. Eben so blind aber verkannte man auch auf katholischer Seite die Nothwendigkeit der Reform.

In den zahlreichen gegen Rom geschleuderten Satiren wird

Rom in der Regel mit der babylonischen Hure und dem Thier in der Apokalypse verglichen, der Papst aber als der Antichrist bezeichnet. Zwingli in seinem „Labyrinth“ macht den Papst zum Minotaurus, der „Wolfgesang“ macht ihn als Wolf zum König der Thiere. Manuel in Bern, Gengenbach in Basel wetteiferten mit Ulrich von Hutten in den wüthendsten Satiren auf den Papst. Eine der bezeichnendsten Schmähschriften ist das Schauspiel Pammachius von 1538, verfaßt von Naogeorgus (Thomas Kirchmaier), einem lutherischen Pfarrer aus Sachsen. In ihm liegt der Triumph der Staatskirche am klarsten ausgesprochen und wird die Unabhängigkeit der Kirche am meisten mißverstanden, weil der Dichter wie die Zeitgenossen überhaupt über den zuletzt aufgekommenen Mißbräuchen die ursprüngliche Bedeutung und den Werth der Kirche ganz vergessen hatte. In jenem Gedicht Kirchmaiers tritt sehr charakteristisch Kaiser Julianus auf mit großen Besorgnissen für die arme Menschheit, welche der Papst Pammachius tyrannisirt. Dagegen freut sich Satanas, erklärt den Papst für seinen lieben Sohn und schmückt ihn mit der dreifachen Krone. Dann folgt ein großartiges Gastmahl, welches Satan dem Papst zu Ehren gibt, eine Nachahmung von Belsazars Mahl in Babylon. Denn jetzt erscheint Christus und weckt, indem er dem Laufe der Elbe nachblickt, in Wittenberg den Doctor Luther als Ritter und Retter der Menschheit auf, um jenes Freudenmahl in Rom zu stören, wie Cyrus einst das in Babylon störte. In einem andern schändlichen Machwerk (Mercator) läßt Kirchmaier einem Patienten (Deutschland) alles Katholische auspurgiren.

Auch einzelne Theile des katholischen Dogma und Ritus wurden auf die roheste und schmutzigste Weise angegriffen, besonders die Messe, der Mariendienst, die Heiligen und ihre Reliquien. Man mißachtete die ganze Tradition der Kirche und verspottete die Heiligen und Märtyrer, als hätten sie eine schwere Sünde begangen, indem sie ihr Blut für den wahren Glauben vergossen. Sie hätten, meinte man, eine Kirche niemals gründen helfen sollen, die man jetzt niederriß. Schonungslos, ja mit verruchtem Hohne warf ihr eigener Enkel die Gebeine der h. Elisabeth aus dem Sarge uneingedenk

dessen, was diese edle Frau gewesen war und wie sehr man sie in ganz Europa Jahrhunderte hindurch verehrt hatte. Der h. Franciscus von Assisi, eine der reinsten und liebenswürdigsten Erscheinungen des Mittelalters und der Weltgeschichte überhaupt, der zarteste Sänger heiliger Liebe, wurde auf eine unerhört grobe und ruchlose Art in einer Spottschrift des Erasmus Alberus verhöhnt, wozu aber der unvernünftige Albizzi Veranlassung gegeben hatte, der in einem übertriebenen katholischen Eifer den Heiligen von Assisi mit Christus verglichen und beinahe höher gestellt hatte als diesen selbst. Das Traurige war überall, daß man die kirchlichen Vorkommnisse nur vereinzelt und einseitig auffaßte und das Verhältniß, in welchem sie zum großen Gange der Geschichte standen, nicht würdigte.

Es wäre nun die Aufgabe der Katholiken gewesen, hauptsächlich dahin die Aufmerksamkeit zu lenken, aber sie wollten nicht eingestehen, daß von ihrer Seite gesündigt worden sey. Sie hielten es für zu gefährlich, den Protestanten ein so wichtiges Zugeständniß zu machen, und begnügten sich daher, die schwachen Seiten und Persönlichkeiten ihrer Gegner anzugreifen. So sind die vielen katholischen Satiren auf Luther meist nur Karrikaturen desselben und seiner Käthe von Bora. Es kommen darin ganz unflätige Sachen vor. Die gröbsten aber witzigsten Spottgedichte auf Luther dichtete der Straßburger Mönch Thomas Murner, z. B. das Buch vom großen lutherischen Narren, 1522. Darin erscheint Luther ungefähr wie Gagantua bei Rabelais, als ein durch seine Größe und Dicke unbehülflicher, also in jeder Situation lächerlicher Narr. Er ist aber so dick, weil alles in ihm voll junger Narren steckt, die in Menge von ihm gehen. Zur Erholung frißt er dann wieder fürchterlich, läßt sich mit einem weiblichen Teufel von scheußlichem Ansehen nach evangelischem Ritus trauen, befreit die Nonnen aus den Klöstern, zündet die Marienbilder an, wirbt Landsknechte, verführt das dumme Bauernvolk, pflanzt die Fahne des Bundschuhs auf, schmiert den Bundschuh ꝛc. Dabei gebiert er immerfort Narren, aus allen Taschen, aus den Stiefeln, aus den Ohren und kommt unter die Presse, damit ihm auch noch die letzten Narren abgezapft

werden, worunter die verschiedenen Anhänger der Reformation verstanden sind. Schließlich fällt er in einen Kloak.

In solcher Weise nun mißhandelten sich die Parteien gegenseitig. Indem man dadurch die Kirche überhaupt herabwürdigte, obgleich jeder nur für seine Kirche zu streiten schien, wurde damit doch schon jene antikirchliche Tendenz vorbereitet, die erst viel später zur vollen Geltung kam. Einer der frühesten Vertreter dieser Richtung war der 1581 als Rathsschreiber in Straßburg gestorbene Fischart, genannt Menzer, der den Rabelais übersetzte und nicht nur boshafte Satiren gegen Rom, sondern auch gegen die Lutheraner schrieb. Er kokettirte, um Aufsehen zu erregen, mit einer ganz unnatürlichen, in keiner Volksmundart begründeten Wortmacherei, die in ihrer Bizarrerie oft eckelhaft wird. Auch liebte er fremde Erfindungen zu benutzen und doch immer auf andere zu schimpfen. Seine Physiognomie ist eine der häßlichsten, die uns aus dem Zeitalter der Reformation entgegengrinst. Gleichwohl hat man ihn noch in neuerer Zeit sehr gepriesen.

Unter den Dichtern, die für Luther schwärmten, steht der lüneburger Pastor Friedrich Dedekind oben an. Von ihm wurde auch die sola fides poetisch vertheidigt. Stricer schrieb 1588 den „Schlemmer,“ welcher trotz aller Sünden jeglicher Strafe mittelst des Glaubens entgeht. Das muß am sächsischen Hofe, wo so furchtbar geschlemmt wurde, wohlgefallen haben.

Gegen die Jesuiten wurde schon im 16. Jahrhundert vielerlei geschrieben. Fischart läßt das „Jesuitenhütlein“ von des Teufels Großmutter und allen ihren Teufelinnen zusammen nähen. Im J. 1577 wurde eine „Jesuitensau“ in Eisleben verhöhnt und 1608 erschien ein Jesuitenstriegel, 1613 ein Buch „wider die Janitscharen des Papstes“ ꝛc. Die Jesuiten selbst verfuhren vernünftiger, sofern sie es weniger darauf anlegten, in den schimpfenden Ton der Gegner einzustimmen, als vielmehr in ernsthaften prosaischen und poetischen Schriftwerken die heiligen Mysterien des alten Glaubens wieder in ein glänzendes Licht zu stellen. — Obgleich in Frankreich die Reformation unterdrückt wurde, hat man doch hier 1511 ein Narrenspiel

des Lothringers Gringore aufgeführt, in welchem die heilige Mutterkirche mit der dreifachen Krone auf dem Haupt alle ihre Sünden eingesteht und zuletzt ihres Ornates beraubt als Narrenmutter dasteht. In einem deutschen Stück, welches Schorus († 1552) in Heidelberg aufführen ließ, sucht die Religion eine Herberge, aber die Thüren aller großen Herren verschließen sich ihr und nur arme Leute nehmen sie auf. Der Kurfürst ließ den kühnen Dichter verfolgen. Aus vielen Nachrichten der Zeitgenossen und besonders aus den vielen schönen von wahrer Gottesfurcht, zarter Gottesminne und Demuth eingegebenen Kirchenliedern der Lutheraner erkennen wir, daß in dieser Kirche viele Seelen gerade durch den Druck, der auf ihnen lastete, geläutert wurden. Das waren die Vorläufer der späteren Pietisten, Quäker, Herrnhuter &c. Bei ihnen reagirte das Herz gegen den Verstand, und das Bedürfniß der Liebe und der guten Werke gegen den starren und lieblosen Buchstabenglauben. Auch die alte christliche Mystik lebte insgeheim noch fort und schlug neue Blüthen aus, die schönste und reichste von allen in den Werken des Görlitzer Schusters Jakob Böhme († 1624). Gleich einer Fata Morgana, eine Abspiegelung des Paradiesgartens mitten im Schmutz der Erde blieben seine Ideen unverrückt im magischen Licht stehen, obgleich die Hufe eines schrecklichen Kentauren darauf herumtrampelten und der arme Mann von der lutherischen Staatskirche mannigfach drangsalirt wurde. Böhme ist später als einer der tiefsinnigsten Philosophen anerkannt worden.

4.

Verwilderung der Jurisprudenz.

Die fürstlichen Juristen bildeten eine neue Kaste, gegen die sich die älteren Stände und Magistrate eine Zeitlang wehrten. Deshalb haßten die Juristen alles ältere deutsche Recht und unterdrückten es mit Vergnügen.

Ihre Hauptaufgabe war, dem Volke Angst zu machen, damit es sich geduldig wie das Vieh melken, scheeren, schinden und schlachten

lasse. Der Angst erster Grad war das Geheimniß. Alles wurde geheim, geheime Räthe, geheime Schreiber, geheime Kammern 2c. Der arme Unterthan befand sich immer vor einem Geheimniß. Der zweite Grad der Angst war die peinliche Frage. Die Geheimen verstanden es, mittelst der Folter alles zu erpressen, was sie wissen wollten. Noch lesen wir in Döplers Schauplatz der Strafen ein Verzeichniß aller Folterarten seit dem 16. Jahrhundert: Die Hungerfolter, wenn man den Gefangenen hungern und dursten ließ oder ihm nur ekelhafte Speisen gab, oder gesalzene Speisen ohne Trank 2c. Die Kältefolter in leichter Kleidung bei großer Kälte. Die Hitzefolter bei großer Hitze, unter Bleidächern 2c. Die Sitzfolter, der Ritt auf dem hölzernen Esel mit scharfem Rücken, auf scharfkantigen Latten, im engen Käfig 2c. Der polnische Bock, wenn dem Gefangenen die Hände über den Knieen zusammengebunden und zwischen Kniekehlen und Ellbogenkehlen ein Stock gesteckt wurde. Die Wachfolter, wenn man den Gefangenen nicht einschlafen ließ. Die Wasserfolter, Eingießen von Wasser oder schmutziger Jauche bis zum Ersticken. Die Strickfolter, Reiben mit Stricken bis aufs Blut. Die Ruckfolter, den Leib in die Höhe ziehen und plötzlich fallen lassen. Die Rad- und Leiterfolter, gewaltsames Ausrecken des Leibes auf dem Rade oder der Leiter. Die Daumen- und Beinschraube, umgekehrt Zusammenquetschen der Glieder (spanische Stiefeln). Die Zwickfolter mit eisernen, zuweilen glühenden Zangen. Die Stechfolter, Stechen mit Nadeln an besonders empfindlichen Orten, unter den Nägeln 2c. Die Spickfolter, wenn man den Menschen wie einen Hasen spickte. Die verschiedenartigsten Feuerfoltern, wenn man dem Gefangenen die Sohlen mit Fett einschmierte und sie ins Feuer hielt, wenn er auf glühenden Kohlen gehen mußte, wenn man ihn mit brennendem Pech oder siedendem Oel begoß, oder brennenden Schwefel auf ihn träufelte 2c. Die Käferfolter, wenn man ihm einen großen Käfer (Hornschröter) auf den Nabel setzte. Von derselben Art waren die Harnischfolter, die Mäusefolter. Am sinnreichsten ausgedacht war die Ziegenfolter, wenn man dem Gefangenen die Fußsohlen nur mit einer Salzlake beschmierte und dann eine Ziege daran lecken ließ, was einen unerträglichen Kitzel verursacht. Die Lichtfolter,

die man besonders bei Frauenzimmern anwandte, indem man sie über ein brennendes Licht stellte 2c.

Eben so mannigfach und grausam waren die Todesstrafen. Das alte Köpfen und Hängen, Ersäufen und Verbrennen genügte nicht mehr. Jetzt kamen an die Reihe: das Bauchaufschneiden und Herauswinden der Därme, das Eingraben und Abpflügen des Kopfs, das Lebendigbegraben, das Sieden in Oel, das Vermauern und Verhungern, das Rädern, Viertheilen, Spießen, Schinden 2c. Neben den Juristen bildete sich daher der Stand der Henker und Scharfrichter als eine eigene, zwar bürgerlich geächtete, aber doch reiche, prachtliebende und stolze Kaste aus, die ihr Handwerk als freie Kunst bis zur Virtuosität trieb. Geschickte Folterer und Scharfrichter wurden weithin verschrieben und genossen großen Ruhm.

In engster Allianz finden wir die Theologen mit den Juristen in allen Prozessen, welche Ehesachen, abweichenden Glauben (Heterodoxie), Hexerei und Zauberei betrafen. Hier aber tritt eine ganz neue Seite der regierenden Coterie hervor, nämlich ein entsetzlicher, ein haarsträubender Aberglaube. An Zauberei hatte man zwar immer geglaubt, aber die Angst davor wurde erst durch die Reformation erneuert und ungeheuer übertrieben. Durch die classischen Studien lernte man vollends den ganzen alten Aberglauben des Heidenthums kennen und die Humanisten und Juristen wurden noch mehr davon angesteckt als die Theologen.

Nichts macht das Verhältniß der lutherischen Geistlichkeit zu den Juristen anschaulicher als die Geschichte des Hexenprozesses in der Reichsstadt Nördlingen vom Jahre 1590. Der Bürgermeister Pheringer fanatisirte die weltlichen Richter, und in kurzer Zeit bestiegen 32 ehrsame Bürgerfrauen den Scheiterhaufen. Ihre Unschuld ist evident. Sie hatten das beste Prädicat, betheuerten aufs rührendste ihre Unschuld, Jedermann war überrascht, wie man sie nur beschuldigen konnte; allein die fürchterlichen Folterqualen preßten ihnen das Geständniß ab, das ihnen die Juristen, ihrem System zufolge, in den Mund legten. Von den Verhafteten bekannte immer eine wieder auf zehn andere, und so wurden die Gefängnisse mit Weibern überfüllt.

Es waren nicht mehr arme, es waren reiche und angesehene Frauen, von denen man Geständnisse erpreßte und die herbste Trauer über viele Familien verbreitete. Da erschien eine Heldin ihres Geschlechts, die keiner von den 56 Torturen, die mit der ausgesuchtesten Grausamkeit bei ihr angewendet wurden, unterlag, und standhaft ihre Unschuld behauptete. Das war Maria Hollin, Kronenwirthin in Nördlingen, von Ulm gebürtig. Nicht die Daumenschrauben und Stiefel, die ihr aufs unbarmherzigste angelegt wurden, nicht die Bank und der Strang, an welcher sie in vierzehn schnell auf einander folgenden Verhören achtmal auf- und abgeschnellt wurde, konnten sie zum Geständniß der Thaten bewegen, an denen sie so ganz unschuldig war. Die Grausamkeit der Henker erlahmte am Heldenmuth dieses Weibes. Die Juristen, die nothwendig ein Geständniß haben mußten, waren wüthend. Da faßte sich der Superintendent Lutz, der bisher schon im Namen der Kirche, doch mit viel zu wenig Nachdruck, gegen die Hinrichtungen protestirt hatte, endlich ein Herz und trat entschieden für die unglückliche Ulmerin auf. Die öffentliche Meinung unterstützte ihn. Das Volk murrte. Die Juristen wagten nun nicht mehr, die Torturen fortzusetzen. Endlich nahm sich die Stadt Ulm ihrer Tochter an und reclamirte sie. Da wurde sie endlich frei gelassen und — seitdem wurde in Nördlingen nie wieder eine Hexe verfolgt.

Es war kein Zufall, daß seit dem 15. Jahrhundert der vorher viel mehr versteckte Teufel bald hier, bald da und endlich überall zum Vorschein kam. Die heilige Lampe brannte trüb im Hause Gottes und die Dämmerung begünstigte das Hereinragen jenes Wesens aus der tiefsten Finsterniß. Die Gottentfremdung war noch neu, das Band, das die Kirche um die Seelen geschlungen, war zu innig, als daß sein plötzliches Abreißen nicht mächtige Störungen in der Seele hätte herbeiführen müssen. War es Scheu, war es Trotz, war es Angst, war es Muthwille — da wo Gottes Bild erloschen, rief die Seele mit einer Art von Nothwendigkeit sich jenes Gegenbild hervor. Die Möglichkeit, dem Bösen anheim zu fallen, stellte sich plötzlich in gräßlicher Nähe denen vor Augen, die bisher im Mutterschooß der Kirche geschlummert hatten. Kaum hatte Luther

die schöne Maria und alle Heiligen aus der Kirche herausgetrieben, so spie ihm die Hölle alle ihre Mißgestalten entgegen, daß er Teufel sah auf allen Dächern, daß er auf der Wartburg das Dintenfaß nach ihnen warf, und er ein zweijähriges Kind in die Mulde zu werfen befahl, weil er es für ein Teufelskind hielt.

In den letzten verderbtesten Zeiten des alten Rom wurden Hexen und Zauberer von den heidnischen Kaisern verfolgt. Erst mit der deutschen Einwanderung verschwanden diese Erscheinungen. Das longobardische Gesetzbuch des König Rotharis verbot ausdrücklich, Zauberinnen zu richten, weil Zauberei unmöglich sey. Dasselbe wurde auf einer Kirchenversammlung zu Trier i. J. 1310 geltend gemacht und der Glaube an die nächtlichen Hexenfahrten als eine bloße Einbildung bezeichnet. Auch ist im ganzen Mittelalter nur wenig von Hexen die Rede, so daß man unrecht hat, es finster zu nennen. Die Finsterniß begann erst mit der Renaissance und mit der Reformation. Ungefähr 30 Jahre vor dem Auftreten Luthers regte sich in der schuldbeladenen alten Kirche zuerst eine neue, nie vorher so arg grassirende Teufelsangst. Wie es scheint, muß Sprenger in Konstanz, ein berüchtigter Dominicaner-Inquisitor, als der Verbreiter des schrecklichen Wahns angeklagt werden, denn vor ihm finden sich nur selten Spuren der Scheiterhaufen, die nach ihm in so ungeheurer Menge flammten. Sein Buch „der Hexenhammer" (malleus maleficarum) erfüllte die halbe Welt mit einer vorher unbekannten Furcht vor den Hexen, er selbst soll über hundert alte Weiber haben verbrennen lassen. Als er bittre Vorwürfe hörte, berief er sich auf den Papst, und Innocenz VIII. entschied durch eine Bulle vom Jahre 1484, daß es Hexen gebe und daß man sie verfolgen solle. Vergebens ließ Erzherzog Sigmund von Tirol durch Ulrich Müller von Konstanz eine Widerlegung schreiben und die ganze Sache für Irrwahn erklären; die schreckliche Stimme des Dominicaners drang durch, da er sich auf den Papst berufen konnte. Als die Reformation anbrach, wurde der Wahn nicht erkannt und abgelegt, sondern er wuchs noch. Das Hexenwesen, wie es hauptsächlich erst nach der Reformation in beiden getrennten Kirchen überhand nahm, zeigt uns die

Entartung jener Zeit, die Umkehrung der alten Gottesfurcht in Teufelsfurcht, ja selbst des Vertrauens zu Gott in Vertrauen zum Teufel. Zugleich erscheint die Verfolgung der alten (und jungen) Weiber in den Hexenprozessen als das Gegenbild der früheren Minne- und Frauenehre, die Angst vor den alten Weibern das Gegenbild des altdeutschen Heldenthums. Grundzug des Hexenglaubens ist die Furcht der Männer vor den Weibern und der Haß der Männer gegen die Weiber, sofern die letztern nicht nur dem Teufel gewähren und dadurch den Männern entziehen, was sonst den Männern gebührte, sondern auch mit Hülfe des Teufels stärker als die Männer werden und die Männer jeden Uebermuth fühlen lassen. Nach psychologischen Gesetzen steigert sich die Furcht wie der Zorn in rascher Progression.

Man glaubte, boshafte Weiber schlössen einen Bund mit dem Teufel, von dem sie lernten böses Wetter machen, fremden Kühen die Milch entziehen, fremdes Getreide durch die Luft entführen, durch den bösen Blick Menschen und Vieh tödten oder siech machen, Liebestränke brauen, unnatürlich Haß und Liebe erwecken ꝛc. Fast jedes der angeklagten Weiber gestand in der Folterpein (und stimmen hierin tausend Hexenprocesse überein): sie habe die Kunst von einem andern alten Weibe gelernt, die ihr entweder den Teufel in Gestalt eines Buhlen, meist als Junker, habe kennen lehren, oder durch die sie die Hexensalbe erhalten habe. Sie kleidet sich ganz aus, schmiert sich mit der Salbe, ergreift einen Besen, Spinnrocken, Bratspieß, Ziegenbock oder eine Ofengabel, Katze ꝛc., setzt sich reitend darauf, ruft: oben hinaus und nirgends an! und fährt durch den Schornstein zum großen Hexensabbath in der Walpurgisnacht (1. Mai) auf den Blocksberg. Hier kommen alle Hexen zusammen, tanzen in einem Nebelringe mit dem Rücken gegen einander gekehrt und treiben Götzendienst mit einem großen schwarzen Bock, indem sie demselben den Hintern küssen, Lichter an seinem Wind anzünden ꝛc. Zuletzt verbrennt der Bock sich selbst und die Hexen sammeln die Asche, um damit zu zaubern. Dann greift jede wieder zu ihrem abenteuerlichen Roß und kehrt heim. Von dieser Zeit an kommt der Teufel zu den Weibern

als ihr Galan, treibt Buhlschaft mit ihnen, läßt sich förmlich mit ihnen trauen, zeichnet sie am Leibe durch das sog. Hexenmal (Stigma), gibt ihnen Macht, zu zaubern, hält sie aber übrigens hart und in Armuth. Dies sind einstimmige Aussagen. In einigen Fällen kommt vor, daß man die Angeklagte starr und für todt auf dem Boden liegen fand, und daß sie nach ihrer Wiederbelebung eingestand, während dieser Zeit weit entfernt in einer Hexenversammlung gewesen zu seyn. Dieß beweist einen somnambulen Zustand. In neuerer Zeit glaubt man, die ganze Vorstellungsweise vom Hexensabbath sey in die armen Weiber nur hineingefoltert worden, man habe einzig darauf inquirirt, und sie hätten dann in der Qual alles bejaht. Gleichwohl bleibt noch manches räthselhaft und so vielen urkundlichen Zeugnissen gegenüber darf man wohl nicht zweifeln, daß häufig die Weiber an all den Unsinn geglaubt haben. Warum hätten in einer Zeit, wo das tiefste Böse der menschlichen Natur aufgeregt war, da wo die Männer übermüthig den Teufel citirten, nicht auch freche Weiber ihren Antheil an ruchlosen Wünschen und Einbildungen haben sollen? — Offenbar aber lagen dem Hexenwahn noch heidnische Erinnerungen zu Grunde. Die erste Mainacht deutet auf das große Frühlingsfest, das man auf Bergen feierte. Die Verbrennung des Bocks, der das Sinnbild der Fruchtbarkeit war, ist ein altheidnisches Opfer. Auch die Verwandlung der Hexen in Katzen oder Wölfe scheint eine heidnische Vorstellung.

Sobald der Wahn um sich griff, schrieb man beinah jedes Uebel, Mißwachs, Wetterschaden, Viehsterben, Krankheit, Diebstahl, Verhinderung im Glück ꝛc. den Hexen zu und verdächtigte das erste beste alte Weib als die Urheberin, wobei Neid, Nachbarhaß ꝛc. mit ins Spiel kamen. Die Verdächtige wurde der Hexenprobe unterworfen, d. h. man schor ihr alle Haare glatt vom Leibe weg, selbst die Augenbrauen, um das irgendwo verborgene Teufelsstigma zu finden, und wehe ihr, wenn man ein Muttermal oder einen Leberflecken fand. Auch glaubte man, sobald eine Hexe keine Haare mehr trage, habe der Teufel keine Macht mehr über sie. Die zweite noch berühmtere Probe war, daß man der Hexe den rechten Daumen an die

linke große Zehe und den linken an die rechte band und sie so ins Wasser warf. Schwamm sie oben, so war es klar, sie sey eine Hexe. Drittens hatte man auch Hexenwaagen. Man glaubte nämlich, die Hexen seyen federleicht und welche nicht ein gewisses Gewicht wäge, sey dadurch überführt. Welches Weib diese Proben nicht bestand, die wurde aufs entsetzlichste gefoltert, bis sie bekannte, und dann war ihr Loos unvermeidlich der Feuertod. Die Stadt Oudewater bei Utrecht wurde dadurch reich, daß ihr Karl V. eine Waage schenkte, die den Hexen nur ein Gewicht von 50 Pfund gab, folglich alle befreite, die mehr wogen.

Oft war der Verdacht, oft das erzwungene Geständniß der furchtbarste Unsinn. Zu Freudenstadt im Schwarzwalde wurde eine Hebamme angeklagt, hundert Kinder umgebracht und mit Wechselbälgen (Teufelskindern) vertauscht zu haben. Zu Frankfurt a. M. beschäftigte man sich 1536 lange mit dem Proceß eines Mädchens, die durch Buhlerei mit dem Teufel die Gabe erhalten haben sollte, Geld aus jeder Wand zu zaubern. Zu Wienerisch-Neustadt wurde 1562 der Todtengräber lebendig verbrannt, weil er ein Kind gekocht und durch das Wasser, vermischt mit Graberde von Verpesteten, die Pest sollte verbreitet haben. In demselben Jahr veranlaßte ein Hagelwetter zu Eßlingen eine Hexenverfolgung, wobei der Pfarrer Naogeorgus und der Scharfrichter am eifrigsten waren und dem menschlicher gesinnten Rathe trotzten. Zu Horb im Schwarzwald litten 1578 wegen eines Hagelwetters 9 Weiber den Feuertod. Zu Quedlinburg wurden 1589 an einem Tage 133 Hexen verbrannt, weil sie auf dem Blocksberg sollten getanzt und dazu den Wein von 14 reichen Kellern in der Nachbarschaft ausgeleert haben; alle kamen um, nur vier der schönsten soll der Teufel durch die Luft entführt haben. Zu Spandau wurden 1595 eine große Menge Menschen besessen, weil sie Geld, Ringe, Knöpfe, Garn ꝛc., die der Teufel auf die Straßen gestreut, aufgelesen hatten. Ein Mainzer Dechant ließ in den Dörfern Krotzenburg und Bürgel über 300 Menschen verbrennen, in keiner andern Absicht, als um ihre Güter mit seinem Stift zu vereinigen. In Fulda drangsalirte der Schreiber Balthasar

Voß alle Reichen in Stadt und Land und rühmte sich, binnen 19 Jahren 700 Personen beiderlei Geschlechts zum Feuertode gebracht zu haben. In Steyermark wurde der weichherzige Herr von Purgstall durch böse Neider dahin getrieben, Hexen verfolgen und einen großen Theil seiner eigenen Unterthanen verbrennen lassen zu müssen. Nicht selten kamen Hinrichtungen in Masse vor. Erzbischof Johann von Trier ließ 1585 so viele Hexen verbrennen, daß in zwei Ortschaften nur zwei Weiber übrig blieben, 1589 den Rector der Trierer Universität Flade als Zauberer, und 1593 nochmals 30 Hexen zu Montabaur. Bischof Adolf von Würzburg ließ 1627 zumal 42 und während seiner Regierung 219 Hexen und Zauberer verbrennen, darunter 4 Chorherren, 8 Vicare, 1 Doctor, 18 kleine Schulknaben, ein blindes Mädchen, ein 9jähriges Mädchen mit ihrem noch jüngeren Schwesterchen. Der Bischof von Bamberg ließ 600 Hexen verbrennen; der Erzbischof von Salzburg 97 im Jahre 1678, aus Anlaß einer großen Viehseuche. Ein bischöflich freisingenscher Pfleger ließ fast alle Weiber in der Umgegend des Schlosses Werdenfels ausrotten. Zu Zuckmantel in Schlesien wurden 1651 allein 102 Menschen, darunter Kinder von 1—6 Jahren, deren Vater der Teufel gewesen seyn soll, verbrannt.

Dies sind nur einzelne Beispiele. Die Menge der Hexenprocesse erregt Entsetzen. Der erste Menschenfreund, der dem Wahn entgegen trat, war der Jesuit Friedrich Spee, der liebenswürdige Dichter von „Trutz Nachtigall“ im Bisthum Paderborn. Damals wurden dort 500 Hexen zum Tode verdammt. Aus Kummer über eine derselben, die er als Priester zum Holzstoß begleiten mußte, ergraute ihm das Haar in einer Nacht. Er gab 1631 ein Buch heraus, worin er die Fürsten und Obrigkeiten anflehte, dem unvernünftigen Morden ein Ende zu machen. „Wehe den Fürsten! Was ist das für eine Blindheit Deutschlands? Und solche Doctores fragen die Fürsten um Rath und solcher Leute Stolz und Unwissenheit muß das gemeine Wesen ertragen!“ Er klagt hauptsächlich den brutalen Kastengeist der Juristen an, die aus jenen Processen ihr Privilegium und eine Erwerbsquelle gemacht. Im Volke sey der Wahn erst durch sie gesteigert worden.

5.

Der gelehrte Aberglauben.

Wenn irgend ein Gelehrter oder Künstler, Mechaniker, Physiker 2c. ungewöhnliche Dinge wußte und leistete, war man schnell bereit, ihn für einen Zauberer auszugeben, der einen dienstbaren Geist (spiritus familiaris) bei sich habe. Für einen solchen hielt man oft einen Hund, eine schwarze Katze, oder eine menschenähnliche Wurzel, den Alraun, oder den Teufel in einem Glase 2c. Der Aberglauben drang aber auch in die Gelehrsamkeit selbst ein, sofern mit der Renaissance die magischen Künste der Alten wieder in Erinnerung gebracht und geübt wurden. Die Fürsten wollten, wissen, wie lange sie leben würden, was ihnen begegnen würde? Da konnte es an Gelehrten nicht fehlen, die ihnen die Zukunft aus den Sternen lasen, oder Geister citirten 2c. Die Fürsten brauchten viel Geld. Da konnte es wieder an Gelehrten nicht fehlen, die ihnen als Alchymisten Gold zu machen versprachen. Sie wollten lange leben, da mußte man ihnen Lebenselixiere und Verjüngungswasser kochen 2c. An Kaiser Rudolfs II. Hofe sammelten sich die Adepten schaarenweise, und es entstand sogar ein Wetteifer unter den Fürsten, sich die Goldköche abzufangen. Nachdem Kurfürst August von Sachsen sein Leben lang vergeblich gekocht, zeigte Christian II. denselben Eifer, und ließ den unglücklichen Goldkoch Setonius zu Tode foltern. Dessen Schüler, Sendivogius, wurde von einem Hofe zum andern gehetzt. Herzog Friedrich von Württemberg ließ ihn einkerkern, alle Fürsten wollten Gold haben, und die armen Charlatane waren ihres Lebens nicht mehr sicher. Mehrere wurden wirklich hingerichtet, gewöhnlich in Goldpapier an den Galgen gehängt. Andere hofften mittelst eines Heckethalers, den man in der Johannisnacht durch einen gewissen kunstreichen Zauber gewann, die Thaler in der Tasche vervielfältigen zu können.

Das Leben zu verlängern oder zu verjüngen, sollten außer

allerlei Tränken, der Blutzauber, das Baden in Blut junger Kinder, oder das Einpumpen jungen Blutes in die alten Adern dienen. Das Leben im Kriege zu erhalten brauchte man verschiedene Amulette, die vor Schuß, Hieb und Stich schützen sollten. Um dagegen den Feind sicher zu tödten, goß man s. g. Freikugeln, die unfehlbar trafen. Auch bediente man sich des Bildzaubers. Man verfertigte eine Wachsfigur und stach oder brannte dieselbe; den Schmerz mußte dann der empfinden, den man meinte. Man citirte Verstorbene, den Teufel und die Elementar- und Sterngeister. Von allen erwartete man Auskunft und Hülfe. Mittelst des s. g. Höllenzwangs glaubte man sich die Naturkräfte sowohl als die bösen Dämonen unterthan machen zu können. Zu diesem Zwange aber bediente man sich der allerheiligsten Namen. Ein schändlicher Mißbrauch, der aber die verwilderte Zeit völlig charakterisirt. Im Namen der heiligen Dreieinigkeit sollte der Teufel gezwungen werden, einem falschen Spieler oder einem Diebe zu helfen. Man suchte die Magie zu vereinfachen, alle Kräfte und Mächte, die man brauchen wollte, zu concentriren in dem s. g. Stein der Weisen. Derselbe sollte die Kräfte der sieben Planeten, folglich auch der sieben Metalle und aller in den Elementen vertheilten Kräfte zusammenfassen und mittelst derselben sollte der Mensch die ganze Natur beherrschen können.

Es ist kein Zweifel, daß sich Gelehrte mit solchen Dingen beschäftigten, meist im Dienst und zum Nutzen der Fürsten, aber auch aus eigenem Wissensdrange. Der erste Vertreter dieser Richtung war der berühmte Agrippa von Nettesheim, geboren zu Köln 1486, Meister in beinah allen damaligen Wissenschaften, aber unzufrieden mit ihren geringen Ergebnissen, daher Kabbalist, Astrolog und Magiker in der Hoffnung, auf übernatürlichem Wege ins Centrum alles Wissens einzudringen. In diesem Sinne schrieb er sein erstes Hauptwerk de occulta philosophia und lehrte zu Dole in Burgund neben der Theologie jene geheimen Wissenschaften. Durch die Mönche vertrieben, kämpfte er als Soldat in Frankreich gegen die empörten Bauern und in Italien gegen die Venetianer. Kaiser Maximilian I. schlug ihn zum Ritter. Nachdem er wieder

in Paris und Casale gelebt und gelehrt hatte, trat er als Jurist in Metz auf, wurde Syndicus dieser Stadt, vertheidigte hier eine auf den Tod angeklagte Hexe, weshalb er vertrieben wurde, und trat nach neuen Abenteuern zu Freiburg im Uechtlande als Arzt auf mit solchem Glück, daß ihn die Königen Louise, Mutter Franz I., zum Leibarzt annahm. Allein weil er dem Connetable von Bourbon, der damals Frankreich verrieth, große Triumphe vorhersagte, mußte er fliehen in die Niederlande, wo er sein zweites Hauptwerk de vanitate scientiarum herausgab, darin das Eitle alles wissenschaftlichen Dünkels mit seltener Wahrheitsliebe darlegend. Das machte ihm aber neue Feinde, und obgleich ihn Margarethe, die Statthalterin der Niederlande, zu ihrem Historiographen ernannt hatte, ließ ihn Karl V. verhaften. Dasselbe wiederfuhr ihm auch in Lyon und zuletzt starb er 1535 zu Grenoble im Spitale.

Noch ernster und praktischer griff der berühmte Arzt Theophrastus Paracelsus das Studium der Natur an, welcher, gebürtig im Canton Zürich, in Basel Medicin lehrte, viel in der Welt herumreiste und 1441 in Salzburg starb. Weil er der natürliche Sohn eines Herrn von Hohenheim aus Württemberg war, gab er sich den pomphaften Namen Philippus Aurelius Bombastus von Hohenheim, weshalb man heute noch unter Bombast eitle Prahlerei versteht. Er galt seinen Standesgenossen für einen Charlatan, dem Volk für einen Zauberer und war wirklich etwas von beidem, indem er gern pomphaft auftrat und an magische Kräfte glaubte. Allein er erwarb sich großes Verdienst um die Naturforschung, die damals noch in ihrer Kindheit war, und um die Arzneikunst. Ein tieferer Blick in die menschliche Natur und in die Heilmittel und eine reiche Erfahrung gaben ihm das Uebergewicht über alle Aerzte seiner Zeit, obgleich sich in seine naturphilosophischen Schriften viel Phantasterei einmischte. Die alte Elementarlehre verdrängend, nahm er nur drei Elemente an, Mercurius, Sulphur und Sal. Diese schied er in eine unsinnliche und in eine sinnliche Seite, dort als Seele, Geist und Leib, hier als Wasser, Luft und Erde. Darum habe im Menschen alles sein Gegenbild in der Natur &c.

Der berühmteste aller deutschen Zauberer war Doctor Johannes Faust. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß in Schwaben ein abenteuerlicher Doctor dieses Namens wirklich gelebt hat, die vielen Volkssagen von ihm stammen aber zum Theil aus älteren Quellen und sind im ältesten Faustbuch im J. 1587 von einem unbekannten aber genialen Dichter zusammengetragen und zu einem Ganzen geordnet. Von diesem merkwürdigen Buche ist nur noch ein einziges Exemplar in der Stadtbibliothek in Ulm erhalten. Nach ihm ist die Faustsage unzähligemal in Prosa und Versen und auch für die Bühne bearbeitet worden. Der Hauptinhalt ist folgender: Der überstudirte Doctor wollte zuletzt wie Gott selber alles wissen und alles thun können, „nahm an sich Adlers Flügel und wollte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen.“ Da aber seine Kraft nicht ausreichte, beschwor er den Teufel und verschrieb demselben seine Seele. Der verschaffte ihm nun alles, was er wollte, also daß er auf einem Flügelrosse die ganze Erde umfliegen und alle Länder und Völker besuchen konnte. Auch in die Unterwelt stieg er hinab und empor zu den Sternen und sah, jedoch nur in der Ferne, das Paradies. Auch alle irdischen Genüsse mußte ihm der dienstbare Teufel verschaffen und damit noch nicht gesättigt verlangte er auch alles Köstlichste und Schönste der Vergangenheit zu genießen und rief die schöne Helena aus dem alten Griechenland wieder ins Leben, mit der er ein Kind zeugte, welches alle Dinge weiß. Als aber des Doctors Lebenszeit abgelaufen war, führte ihn der Teufel durch alle Lüfte davon. — Die Sage von Faust ist eine Allegorie der Reformation, wahrscheinlich von einem katholischen Geistlichen geschrieben. Der Doctor personificirt die große Geisterbewegung, die zum Abfall von der alten Kirche führte. Er will zeigen, wohin der menschliche Geist gelangt, wenn er Gott entsagt und der eigenen Kraft allein vertraut. Faust beginnt sein Werk in Wittenberg, wie Luther. Faust verläßt aber die Theologie und wirft sich auf die Sternkunde, Chemie, Magie, giert nach der Herrschaft über die ganze Natur und will ein von Gott selbst unabhängiger, absolut freier Geist seyn. Ganz ebenso tendirte der Zeitgeist aus den engen

Schranken der Theologie hinaus und das Lutherthum wurde nur zu bald durch eine weltliche Gelehrsamkeit und Praxis überholt, die sich nicht mehr um seine Gebote kümmerte. Sofern aber Faust mit teuflischer Kunst auch die Vergangenheit wieder gegenwärtig macht, ist damit der Humanismus gemeint und in der wiederauflebenden Helena ist der ganze verführerische Reiz der Renaissance personificirt.

In jener Zeit verbreitete sich noch eine zweite, eben so tiefsinnige Volkssage, nämlich die vom ewigen Juden. Als Christus mit dem Kreuze belastet vor der Thüre des Ahasverus, eines jüdischen Schusters, einen Augenblick ausruhen wollte, stieß ihn der verstockte Jude zurück und der Heiland sprach zu ihm: „weil du mir keine Ruhe gönnest, so sey auch dir keine mehr vergönnt und du sollst nun wandeln und wandern, bis ich wiederkommen werde.“ Dieser Fluch ging in Erfüllung und der Jude muß ewig wandern ohne Rast und Ruhe und kann nicht sterben. Diese Volkssage steht in genauer Beziehung zu der von Faust. In beiden spricht sich der Stolz des Menschen gegen Gott aus, in Faust kühn vorgreifend und die ganze Macht der Erde und der Hölle auftreibend gegen den Himmel, im Ahasverus finster grollend in verzweifelter Resignation. Beide vertreten zugleich auf eine neue Weise die ältesten Feinde des Christenthums, Faust das wieder auflebende Heidenthum, Ahasverus das Judenthum. Aber in diesem Rückschritt durch die Reformation vom Christenthum zum Heidenthum und Judenthum gibt sich eine große Unnatur zu erkennen. Die Zeit erscheint verrückt, das Leben sich selbst entfremdet. Hier steigt das Heidenthum wie ein Vampyr aus dem Grabe und lügt ein blühendes Leben, wo nur Tod ist. Dort geht ein mumienhaftes Alterthum immer noch mitlebend durch die längst verjüngte Welt. Wie die Sage vom Faust, so hat sich auch die vom ewigen Juden dem Volksgemüthe tief eingeprägt und ist von vielen Dichtern immer wieder neu bearbeitet worden. Diese große Bedeutung konnten die beiden Volkssagen nur erlangen, weil in ihnen unvergängliche Hieroglyphen der Weltgeschichte niedergelegt sind.

Elftes Buch.

Uebergänge zur modernen Bildung.

1.

Erweiterung des wissenschaftlichen Horizontes.

In den romanischen Ländern machten die classischen Studien, die daselbst begonnen hatten, auch fortwährend Fortschritte. Als die größten Beförderer derselben waren im 16. Jahrhundert berühmt der Buchdrucker Aldus Manutius und die beiden Scaliger in Italien, die beiden Stephanus (St. Etienne), von denen der ältere, Robert, einen Thesaurus linguae latinae, der jüngere, Heinrich, einen Thes. ling. graecae herausgab, beides Buchdrucker zu Paris, der Genfer Casaubonus, sein Schüler Salmasius, die Niederländer Justus Lipsius und Meursius, die Deutschen Mosellanus, Eobanus Hessus, Pirkheimer, Camerarius ꝛc. Im Allgemeinen leistete man etwas Erkleckliches nur für die Kenntniß der alten Sprachen überhaupt, für die Grammatik und für die Ausgaben alter Handschriften, dagegen fehlte noch das tiefere Verständniß der classischen Geister, namentlich der antiken Schönheit. Auch war man in eine lächerliche Bewunderung und Vergötterung alles Griechischen und Römischen versunken, ohne einen höheren sittlichen Maaßstab daran zu legen und das Unpassende der antiken Denkweise für christliche und ritterliche Völker zu begreifen.

Nur einige begabtere Männer versuchten damals zuerst, die Erfahrungen der Alten auf das praktische Leben anzuwenden, aber in sehr verschiedenem Sinne. Der Holländer Hugo Grotius (de Groot), den wir als Freund des edeln Olden Barneveldt kennen lernten, construirte mit classischem Geist und unter Benutzung der antiken Geschichte und Philosophie zum erstenmal ein Völkerrecht. Der Italiener Machiavelli dagegen construirte aus derselben Quelle mit scharfer Anwendung auf die moderne „welsche Praktik“ in seinem Buch „vom Fürsten“ die vollendete Kunst der Tyrannei. Auch die gesammte Juristenweisheit beschränkte sich damals auf die Erklärung und Anwendung des römischen Rechts aus der spätesten Kaiserzeit, als eines Mittels der modernen Tyrannei. Erst im 17. Jahrhundert begann der republikanische Geist in Holland und England gegen dieses Verknechtungssystem zu reagiren.

Die Geschichtsstudien litten nicht weniger unter der Herrschaft der Fürsten und der confessionellen Leidenschaften. Bemerkte man auch hin und wieder eine gewisse Nachahmung des classischen Styls, so doch nicht weder die edle Simplicität des Herodot, noch die Majestät der Wahrheit wie bei Tacitus, sondern nur Professoreneitelkeit, die Phrase des Servilismus oder das Raffinement der Parteilichkeit. Nur außerhalb der Universität gedieh noch eine naturwüchsige Geschichtschreibung, nämlich in den örtlichen Chroniken, zumal der Schweizer, Niederländer, Engländer und Skandinavier, und in den neu aufkommenden Memoiren der Franzosen, in deren leichtem und gefälligem Ton es uns schon wie aus der neuen Zeit anweht. Je mehr die Geschichtschreiber damals verschweigen mußten, was sie nicht wußten, oder aus Angst nicht sagen durften oder aus Parteisucht nicht sagen wollten, was sie wußten, um so weniger sind sie reine Quellen und nur die in den Archiven aufbewahrten Actenstücke, Briefe &c. der Fürsten, Minister und Feldherrn geben den wahren Aufschluß. Da nun aber die Archive zur Benutzung für die Kritik der Geschichte erst seit ein paar Jahrzehnten geöffnet worden sind, wimmeln alle frühern Darstellungen des Reformationszeitalters von Unrichtigkeiten und falschen Auffassungen.

Dagegen wurde der Gesichtskreis in der äußern Natur um so erstaunlicher erweitert. Die Sternkunde machte gerade damals die größten Fortschritte. Schon Johannes Müller von Königsberg in Franken, daher Regiomontanus genannt, hatte die Planeten genauer erforscht und war von Sixtus V. nach Rom berufen worden, um den Kalender zu verbessern, was jedoch erst unter Gregor XIII. durch Luilius von Verona geschah. Ein anderer Italiener, Dominicus Maria, derselben Schule angehörend, lehrte in Bologna und den Fußtapfen des Regiomontan nachfolgend, ging der junge Westpreuße Nicolaus von Köpernik, daher Kopernicus genannt, über die Alpen, um in Italien seinen Wissensdrang zu befriedigen. Als er heimgekehrt und Canonicus in Frauenberg geworden war, gab er sich der Beobachtung der Gestirne mit großem Eifer hin und entdeckte endlich die Rotation der Erde und die Thatsache, daß nicht, wie man bisher geglaubt hatte, der Sternhimmel um die Erde, sondern umgekehrt die Erde sich um sich selbst unter dem feststehenden Sternhimmel drehe. Seine erste Schrift darüber erschien 1543. Er fand die heftigsten Gegner an dem Italiener Riccioli und dem Dänen Tycho de Brahe, die, obgleich in dieser Frage im Unrecht, doch durch ihre eigenen Sternforschungen sich viel Verdienst erwarben. Beiläufig bemerken wir, daß Kopernicus ein frommer Dichter war und sehr zarte Marienlieder hinterlassen hat, zur Beschämung derer, die da meinen, die Ergebnisse der Astronomie widersprächen der h. Offenbarung. — Erst am Ende desselben Jahrhunderts traten Kepler und Galiläi auf. Johannes Kepler, dessen wir oben schon gedacht haben, entdeckte die drei nach ihm benannten Gesetze der Planetenbewegung, wonach 1) alle Planeten sich in Ellypsen bewegen, 2) das Quadrat ihrer Umlaufszeit gleich ist dem Cubus ihrer Entfernungen, 3) der veränderliche Halbmesser (radius vector) in gleichen Zeiten die gleichen Flächenräume zurücklegt. Kepler, der erst 1630 starb, erlebte noch die Erfindung des Fernglases durch den Holländer Hook i. J. 1609. Galiläi, geb. 1564 zu Pisa, entdeckte das Gesetz der Pendelschwingung und des Falles, beobachtete Sonnenflecken, Kometen, die Libration des Mondes &c., wurde aber, als er das System des Kopernicus, welches von der

Kirche verworfen worden war, vertheidigte, zum Widerruf genöthigt (1633). Der Papst glaubte nämlich das Wort Josuas, „Sonne, stehe still!“ buchstäblich nehmen zu müssen, und folgerte, die Sonne laufe, weil sonst der Zuruf zum Stillstehen keinen Sinn hätte.

Daß es eine Wahrheit gebe, die durch des Menschen Forschungsgeist allein entdeckt war und sich im Widerspruch mit einer Satzung der Kirche befand, gereichte allen Feinden der alten wie der neuen Kirche zum unsäglichen Triumph. Es dauerte gar nicht lange, so fand man das ganze System des christlichen Glaubens, nicht blos des katholischen, sondern auch des lutherischen, zweifelhaft, verwarf die Autorität der Kirche wie die der h. Schrift und vertiefte sich in die Philosophie, indem man mittelst der classischen Studien in die ältere Philosophie zurückgriff. Das Studium der altclassischen Philosophie begann in Italien, mit Laurentius Walla, Pomponatius, Taurelli, Gasendi ꝛc., die sich noch hauptsächlich mit Aristoteles beschäftigten. An sie schloß sich der Deutsche Rudolf Agricola und der Franzose Petrus Ramus an. Mehr an Plato hielten sich Nicolaus de Cusa, Marsilius Ficinus, Picus von Mirandola. Der berühmte neapolitanische Mönch Campanella, den man als Ketzer lange im Kerker herumschleppte, bis er nach Paris entkam, wo er 1639 in Frieden gestorben ist, ersann eine Naturphilosophie, die nicht so tiefsinnig ist wie die unseres Jakob Böhme, und einen Beweis liefert, in welche willkürliche Phantastereien die sog. Vernunft fiel, wenn sie allein aus sich selbst die Wahrheit schöpfen wollte. Sie wiederholt eigentlich nur, was schon die alte Edda lehrte. Aus dem Kampf der Nacht und Kälte im Erdprincip mit dem Licht und der Wärme im Sonnenprincip ist die ganze Natur hervorgegangen. Des Menschen Seele, obgleich in dieser Mischung befangen, sehnt sich ewig nach Befreiung vom Irdischen (ein halb manichäischer Gedanke). Noch weiter ging Jordanus Bruno, der schon pantheistisch Gott und Welt identificirte und deshalb i. J. 1600 in Rom als Ketzer verbrannt wurde. Bei allen diesen Denkern herrschte noch die Neigung zur Systemmacherei vor, wobei die willkürliche Phantasie der schulmäßigen Dialektik nachhalf.

Eine ganz neue Richtung schlug der Franzose Montaigne ein († 1592). Dieser verwarf nämlich alle Systeme und nahm blos das Recht des Zweifelns in Anspruch, welches er zum erstenmale wieder seit dem Untergange der älteren skeptischen Schule vor Christo als ein Vorrecht des durch Erfahrung und Nachdenken gereiften Menschenverstandes in Anspruch nahm. Die Uebung einer solchen Kritik des sog. gesunden Menschenverstandes ist sehr empfehlenswerth, gegenüber von abergläubigen und unvernünftigen Meinungen. Doch knüpft sich daran gar zu leicht ein freches Leugnen alles dessen, was der gemeine Verstand nicht leicht begreift, und eine vornehm thuende Gleichgültigkeit gegen die Fragen, die eben der Menschenwitz allein nicht beantworten kann. Ein zweiter Franzose, Peter Charron († 1603) ging in seiner Zweifelsucht schon so weit, nicht nur alles Positive in der Religion, sondern auch die Tugend selbst zu leugnen, und der Portugiese Sanchez († 1632) gelangte gleich dem Agrippa von Nettesheim, nachdem ihn alle Studien unbefriedigt gelassen hatten, zu dem sokratischen Satz: Wir wissen nur, daß wir nichts wissen. Von dieser Ebbe kehrte jedoch die Philosophie wieder zur hohen Fluth zurück, indem der Engländer Francis Baco, Lord von Verulam († 1626) ihr Studium durch ein encyklopädisches Verfahren neu belebte.

In dem Maaß, in welchem sich der Blick in die ewigen Dinge durch den Abfall vom Offenbarungsglauben verfinsterte, wurde der Blick auf die irdischen Dinge zunächst über die Oberfläche unseres Planeten erweitert. Die Entdeckung der großen Seewege nach Indien, China und Amerika machten es möglich. Die wissenschaftliche Erdkunde und mathematische Geographie wurde mächtig gefördert durch Mercator († 1594), Appianus, Gemma 2c. Der Züricher Konrad Geßner († 1565) erwarb sich das größte Verdienst um die Pflanzen- und Thierkunde; nächst ihm Aldrovandi in Bologna.

Um tiefere Einsicht in den menschlichen Körper bemühte sich besonders Vesalius in Padua († 1564), der erste Begründer der Anatomie. Doch blieb im Ganzen die Naturkunde noch äußerst mangelhaft und die Heilkunst wurde nur nach einer Seite hin verbessert durch neue Erfahrungen, nach der andern Seite hin aber ver-

schlimmert durch falsche Theorieen, die man aus den classischen Studien schöpfte, insbesondere durch den Wahn, die Wirksamkeit der Arzneimittel hänge von den Beziehungen der letzteren zu den Planeten ab. Als Mineraloge zeichnete sich zuerst Georg Agricola in Sachsen aus.

2.

Die Kunst im Dienste der Fürsten.

Die Macht war von der Kirche auf die Fürsten übergegangen, mithin trat auch die Kunst in den Dienst der Fürsten. Der weltliche Sinn drängte sich in die heiligen Räume ein. Die neue Peterskirche in Rom, die Mutter und das Muster aller Kirchen, die hinfort gebaut wurden, war im Styl der Renaissance gebaut und machte mehr den Eindruck eines großen prunkvollen Palastes, als einer heiligen Kirche. Die großen reformirten Kirchen in London und Amsterdam wurden in demselben Styl gebaut. Die Reformation hatte desfalls keinen bessern Geschmack als der Jesuitenorden. Die specifisch christlichen und heiligen Formen verschwanden und wurden durch specifisch heidnische ersetzt, die keine Empfindung des Heiligen mehr erweckten, sondern nur noch des Prächtigen oder Reizenden. Man braucht nur alle die seit drei Jahrhunderten gebauten Kirchen mit den alten gothischen und romanischen zu vergleichen, um sich davon zu überzeugen. In den rohen viereckigen Massen mit kahlen Wänden, Rundbogen und Kuppeln, geschmacklosen Verzierungen ging der ganze Zauber der mittelalterlichen Baukunst wieder verloren. Nirgends ist der Rückschritt, den die europäische Menschheit überhaupt im Reformationszeitalter machte, augenfälliger als hier.

Auch die bildenden Künste folgten mit der Renaissance der vom Heiligen abgewandten Richtung und entweihten die Kirchen mit weltlichen, nur sinnlich ansprechenden Bildern. Auch in dieser Beziehung wurde die Kirche vom Palast verdrängt. Neue Malerschulen, die sich theils an Michel Angelo, theils an Raphael anlehnten, verloren

sich dort immer mehr ins Grobsinnliche, Athletische, Fleischer- und Henkermäßige, hier immer mehr ins Feinsinnliche, verführerisch Ueppige, Weichliche und Süßliche. Die Künstler brachten alles in leidenschaftliche Bewegung und suchten ihr größtes Verdienst im Ausdruck des Leidens, des Zorns rc. und in ganz ungewöhnlichen Stellungen, die ihnen Gelegenheit darboten, ihre Virtuosität im Malen zu beweisen. Wer kennt nicht jene Kirchenplafonds, auf denen ein Gewirr von heiligen Armen und Beinen nach allen Richtungen, in der gewaltsamsten und unnatürlichsten Geberdung, in athletischen Stellungen, häßlichen und unanständigen, aber von den s. g. Kunstkennern bewunderten Verkürzungen durcheinanderraset, wie bei Tänzern eines Cancan in Paris? Auch die Schaustellung der entsetzlichen Martyrien hat von Seiten der Künstler keineswegs den Zweck gehabt, zu rühren und mit tiefer Andacht zu ergreifen, sondern die Bewunderung der Anatomen und Chirurgen zu erndten durch die Meisterschaft der Naturnachahmung. Als diese Schlächtereien, die nie in den Kirchen hätten Eingang finden sollen, endlich Mode zu werden aufhörten, trat an ihre Stelle eine sentimentale Weichlichkeit, die den Heiligen, sonderlich den jungfräulichen, ein kokettes Schmachten anlog, und in ihre geistigen Entzückungen den Ausdruck der feinsten sinnlichen Wollust mischte.

Mit der Renaissance kehrte auch der antike Cultus des Genius zurück und es kam nicht mehr darauf an, durch ein Kunstwerk Gott zu ehren, sondern nur eignen Ruhm zu erwerben. Der Italiener Vasari, der das Leben der italienischen Meister schrieb, war ganz trunken von diesem Ruhm und hatte keine Ahnung mehr von dem, was die Kunst ehemals für die Kirche gewesen war und immer hätte bleiben sollen.

Aus Raphaels Schule ging zuerst G i u l i o R o m a n o († 1546) hervor, der die meisten Gemälde in Rom und Mantua hinterließ, den Schönheitssinn seines Meisters, aber nichts von dessen Seelenadel besaß und durch seine üppigen Frauengestalten nur noch die Sinne verführte. Aehnlich Primaticcio, der für König Franz I. in Fontainebleau die Wände mit mythologischen Nuditäten erfüllte.

Edler malte Garofalo, sehr reizend Sodoma. Der Florentiner Andrea del Sarto neigte ein wenig zu der deutschen Weise, die h. Familie wie eine gewöhnliche irdische aufzufassen. Die verlockende Anmuth mit einer empfindsamen Süßigkeit verbunden führte hauptsächlich Correggio († 1534) in Parma in die italienische Malerei ein. Es lag im Zuge der Zeit und wurde daher auch eine bis heute vorherrschende Manier in der europäischen Poesie, Wollust und Empfindsamkeit zu paaren. Was bei Correggio noch zarte Anmuth war, wurde bei Parmigianino schon widerliches Geziere. Eine der trefflichsten Malerschulen bildete sich in Venedig aus. Hier erwarb zuerst Giorgione († 1511) durch seine edeln und charaktervollen Bilder großen Ruhm, dann Sebastian del Piombo und der liebenswürdige Palmavecchio, der in vielen heiligen und mythologischen Frauenbildern das Portrait seiner wunderschönen Tochter wiederholte. Ihm folgte der große Titian († 1576). Das war für alle Zeiten der größte Maler des Fleisches. Nie, weder früher noch später hat ein anderer Maler so naturtreu und lebenswarm und zugleich so schön das Nackte dargestellt. Vom Heiligen gleich fern wie vom Heroischen liebte er nicht einmal das bewegte Leben, sondern malte vorzugsweise gern eine ruhende Venus in voller Majestät ihres körperlichen Reizes anspruchslos, ohne imponiren zu wollen und selbst ohne Koketterie. Wie Michel Angelo aus der Kirchenmalerei heraus in das Heroische hinabgeführt hatte, so führte wieder Titian in den Naturalismus hinein, dem sich bald nachher mit besonderer Vorliebe die niederländischen Maler hingaben.

Die folgenden Meister der venetianischen Schule suchten ihren Ruhm in der Größe und Pracht der Bilder. Tintoretto († 1594) malte Bilder von ungeheurem Umfang, ein Paradies von 74 Fuß Länge und 30 Fuß Höhe, aber von dunkler Haltung und voll Verwirrung der Gruppen. Viel ansprechender malte Paolo Veronese († 1588), nämlich große Versammlungen, Gastmäler und Festscenen, worin alle Figuren, selbst wenn es sich um Scenen aus der biblischen Geschichte, z. B. die Hochzeit von Cana handelte, in

den Prachtcostumen des 16. Jahrhunderts erscheinen. Er war der Maler des damaligen Hofgeschmackes und des Luxus seiner Zeit.

Die Schule der Familie Caracci in Bologna brachte die italienische Malerei rasch ihrem Verfall näher durch einen conventionellen, zwischen Michel Angelo und Raphael in der Mitte liegenden Styl. Bei ihnen tritt schon der echte Epigonencharakter hervor, Mangel an jeder Originalität, Vernachläßigung selbst des Fleißes, aber sicheres Handhaben einer oberflächlichen Manier, die uns auch da kalt läßt, wo sie uns imponiren oder verführen möchte. Der beste Meister dieser Schule war Dominichino († 1641). Zu noch reineren Idealen arbeitete sich aus ihr Guido Reni († 1642) empor, der ungefähr zwischen Correggio und Raphael in die Mitte tritt, jenem im Lieblichen, diesem im Heiligen zustrebend. Sehr eigenthümlich im leidenschaftlichen wildschönen Ausdruck war Allori († 1621), dessen Judith am berühmtesten wurde.

Auch in den Niederlanden starb die alte fromme Schule aus, die noch den gothischen Charakter getragen hatte, und auch hier griff der italienische Geschmack der Renaissance um sich durch Lombard († 1560), Franz Floris († 1570), Franck, Otto Venius ꝛc. Aber die deutsche Natur reagirte gegen diese fremde und abgeschmackte Manier und zuerst Paul Bril († 1626) aus Antwerpen wandte sich von der Darstellung menschlicher Gestalten zur Landschaftsmalerei, worin ihm Elzheimer († 1620) von Frankfurt am Main nachfolgte. In dem Angenblick, in welchem die italienischen Kunstakademien das menschliche Ideal allzu gemein machten, suchte der deutsche Norden die Schönheit in der äußern Natur auf.

In Spanien hielt Morales (1590) am längsten an der strengen Heiligkeit fest und beurkundete in seinen Bildern die tiefe Gluth der spanischen Seele, die sich auch in den spätern Malern, die schon seit Joanes († 1579) und Campanna († 1580) den Michel Angelo nachahmten, immer noch beurkundet.

In Frankreich und England kamen eingeborne Meister von einigem Belang erst im folgenden Jahrhundert auf. Franz I. mußte noch Maler aus Italien rufen lassen. Auch England rief unsern

Hans Holbein zu sich. Der Kunstsinn entwickelte sich hier schwer, noch viel langsamer aber in Skandinavien.

Die Bildhauerei gedieh nicht im gleichen Maaße, wie die Malerei, obgleich es einige bedeutende Künstler dieses Faches in Italien und auch in Deutschland gab. Man verließ den alten Kirchenstyl in freierer Bewegung der Figuren, ohne jedoch das Ideal der Alten zu erreichen. Am gesuchtesten waren Künstler wie Benvenuto Cellini, welcher mit geschmackvoller Zierlichkeit im Renaissancestyl kostbare Geräthe für die fürstlichen Tafeln und Boudoirs lieferte.

Auf eine merkwürdige Weise machte die Kirchenmusik eine Ausnahme in der allgemeinen Verderbniß kirchlicher Kunst, denn seitdem die vollendetere Kunst der heiligen Musik aus Flandern, wo wir sie früher kennen lernten, nach Italien gekommen war, trug sie dort neue, noch schönere Blüthen. Im J. 1518 wurde Willaert aus Flandern nach Rom gerufen. Er war der erste, der für eine größere Zahl von Stimmen componirte. Ihm folgten noch mehrere Niederländer an die verschiedenen Höfe Italiens, wo die weltlichen Singspiele beliebt wurden, welche nicht heilige Stoffe zu Grunde legten, sondern vielmehr schäferliche und mythologische. Dadurch kam auch neues mythologisches Leben nach Frankreich. Für die Kirchenmusik aber begann die neue große Epoche erst mit Pierluigi, der gewöhnlich nach seinem Geburtsort Palestrina genannt wird. In seiner Jugendzeit verstanden sich noch wenig Italiener auf die Musik und überall in Italien waren nur Niederländer oder deren Schüler, Franzosen, als Musikmeister angestellt. Palestrinas Lehrer war der Franzose Goudimel, der nachher in Lyon als Hugenot enthauptet wurde. In Palestrinas Compositionen aber (seit 1534) entfaltete sich die liebliche Heiligkeit der altkatholischen Musik, wie sie in Flandern geübt worden war, aus ihrer ursprünglichen Einfachheit in reicheren Formen, ohne etwas von ihrer strengen Heiligkeit zu verlieren. Es sind ewige Töne von unvergleichlicher Schönheit. Als Mozart sie zum erstenmal hörte, zerfloß er in Thränen.

3.

Die classische Poesie.

Auch in der Poesie gaben die Italiener, welche die Renaissance begonnen hatten, fortwährend den Ton an. Petrarca blieb der Lieblingsdichter aller classisch Gebildeten, man ahmte neben ihm auch die Alten selber nach, aber fast immer in der sentimentalen Manier des Petrarca. Die Schäferpoesie, die eigentlich schon mit Boccaccio begonnen hatte und durch Sennazars lat. Arcadia noch mehr gehoben worden war, wurde durch den Schäferroman Diana des Spaniers Mortrenajedo (1560) und durch des Italiener Guarini († 1612) „treuer Schäfer" (pastor fido) herrschende Mode. Diese gebildeten und gefühlvollen Schäfer dienten am besten zu Masken, unter denen vornehme Herren incognito ihre galanten Abenteuer durchspielen konnten, und deshalb wurden Schäferspiele an den Höfen außerordentlich beliebt. Was für den König unanständig gewesen wäre, war es nicht mehr für den Schäfer; was die Herzogin nicht hätte anhören dürfen, durfte die Schäferin erlauben. Die dramatischen Schäferspiele wurden mit Musik begleitet und daraus entstand die Oper. Es gab schon vor Tassos Aminta (1572) mehrere ältere italienische Schäferspiele, eine der ersten Opern war Rinuccinis Euridioce von 1600. Einer der berühmtesten Dichter Italiens war neben Guarini noch der Neapolitaner Marino († 1625), aber mehr frivol als sentimental. Er zuerst führte jene Hochzeitsgedichte ein, die voll Anspielungen auf mythologische Liebesabenteuer der Götter zugleich durch ihre freie Sprache die Hochzeitsgäste zum Lachen reizen und die Damen erröthen machen.

Die Franzosen neigten etwas mehr zur Nachahmung der echten classischen Dichter hin. Ihr erster großer Lyriker im Renaissancestyl, Marot († 1544), ahmte zwar auch die Sonette des Petrarca nach, doch mehr noch die Heroiden des Ovid und die Eklogen des Virgil. Ronsard (1585) mehr den Horaz. Malherbe († 1628)

machte die strengsten Anforderungen an die Reinheit der französischen Sprache im Liede und man erkennt daraus den praktischen Sinn der Franzosen, welche überall von dem, was sie von andern lernten, Nutzen für sich selbst zogen. Jodelle brachte 1552 das erste classische Drama auf die französische Bühne. Auch in Spanien wimmelte es bald von neuen Horazen mit Oden und Elegien, Ponce de Leon († 1591), Argensola, Leonardo 2c., auch der Portugiese Ribeyro. — Auch nach England drang der italienische Geschmack ein. Sidney († 1586) dichtete Sonette in Petrarcas Manier, Ed. Spenser († 1596) virgilische Eklogen.

Viele Dichter waren so ganz erfüllt von classischem Geist, daß sie auch nur in der geläufigsten der alten Sprachen schreiben wollten und die barbarischen Laute der Muttersprache verschmähten. Daher die zahllosen lateinischen Dichtungen des 16. Jahrhunderts, die vornehmlich von Deutschen herrührten. Die Besessenheit des Jahrhunderts, die Dämonisirung, die sich damals durch ganz Europa verbreitete, saß leider am tiefsten im Herzen des unglücklichen deutschen Volkes.

Die lateinische Poesie der Professoren war, wie es die servile Stellung dieser Fürstendiener mit sich brachte, vorherrschend Lobhudelei der Fürsten, der hohen Gönner und der werthen Collegen. Daneben aber kitzelte es sehr viele von ihnen, hoffähig zu werden mittelst der Galanterie und vom erhabenen Standpunkt ihrer heidnischen Classicität herab des altmodisch gewordenen, nur noch für den Pöbel taugenden Christenthums zu spotten. Der hochgefeierte Eoban Hessus, welcher 1540 als Professor in Marburg starb, durfte unter dem Schutz des Landgrafen Philipp von Hessen in schönen lateinischen Versen wahre Infamien schreiben, nämlich buhlerische Briefe der h. Maria Magdalena an den Heiland und Gottes selbst an die Madonna, freche Nachahmungen der ovidischen Heroiden. Sein Marburger College Cordus schrieb lateinische Schäfergedichte. Melissus, Bibliothekar in Heidelberg, schrieb äußerst verliebte Gedichte. Lotichius, Professor daselbst, klagte in Ovids Manier, in das barbarische Land der Vandalen verbannt zu seyn, als ob er sich des deutschen Vaterlandes zu

schämen gehabt hätte, als ob er nicht selber ein Deutscher gewesen wäre. Mit dieser wahrhaft eckelhaften Affectation antiker, südeuropäischer und undeutscher Empfindungen verbanden die meisten jener lateinischen Dichter aus der deutschen Professorenwelt ein eben so widriges Auskramen von gemeiner Sinnlichkeit, was ihrer amtlichen Stellung gegenüber der akademischen Jugend durchaus unwürdig war, aber als höfischer Modeton gefiel. Die ars bibendi wurde weniger oft besungen, als die ars amandi, aber desto mehr getrieben. Zu den bachischen Sängern gehörte der Professor Taubmann in Wittenberg, der fünfzig Jahre nach Luthers Tode daselbst seine bacchanalia herausgab, ein wirklich von bachantischer Wuth dictirtes Gedicht, worin der deutsche Säufer im antiken Gewande in seiner vollen Lust geschildert ist. Taubmann war ein witziger Kopf, von dem noch eine Menge guter Schwänke erhalten sind, eine Art Eulenspiegel in der Professorenwelt. Der deutsche Humor schnitt darin der ganzen Renaissance eine derbe Fratze.

Die Denkweise war gänzlich entchristlicht und entnationalisirt. Die Lüge und Dämonisirung ging so weit, daß die Poeten auch nicht einmal die Natur, die Landschaft, ihre heimatliche Umgebung in ihrer Wirklichkeit auffaßten, sondern von der Feueresse bis zum Misthaufen alles nur durch die classische Brille sahen. Kein deutscher Berg und Wald, keine deutsche Wiese war für sie vorhanden, außer angefüllt mit antiken Nymphen, Faunen und Satyrn. Jede Bauernmagd wurde ihnen zu einer Phyllis oder Chloris. Keine Schilderung, keine Vergleichung wagten sie mehr, die nicht aus alten Classikern entlehnt war oder auf antike Vorstellungen sich bezog. Und sie hatten nicht einmal Achtung vor der antiken Götterwelt, wie hoch sie dieselbe auch stellten, denn wenn sie einerseits alles Christliche und Germanische im Vergleich mit jenen classischen Göttern nur verächtlich fanden, brauchten sie doch andrerseits dieselben Götter wieder nur zu niedern Lakaiendiensten. Der ganze Olymp mußte sich dazu bequemen, wenn es galt, einem gnädigen Herrn, oder einer galanten Dame zu schmeicheln.

4.

Die Romantik im modernen Fürstendienst.

Es gab wohl noch echte Dichterseelen, die den Werth der ältern Romantik zu schätzen wußten, weil aber auch sie den Fürsten dienten, kam auch in ihre Werke der Ton der Hofschmeichelei und der galanten Frivolität. So entstand jene seltsame Gattung von Dichtungen, die nur Nachbildungen der alten Artusromane zu seyn schienen, in die aber auch wieder die Courtoisie des Virgil und die üppige Malerei des Ovid überging. Den Anfang machten im 15. Jahrhundert Pulci und Bojardo, deren wir schon gedacht haben. Ihre Manier wurde im 16. Jahrhundert immer beliebter.

Hatte Bojardo nur einen „verliebten" Roland geschrieben, so schrieb Ludovico Ariosto, gleichfalls am Hofe der Este zu Ferrara, einen „rasenden" Roland. Sein ganzes Streben ging dahin, seinen Vorgänger noch in überraschenden Abenteuern wie an Frivolität zu übertreffen. Er trägt in den kerlingischen Sagenkreis die ganze Lüderlichkeit der welschen Artusromane hinein und mischt in sein ritterliches Epos novellenartige Schwänke der unzüchtigsten Art. Sein Roland erschien zuerst 1515, machte ungeheures Aufsehen und wurde bis auf unsere Tage unzähligemal aufgelegt und übersetzt. Die Romantik darin dient gleichsam nur als Randverzierung. Der Hauptzweck des Dichters ist erstens die Verherrlichung des Hauses Este und zweitens die Ergötzung der Hofdamen mit kitzelnden Erzählungen. In Betreff des erstern Punktes ahmt er Virgils Aeneide nach. Wie nämlich dieses römische Gedicht allein darauf berechnet war, dem Kaiser August zu schmeicheln, den es schon zu des Aeneas Zeit die künftige Größe des iulischen Kaiserhauses vorhersehen läßt, so zeigt auch Ariost in seinem Epos nur, wie aus der Verbindung des Ruggiero und der schönen Amazone Bradimante das glorreiche Haus Este hervorgehen soll. Der eigentliche Held des Gedichts, Roland, wird dabei zu einer bloßen, noch dazu mißhandelten Neben=

figur. Schon 1526 schrieb Folenzo einen Orlandino als Fortsetzung und folgten noch lange nachher Nachahmungen in Menge.

Eine ernstere und edlere Auffassung des alten Ritterthums versuchte nur Torquato Tasso, gleichfalls am Hofe zu Ferrara, konnte aber eben deshalb, obgleich er großen Ruhm erlangte, kein Glück machen. Denn wie hätten moderne Fürsten noch Geschmack finden sollen an der ritterlichen Tugend der Vorzeit oder sich begeistern sollen für das h. Grab von Jerusalem? Man darf sich nicht wundern, daß er Ferrara zu verlassen wünschte und es in Florenz versuchen wollte, obgleich ihn die Mediceer vernachläßigt haben würden, wie die Este. Ein solcher Geist paßte nirgends mehr in die moderne Zeit, der er nur mit seiner leidigen Empfindsamkeit angehörte und deren Opfer er durch seine übermäßige Zartheit werden mußte. Sein großes Epos „das befreite Jerusalem" ist voll Romantik, voll christlicher Begeisterung und ritterlichem Adel, nur spielt darin die Empfindsamkeit eine zu große Rolle und ist die Form allzu sichtbar entlehnt von Homer und Virgil.

Zu den edelsten Geistern Italiens in jener Zeit zählte Vittoria Colonna aus dem berühmten alten Grafengeschlecht in Rom, vermählt mit Karls V. großem Feldherrn Pescara. Ihre Sonette, fast so berühmt wie die Petrarcas, sind von einer viel wahreren und reineren Empfindung eingegeben, nämlich voll Klagen über den Tod ihres geliebten Gatten und voll Sehnsucht nach dem Himmel. Sie haben das große Capital von zartester Sentimentalität vermehrt, welches in der italienischen Poesie niedergelegt ist.

Unter den epischen Dichtern Italiens im 16. Jahrhundert glänzte noch Trissino mit seinem „befreiten Italien." Es charakterisirt völlig das Zeitalter, daß der Dichter es wagen durfte, sein Werk dem deutschen Kaiser Karl V. zuzueignen, obgleich unter der Befreiung Italiens die Vertreibung der Gothen, also der Deutschen, durch Belisar verstanden ist. Wie weit die Schmeichelei gegen die Fürsten ging, erhellt am besten aus dem Epos „Herkules" von Giraldi, worin bewiesen werden wollte, daß Herzog Ercole von Este ein direkter Nachkomme des griechischen Herakles sey.

Diese schlechte Mode ging auch nach England über. Hier dichtete Edmund Spencer „die Feenkönigin" (the Fairy-queen) blos zu Ehren der Königin Elisabeth. Er nahm den Stoff aus den alten poetischen Erinnerungen Englands, aus dem Feenglauben und den Artusromanen, bearbeitete ihn aber im damaligen Hoftone, indem er wohl wußte, seine Königin könne die stärkste Dosis von Schmeichelei vertragen. Die gefeierte Heidin des Gedichtes ist demnach die Feenkönigin Gloriana, an deren zwölftägigem Feste ihre zwölf auserwählten Ritter um den Ruhm streiten. Jeder von ihnen stellt eine besondere Tugend dar. Gloriane aber ist als Elisabeth die Personification der höchsten Tugend und des höchsten Ruhmes.

In Portugal wandte Camoëns den epischen Renaissancestyl in der edlen Weise Tassos an. Wie dessen großes Gedicht die Ilias nachahmt, so ahmte Camoëns in seinen Lusiaden die Odyssee nach. Er schildert nämlich darin die erste große Seefahrt seines Landsmanns Vasco de Gama nach Ostindien und verherrlicht den Heldenmuth des portugiesischen Volkes, mischt aber unglücklicherweise allzuviel antike Mythologie ein. In demselben Geschmack schrieb der Spanier Ercilla 1569 das Heldengedicht Araucana, welches die Siege der Spanier in Chile über ein wildes Indianervolk beschreibt.

Auch die höfische Novellenliteratur, die mit Boccaccio begonnen hatte, blieb noch lange im Flor. Sie war hauptsächlich das Labsal galanter Damen und Herren und diente zugleich dazu, den Rest von Tugend und Keuschheit, besonders der ehelichen Treue, der noch aus der christlichen und germanischen Zeit vorhanden war, vollends auszutilgen, denn jeden Genuß für erlaubt zu halten und betrogene Ehemänner und Väter zu verspotten, war die große Lehre der Novellistik, die wieder aufgeweckte epikureische Lebensphilosophie der Mediceer und der modernen Höfe überhaupt.

Aus der bunten Welt dieser Novellen tritt uns eine Figur von welthistorischem Charakter entgegen, der eigentliche Held der Renaissance, nämlich der weltberühmte Don Juan, das Ideal eines Prinzen oder Junkers, der unbekümmert um Religion und Sitte, Recht und Pflicht, nur seinen „noblen Passionen" fröhnt, nach dem

Vorgang der Borgia und Medici und der lüderlichen französischen Prinzen. Das Charakteristische und Poetische ist, daß in diesem Zerrbild der Ritterlichkeit doch noch der ganze Adel des persönlichen Muthes und sogar altnordischer Reckenkraft und unerschütterlicher Mannheit gewahrt ist. In den Dichtungen ist diese Figur nicht schon auf einmal und ganz fertig hervorgetreten, sondern, wie es scheint, nach und nach erst aus einzelnen Zügen zusammen gesetzt worden. Ein bäurischer Don Juan kommt schon im 15. Jahrhundert in einem bretagnischen Volksliede vor. In einem sehr alten französischen Pastorale drängt sich Ritter Aubert unter die Hirten und stellt der schönen Marotte, wie der spätere Don Juan der Zerline nach. Tyrso de Molina, der den Don Juan zuerst auf die spanische Bühne brachte, hatte seine tragische Geschichte aus einer Chronik von Sevilla entlehnt. Er ging auch in die italienischen Novellen über. Der Grundgedanke ist: Der schöne feurige Ritter verführt alle Frauen und Töchter, verhöhnt ihre Männer, tödtet ihre Väter, verlacht die Gesetze, wird aber zuletzt, als er frevelnd die Statue eines Gouverneurs, den er getödtet und dessen Tochter er verführt hat, zum Nachtessen einladet, von dessen kalter Marmorhand ergriffen und in die Hölle hinab gerissen. Er ist mithin das Seitenstück zum Faust. Beide bezeichnen den menschlichen Uebermuth, wie er sich losreißt von der Gottesfurcht, hier in den vornehmen Herrn an den Höfen und dort auf den Universitäten.

5.

Die Spottgeister.

Der Spott ist eine Waffe, deren sich auch edlere Geister zu den verschiedensten Zeiten bedient haben, die Sünden und Thorheiten der Menschen zu kennzeichnen, zu strafen und davor zu warnen. Ein so edler Geist war im griechischen Alterthum Aristophanes und diesem entsprach in der schlechten Zeit der Renaissance der Franzose Rabelais, dessen geniale Satire auf die Niedertracht der Höfe und

der Universitäten wir oben schon kennen gelernt haben. Auch in Deutschland gab es gute Satiriker, aber ihre Waffen wurden durch den Haß der Reformationskämpfe vergiftet. Einen freiern und höhern Standpunkt suchten nur einige feinere Geister einzunehmen, die dann aber nach dem Vorgang des Erasmus meistentheils in der Manier des alten Lucian ohne irgend einen Ernst der Gesinnung leichthin über alles, auch das Heiligste, spotteten.

Nachdem aber die gebildete Welt sich schon gewöhnt hatte, den alten Glauben und die alte Sitte gleichgültig anzusehen, tauchten Geister aus tieferen Regionen der Verneinung auf, die sich etwa nicht blos gegen das Gute neutral verhielten, sondern die mit Lust dem Bösen nachdachten, das Böse thaten und Andere Böses zu thun lehrten, die einen förmlichen Haß gegen alles Heilige, Edle und Unschuldige zur Schau trugen und also unter das menschliche Maaß hinabsanken und nicht mehr wie Menschen, sondern eigentlich wie Teufel zu empfinden und zu denken schienen. Wie vieles sich auch zu Gunsten der classischen Schriften Machiavellis sagen läßt, so wird man doch nicht irren, wenn man annimmt, daß ihm die genaue Auseinandersetzung aller Tücken und Ränke der Politik ein Vergnügen gemacht hat. Nur deutsche Gutmüthigkeit kann sich einbilden, daß er mit seinem „Fürsten“ die Leute nur habe warnen wollen. Dieses Buch ist mit einer wahren diabolischen Lust geschrieben. Der eigentliche Advocat der Hölle war aber Pietro Aretino, der 1556 gestorben ist und den alle Fürsten seiner Zeit eigens zu dem Zwecke besoldet haben, damit er nicht gegen sie schriebe, denn seine Feder war in tödtliches Gift getaucht. Der unreinste der Geister, der Vater der Lüge selbst führte ihm die Hand, ihm, der nichts Edles ungeschmäht und nichts Schändliches ungelobt ließ, außer wenn man ihn dafür bezahlte, dessen Witz aber die Zeitgenossen bezauberte. Welch eine Zeit des Verderbens, in welcher ein Geist wie dieser sich ein so großes Ansehen verschaffen konnte! Da er sich in dem sichern Venedig aufhielt, wo die Republik ihn schützte, konnte er aus seiner Schmähsucht ein förmliches Gewerbe machen und rings umher alle die großen Herren brandschatzen. Im Uebrigen kannte seine Läster-

zunge nichts Süßeres, als im Koth des Poggio zu wühlen, und nur seine Eitelkeit war vielleicht noch größer als seine Unzucht. Er selbst nannte sich „die Geißel der Fürsten" und ließ eine Münze auf sich schlagen mit der Inschrift divus P. Aret. und auf den Revers flagellum principum. Er starb an einem Fall, den er sich vor Lachen über die lüderlichen Streiche seiner Schwester zugezogen. — Unter seinen Schriften haben die raggionamenti, die eine sehr reichhaltige Theorie und Geschichte der Unzucht enthalten, und die 16 Sonette, die er zu den obscönsten Bildern Giulio Romanos verfertigte, den größten aber auch übelsten Ruf erlangt. Im grellsten Widerspruch damit stehen einige frömmelnde Sachen, die er gelegentlich aus Interesse schrieb.

Der Franzose Gringore († 1547), der für Ludwig XII. Schmähschriften gegen Papst Julius II. schrieb, war viel geistloser als Rabelais und lange nicht so boshaft als Aretino. Doch ist die französische Literatur nicht arm an groben und schmutzigen Satiren aus der Zeit der Hugenottenkriege und der Prinzenparteien. Franzosen und Italiener begegneten sich in der gleichen Verirrung. Was Poggio ein Jahrhundert früher für Italien gewesen war, das wurde Verville († 1612) für Frankreich, ja Poggios facetiae sind, wenn auch gleich obscön, doch nicht einmal ganz so witzig wie Vervilles Moyen de parvenir. Dieses oft wieder abgedruckte Buch war gleichsam der Koran der lüderlichen Franzosen. Darauf folgte Cotel an der Spitze einer ganzen poetischen Schweineheerde. Von dieser Zeit an wälzt sich ein Strom von Koth durch die französische Literatur bis auf den heutigen Tag.

Eine zahmere und unschuldigere Gattung von Witz machte sich in horazischen und lucianischen Satiren und in komischen Heldengedichten geltend. Der Engländer Hall († 1606) verspottete in seinem mundus alter et idem (die Welt ist überall gleich) alle lebenden Nationen. Der Italiener Tassoni († 1625) schrieb „den geraubten Eimer," ein komisches Heldengedicht, worin er mit heroischem Pathos eine lächerliche Geschichte vortrug. Bracciolini schrieb ein komisches Epos „Verspottung der Götter," worin er die gepriesenen Götter

des Olymp sämmtlich lächerlich machte. Folengo († 1544) erfand die sog. macaronische Poesie, indem er, um die komische Wirkung zu erhöhen, lateinische Phrasen in die italienische Volkssprache einmischte. Cardinal Berni († 1530) erfand den sog. bernesken Styl, der alles spaßhaft auffaßt; Grazzini übertraf ihn noch darin, Mauro aber wandte ihn auf die schmutzigste Weise an. Folengo dichtete einen Ameisen- und Mückenkrieg, der solchen Beifall fand, daß andre ihm einen Riesen-, einen Zwergen-, einen Ungeheuerkrieg nachfolgen ließen.

Auch Deutschland blieb nicht ganz frei von diesen italienisch-französischen Manieren. An Grobheit hatten seine kirchlichen Partei- und Schmähschriften während der Reformation alles übertroffen, was je in dieser Gattung existirte. Der grobe Ton dehnte sich auch auf die allgemeine Satire aus und Dedekind († 1598) schrieb ein eigenes Gedicht von der (deutschen) Grobheit, lateinisch unter dem Titel Grobianus. Dieselbe Grobheit kehrt wieder in den satirischen Schriften des Fischart, des Spangenberg ꝛc. Zu den bessern Werken der Zeit gehörte Rollenhagens Froschmeuseler, eine freie Bearbeitung des bekannten homerischen Gedichts vom Kriege der Frösche und Mäuse. Uebrigens muß den Deutschen zur Ehre nachgerühmt werden, daß ihre Dichter in deutscher Sprache in den Sumpf der Unzucht hineinzutappen vermieden, in den so viel Italiener und Franzosen versunken waren. Außer dem Rollwagen des Wikram, dem Nachtbüchlein des Schumann und einigen ganz wenigen andern Schwankbüchern, die nicht einmal weit verbreitet waren und fast ganz verschollen sind, wurde nichts der Art in deutscher Sprache für das Volk gedruckt, wohl aber viel in lateinischer für die Gelehrten.

6.

Das Streben nach Natürlichkeit.

In den meist sehr frivolen italienischen Novellen zeigte sich doch schon seit Boccaccio ein Streben nach Natürlichkeit, nach einfacher und treuer Auffassung der Menschen, wie sie sind. Davon wich die

Schäferpoesie wieder ab, welche eine unschuldsvolle Natürlichkeit nur affectirte, dahinter aber gerade ein verschmitztes Raffinement verbarg. Den Novellen kam auch zu Gute, daß sie in Prosa geschrieben wurden, was den Ausdruck der Natürlichkeit und schlichten Anmuth erleichterte. Da sie nun ihre Stoffe auch wirklich am häufigsten dem gemeinen Leben entnahmen oder interessante Fälle, die sich in der Volkssage oder in alten Chroniken erhalten hatten, zu einer rührenden Erzählung verarbeiteten, so waren sie oft auch an wahrer Poesie reicher als die großen epischen Dichtungen mit ihren Affectationen.

Unter der großen Menge der damaligen Novellisten ragte der Bischof Bandello († 1560) hervor, dessen Erzählungen freilich durch ihre Frivolität großen Anstoß gaben, aber viele reizende Stoffe enthielten, z. B. den, welchen Shakespeare in „Maaß für Maaß" auf die Bühne brachte. Ferner Cinthio († 1573), ein Edelmann aus Ferrara, dem Shakespeare seinen berühmten Othello entlehnte, Firenzuola, Brevio, Parabosco, Grozzini, Granucci ꝛc. Von allen diesen unterschied sich wieder Straparola († 1554) durch die zahlreichen Märchenstoffe, die er der Kinderstube entlehnte und artig verarbeitete. Im Allgemeinen reagirten in der italienischen Novellistik die realistisch derbe, dem Volke angeborene Natürlichkeit und die alte Romantik beide vereint gegen die classische Affectation.

In Spanien zeigte sich eine noch merkwürdigere Reaction. Weil nämlich hier die kirchliche, ritterliche und monarchische Begeisterung sich etwas überstürzt und hochgeschraubte und krampfhaft gespannte Karikaturen hervorgerufen hatte, setzte ihr der gesunde Volkssinn das andere Extrem entgegen, Karikaturen der gemeinsten Wirklichkeit. Der nämliche Umschlag eines Extrems ins andere charakterisirt sich im folgenden Jahrhundert durch den auffallenden Gegensatz der italienischen und der holländischen Malerschule, indem jene sich in conventionelle Vornehmigkeit verstieg, diese absichtlich ins Pöbelhafte hinunterstieg. Auch schon bei Rabelais hatte die Lust zu karikiren, keinen andern Ursprung und in noch viel früheren Zeiten entstand bei Aristophanes die gleiche Wirkung aus der gleichen Ursache. Im 16. Jahrhundert hatte sich besonders in Spanien alles unnatürlich ver-

schroben. Eine gewisse Innervation hatte die herrschenden Classen über das gewöhnliche Maaß exaltirt. Philipp II., Alba, Torquemada waren Ultras des Königthums, des Ritterthums und der Kirchlichkeit geworden und der Schrecken, der sie umgab, schloß etwas karikaturartig Lächerliches nicht aus. Man kann die Porträts der Großen aus jener Zeit nicht betrachten, ohne in ihren hochgewölbten Brauen, in ihren Spitzbärten und steifen Halskragen etwas Ueberspanntes und Fratzenhaftes wahrzunehmen, was unwillkürlich das Gefühl zurückstößt, weil es eiskalter Egoismus, unbarmherzige Herrschsucht und Menschenverachtung und dabei doch einen bornirten Geist verräth. Nimmt aber die Vornehmigkeit einen so häßlichen Charakter an, so flieht man sie und das beleidigte Auge sucht den niedrigsten Pöbel in seinen Lumpen, um darauf auszuruhen.

So erklären sich die merkwürdigen spanischen Schelmen- und Pöbelromane, die im 16. Jahrhundert aufkamen. Den Anfang machte Hurtado de Mendoza mit dem Roman Lazarillo de Tormes i. J. 1553. Der Held des Romans ist ein armer Schelm, der von Jugend auf hungert und bettelt, dann als Diener bei geistlichen und weltlichen Herrn sich herumplagt und endlich die Hauserin eines Priesters heirathet. Hier ist alles niedrig und gemein, aber gerade dadurch reizte der Dichter die Leser, denen alles Vornehme bereits langweilig oder unheimlich geworden war. Auf Mendoza folgte Aleman mit dem Roman Guzman de Alfarache (1599), dessen Held ein noch lüderlicherer Gesell ist und im gemeinen Leben die komischesten Abenteuer besteht. Nur widert es an, daß ihn der Dichter zum Dieb, zum Kuppler macht und ihn durchaus niederträchtig zeichnet. Diese Schilderungen aus der Wirklichkeit wurden aber dermaßen beliebt, daß noch viele Romane ähnlichen Schlages nachfolgten, der Gran Tocanno des Quevedo, der Marcos de Obregon (1618) rc.

Diese rohe und grobe Reaction des natürlichen Gefühls gegen die fadeste Vornehmigkeit war schon lange rege, ehe Miguel de Cervantes Saavedra jenes Gefühl reinigte und verfeinerte und den Sinn für schöne Wahrheit und Natürlichkeit in die Poesie zurückführte. Dieser geistvolle Dichter, der sich unvergänglichen Ruhm

erworben hat, war ein armer spanischer Edelmann, der in der Seeschlacht bei Lepanto verwundet wurde und seitdem einen steifen Arm behielt, nach der Schlacht auf dem Meere in die Gewalt der Barbaresken gerieth und fünf Jahre lang als Sklave in Algier zubrachte, dann von einem kleinen Amt in Sevilla lebte und erst in seinen späteren Jahren am Grafen von Lemos einen Gönner fand und durch denselben nach Madrid gezogen wurde, wo er 1616 gestorben ist. Cervantes versuchte sich in verschiedenen poetischen Gattungen. Er schrieb ein patriotisches Schauspiel Numantia im Renaissancestyl, zwei Schäferromane Finella und Galatea, Elegieen, Sonette und Romanzen und treffliche Novellen, die besten, die vielleicht je geschrieben worden sind. Dieselben enthalten rührende Liebesgeschichten, worin Ehre und Liebe im schönen Wetteifer ringen, romantische Genrebilder der überraschendsten Art, wie das noch jetzt überall bekannte und beliebte der Zigeunerin Preciosa, aber auch plebejische Genrebilder in dem Geschmack der Schelmenromane, nur niemals gemein, niemals die delikaten Grenzen des sittlichen Gefühls überschreitend, in der Prosa aber unübertroffen einfach, klar und anmuthig.

Sein größtes und berühmtestes Werk ist der Roman Don Quixote. In dem Ritter dieses Namens stellt der Dichter einen castilianischen Edelmann dar, in welchem die ganze alte Begeisterung des Ritterthums fortlebt, der sich deshalb tief in das Studium der alten Ritterromane versenkt; als er aber selber als fahrender Ritter auf Abenteuer auszieht, um für die h. Religion gegen die Ungläubigen, für die Damen, für die Ehre, für das Recht, für die Unschuld zu kämpfen, findet er die wirkliche Welt ganz anders, als er sie aus den Ritterbüchern kennen gelernt hat, stößt überall an, macht sich lächerlich und wird heimgeschickt. Dennoch verläßt ihn sein poetischer Glaube nie und er erniedrigt sich niemals zur Anerkennung dieser unpoetischen Wirklichkeit, in der er als Wahnsinniger Mitleid erregt. In dem ihn als Diener begleitenden Sancho Pansa ist die ganze Gemeinheit dieser reellen Welt gegenüber jener nobeln Illusion personificirt. So liegt denn in diesem komischen Roman zugleich ein tragisches Moment. Das aber, was ihn vorzugsweise auszeichnet,

ist das natürliche Gerechtigkeitsgefühl, das klare, vernünftige und ruhige Urtheil des Dichters, der im Wahn das Schöne und in der häßlichen Wirklichkeit auch wieder das Nothwendige nicht verkennt. Nur wer so das ganze weite Gebiet der Wirklichkeit und der Poesie zugleich auffaßt, wird es richtig auffassen.

Die große Bedeutung des Cervantes lag darin, daß er dem natürlichen Gefühl zu seinem Rechte verhalf und demselben eine Kritik vindicirte, die von allen Verirrungen der kirchlichen, politischen und nationalen Parteileidenschaften ebenso wie von allen Ueberstürzungen und Unnatürlichkeiten der hyperromantischen und classischen Moden zum Natürlichen zurückführt. Diese wohlthätige Kritik ist in den folgenden Jahrhunderten fort und fort geübt worden und ihr verdankt die europäische Welt die endliche Ueberwindung der schroffsten Einseitigkeiten, des grausamen Parteihasses, und das Aufkommen billiger und humaner Ansichten von Welt und Menschen. Und zwar ist diese Humanität des Cervantes himmelweit verschieden von der Neutralität des Erasmus, denn Cervantes ging von einer offenbaren Liebe zu den Menschen und von der Achtung des Edeln im Menschen aus, Erasmus aber nur von hoffärtiger und kalter Verachtung des ganzen Geschlechts.

7.

Shakespeare.

Das Schauspiel nahm im 16. Jahrhundert immer mehr überhand, ja erlebte eine vorher nie gekannte Blüthe, weil nicht nur die kirchlichen Schauspiele fortdauerten und von beiden Confessionen wetteifernd in die Schulen eingeführt wurden, sondern auch die Höfe zu ihrer Unterhaltung der Schauspiele immer mehr bedurften und endlich auch die Volksbühne in den großen Städten immer beliebter und immer mehr vervollkommnet wurde.

Die geistlichen Schauspiele behielten zum Theil noch den

romantischen Styl der alten Mysterien bei, zum Theil nahmen sie schon classische Formen an und wurden auch lateinisch geschrieben, sowohl in den protestantischen als in den Jesuiten-Schulen. Man bemerkt darin wenig Poesie. Erst im 17. Jahrhundert erreichte das geistliche Drama seine poetische Höhe in Spanien. Auffallend erscheint die Neigung zum Grausamen in den geistlichen Schauspielen, wie in den Kirchenbildern der Zeit im Geschmack des Spagnoletto, z. B. die oft wiederholten bethlehemitischen Kindermorde. Sogar die Sittenrohheit drängte sich in das geistliche Schauspiel ein. In einem lat. Schauspiel vom Untergang Sodoms in Gent vom J. 1615 werden alle dort begangenen Greuel in eckelhafter Naturwahrheit erzählt.

Die Hoftheater huldigten alle dem classischen Style. Die Dichter ahmten im Schauspiel den Sophokles oder wenigstens den Seneca und im Lustspiel den Terenz und Plautus nach. Die Gegenstände wurden vorzugsweise aus der alten Mythologie und Geschichte gewählt und der Hauptzweck war, die Sinne der Fürsten durch den Anblick verführerischer Scenen im Geschmack des Ovid zu reizen oder ihnen damit zu schmeicheln, daß ihnen ihre eigenen angeblichen Tugenden im Spiegel antiker Berühmtheiten gezeigt wurden. Die Dichter machten aus den Fürsten abwechselnd einen Cäsar, Augustus, Titus oder einen in seinem Olymp, wie der Sultan in seinem Harem schaltenden Jupiter. Musik und Tanz mußten den Reiz der Scenen, wie sie Venus und Adonis, Diana und Aktäon, Luna und Endymion, Ariadne, Andromeda rc. darboten, noch erhöhen. Oper und Ballet wurden den Höfen bald unentbehrlich. Vergleicht man die Titel aller in Italien, Frankreich, Spanien, Deutschland und England an den Hoftheatern aufgeführten Tragödien, Comödien, Singspiele und Ballette, so erhält man ein vollständiges Verzeichniß aller antiken Mythen, hauptsächlich derer, die von den Liebschaften der Götter und Heroen handeln, und man glaubt, die ganze alte Götterwelt, wie sie schon theatralisch auf den antiken Vasen dargestellt war, sey ins Leben zurückgekehrt.

Auf der Volksbühne blieb der gesunde Humor der romani-

schen und germanischen Völker immer noch Meister und ließ sich durch die Renaissance nicht unterdrücken, machte vielmehr Eroberungen ins Gebiet der Renaissance hinein, wie früher in das der geistlichen Schauspiele. Die komische Figur nämlich, der einer gesunden, etwas derben Volksphilosophie gemäß reflectirende Narr bildete sich immer feiner aus und wurde nicht nur in die geistlichen Schauspiele wenigstens als Nebenfigur zur Erheiterung und Abwechslung von der allzutiefen tragischen Rührung, sondern auch in die Intermezzos der Hoftheater eingeführt. In Italien war es der schon früher genannte Arlechino mit seinem komischen Gefolge, der auch in Spanien und Frankreich nachgeahmt wurde. In Deutschland und England oder bei den rein germanischen Stämmen nahm er einen minder feinen Charakter an, denn der deutsche Hanswurst ist ein grober und unflätiger Gesell und der englische Clown noch boshaft dazu. Alle aber sind ursprünglich Vertreter des Volks und seiner unmaßgeblichen Meinung, rohe Bauernbursche, gefräßig (Hans mit der Wurst), aber voll Mutterwitz. Sie kamen erst in der Zeit der Renaissance recht in die Blüthe, weil ihre derbe Naturwüchsigkeit durch die fremden Moden und Manieren herausgefordert wurde. In ihnen protestirte der eingeborne Narr gegen die fremden und gelehrten Narren. Mit dem Narren nun, mit dem guten alten Humor der Fastnachtsspiele und mit dem Rest der noch nicht aufgegebenen alten Romantik wehrte sich das Volkstheater gegen das geistliche Schauspiel und gegen das Hoftheater und war keineswegs arm an interessanten Hervorbringungen. Sowohl die englische als die deutsche Volksbühne retteten eine Menge altromantischer Stoffe.

Unter den deutschen Dichtern glänzte am Ende des 16. Jahrhunderts Jakob Ayrer, Notar in Nürnberg, als Verfasser von vielen Trauer- und Lustspielen, die in der groben Knittelversmanier des Hans Sachs doch schon reicher ausgeführt waren, und Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, der besonders viele und manche gute Possen mit dem plattdeutsch sprechenden Narren schrieb.

Die classischen Stücke gefielen in England nicht. Ihre steife und affectirte Gravität paßte nicht zum englischen Volkshumor. Die

matten Tragödien von Daniel und Branton wurden bald vergessen. Erst Lyly brachte in das classische Drama eine neue Würze, ja einen gewissen unabsichtlichen Humor durch die Geziertheit seiner Rede, die am Hofe der gekrönten alten Jungfer Elisabeth schnell Mode wurde, weil sie ganz zu deren Unnatur paßte. Er soll Italien besucht haben und übte auf den Styl seiner Zeit einen mächtigen Einfluß aus durch seine Prosawerke: „Euphues, die Anatomie des Witzes," das 1579 und „Euphues und sein England," welches im darauf folgenden Jahre erschien. Sein Styl hieß Euphuismus und wurde Mode am Hofe. Blount sagt darüber: Alle unsere Damen waren seine Schülerinnen, und die Schöne am Hofe, welche nicht euphuesisch parliren konnte, wurde über die Achsel angesehen. Dieser Euphuismus war ein pedantischer, unnatürlicher, affectirter Jargon, in dem der fortwährende Gebrauch von Metaphern, Spitzfindigkeiten, Künsteleien, falschem Witz, Allegorien und Wortspielen für Witz gelten sollte, so wie steifer Bombast für Sprache. Was nur an monströsen, überspannten Concepten ein starkes Gedächtniß und ein erhitztes Hirn ausbrüten konnten, boten Lyly und seine Nachahmer; vor allem kennzeichnet sie auch die Anwendung der Mythologie und einer gefabelten Naturgeschichte und Physiologie: sie erfinden entweder Geschöpfe oder Eigenschaften dieser, um daran gezwungene Gleichnisse oder Illustrationen anzuknüpfen.

Auf Lyly folgte Peele, primus verborum artifex, der es am besten verstand, der Königin zu schmeicheln durch die ungeheuerlichen Bouquets von Redeblumen, die er ihr unter die scharfsinnige Nase hielt. Das alles aber sagte dem Volke in England nicht zu, welches sich daher eine neue Gattung Schauspiele zurecht machte, welche Schrecken erregten oder zum Lachen reizten. Die Welt war damals voll Mord und Todtschlag. Es war die Zeit der Bartholomäusnacht, des gräßlichen Volkskriegs in den Niederlanden. Man hatte sich an Blut gewöhnt und so entstanden die Henkerdramen. Der erste große Meister in diesem Genre war Marlowe, der Vorgänger Shakespeares. Er schrieb einen Tamerlan, eine Bartholomäusnacht &c., in denen das Blut stromweise vergossen wurde. Doch wußte er nicht bloß das die Sinne

Schreckende darzustellen. Er brachte auch die deutsche Faustsage auf die englische Bühne und erfaßte ihren tiefen Sinn richtiger als unsre späteren deutschen Classiker. Neben Marlowe schrieb für die englische Bühne Green, ein lüderlicher Gesell, der aber Volk und Leben trefflich kannte. Sie alle übten Einfluß auf Shakespeare.

William Shakespeare wurde am 23. April 1564 zu Stratford in der Grafschaft Warwick geboren, wo sein Vater ein Handschuhmacher, nachher Wollhändler und Metzger, endlich Bürgermeister war. Seine Mutter Maria Arden stammte von altem Adel ab. William heirathete schon im neunzehnten Jahr eine ältere Frau, die ihm drei Kinder gebar, ließ sie aber bald sitzen und ergab sich mit andern jungen Männern einem lockern Leben. Einmal wurde er als Wilddieb gestraft, mußte deshalb Stratford verlassen und kam so arm in London an, daß er vor dem Theater vornehmen Herren die Pferde hielt. Dann wurde er Souffleur und spielte endlich selber mit, aber nur in Nebenrollen. Als er aber zu dichten anfing, überstrahlte er alle, die je vor ihm für die Bühne geschrieben hatten. Man muß erstaunen, wie ein solcher Geist aus so erbärmlichen Lebensverhältnissen herausblühen konnte. Obgleich er sich nach dem Publikum richten mußte, obgleich man in seinen unsterblichen Werken noch viele Spuren von Lylys gezierter Modesprache, von Marlowes bluttriefenden Schreckensgestalten, von Greens gemeinen Gesellen findet, so wußte er doch sein Publikum auch für eine viel höhere Poesie zu gewinnen und machte sich so beliebt, daß er selbst die Direktion einer Bühne übernehmen konnte und vornehme Gönner fand. Dennoch blieb er dem Publikum zu hoch und als er bemerkte, daß der an Seelenadel weit unter ihm stehende Fletcher mit kleinen koketten Mitteln das Publikum immer mehr anlockte und ihn in der Gunst desselben überholte, machte er ihm aus freien Stücken Platz, verließ London und lebte noch einige Jahre auf seinem Landgut New Place, wo er 1616 an seinem Geburtstage gestorben ist.

Er schrieb eine bedeutende Anzahl Trauerspiele. Von einigen der frühesten, die noch in der blutigen Manier des Marlowe gefärbt sind, ist es zweifelhaft, ob sie auch nur zum Theil von ihm her-

rühren, denn oft verbanden sich damals mehrere Theaterdichter zur raschen Verfertigung eines Stückes. Die beglaubigten Trauerspiele Shakespeares sind dem Stoffe nach theils der altnordischen Sagenwelt, theils der englischen Geschichte (namentlich dem Kriege der beiden Rosen) und dem classischen Alterthum (Cäsar, Antonius und Kleopatra 2c.), theils den schönsten italienischen Novellen (Romeo und Julie, der Kaufmann von Venedig, Othello 2c.) entlehnt. Als ihre größte Schönheit hat man darin von jeher die Naturwahrheit und den unendlichen Reichthum der Charaktere gepriesen und die Kenntniß des menschlichen Herzens in allen seinen geheimnißvollen Tiefen. Sodann die lebendig fortschreitende Handlung, die hinreißenden Effecte. Endlich die im Kraftausdruck wie in der süßesten Zärtlichkeit immer gleich entzückende und durch und durch geistvolle Sprache. Mehr übersehen hat man, daß Shakespeare, obgleich er an der Schwelle der modernen Zeit steht, doch die ganze Frömmigkeit der altkatholischen Zeit und die ganze strenge Sittlichkeit und Ehrenhaftigkeit des germanischen Nationalcharakters bewahrt hat. Niemals hat er das religiöse und sittliche Gefühl beleidigt, niemals ein vornehmes Laster oder auch nur eine ehrwidrige Herzensschwäche beschönigt, wie das später die Hauptaufgabe der modernen Dichtkunst wurde. Ueberall befindet man sich bei Shakespeare auf dem festen Boden der Kirche und der natürlichen Mannhaftigkeit, ritterlichen Ehrenhaftigkeit und guten Sitte. Seine Trauerspiele zeigen überall nur, wie Sünde und Charakterschwäche sich schrecklich bestrafen; indem er aber zurückgreift in die älteste Vergangenheit der nordischen Völker, und hinwiederum vorgreift in die Ahnung der neuesten Zeit, beherrscht sein immenser Geist gleichsam die ganze Weltgeschichte und übt darin die poetische Gerechtigkeit, wie ein Gesandter Gottes. So sehen wir in seinem Lear und Macbeth den längst vergessenen Odinismus wiedererstehen, der einst Jahrhunderte hindurch den ganzen Norden Europas beseelte. So sehen wir in Hamlet die erbärmliche Charakterlosigkeit der spätern gebildeten Jahrhunderte vor dem Adlerauge des Dichters aufsteigen. Hamlet ist ein Seitenstück zu Faust. Beide studiren in Wittenberg, beide be-

zeichnen den neuen Geist der Zeit, der mit der Reformation begann. Wie aber Faust die frevelnde Keckheit dieses dem Bösen verfallenen Geistes auffaßt, so stellt der Dichter in Hamlet die Entnervung dar, die in Folge der neuen Studien und des Gebildetseynwollens nothwendig eintreten mußte.

Wie Shakespeare in seinen Trauerspielen gleichsam alle Kräfte der Männerwelt, die je in die Weltgeschichte eingegriffen haben, concentrirt, so in seinen Lustspielen allen Liebreiz der Frauenwelt und alle ewig junge Lust des Lebens. Geistvoll zieht er die zarte Elfenwelt der Volkssage herbei, um die süße Bezauberung dieses unvergänglichen Mitsommers der Poesie zu verschönern. Die Frische und Anmuth, die himmlische Heiterkeit und Liebenswürdigkeit der Portia, Rosalinde, Helena ꝛc. ist der Lebenshauch der Shakespeareschen Lustspiele und weht uns an wie aus dem Lande der ewigen Jugend. Ein kerngesundes junges Menschenpaar steht bei ihm immer in der Mitte und die komischen Personen bilden nur die Randverzierung der reizenden Mittelgruppe. Der bewährte Humor Shakespeares gehört nothwendig dazu, als die eigentliche Offenbarung der angebornen gesunden Natur in der unerschöpflichen Fröhlichkeit des Gemüthes. Der Humor ist nicht etwa Witz und Komik im Gegensatz gegen das Tragische, sondern er verbindet sich mit dem Tragischen selbst in einer Weise, wie es freilich vorzugsweise nur dem großen germanischen Volksstamme eingeboren ist, als dessen größten und umfassendsten Vertreter im Geist wir Shakespeare anerkennen müssen.

Aus den beschränkten Lebensverhältnissen des großen Dichters und aus seinem resignirten Rückzug aus London erklärt sich übrigens, warum er sich zuletzt ganz in sich selbst zurückzog und in seinen lange räthselhaft gebliebenen Sonetten nur geheimnißvolle Selbstgespräche mit seinem eigenen Genius führte. Das war die einzige Genugthuung, die er sich nahm in einer Zeit, die ihn nicht verstanden hat.

Zwölftes Buch.

Die neue Welt.

1.

Verfolg der Entdeckungen in Amerika.

Das neuentdeckte Festland von Amerika war bereits vom Papste zwischen Spanien und Portugal getheilt worden, als man es noch gar nicht in seiner ungeheuren Ausdehnung kannte. Die übrigen Seestaaten behielten sich trotzdem vor, an der Eroberung theilzunehmen. Einstweilen war Frankreich zu sehr in Italien beschäftigt, um an Amerika denken zu können, aber England schickte den Capitän Cabot nach dem Norden Amerikas, wo er schon 1497 Newfoundland entdeckte. Sein Sohn Sebastian befuhr 1517 noch einmal die Nordküsten Amerikas, ohne daß sich die Engländer damals schon hier niedergelassen hätten. Schon 1500 recognoscirte der Portugiese Cortereal dieselben nördlichen Küsten, die Mündung des großen Lorenzostromes und die Ufer von Labrador. Indeß begnügten sich die Portugiesen mit den ersten Niederlassungen in Brasilien.

Die Spanier breiteten sich viel rascher an den mittleren Küsten Amerikas aus. Ihre erste Colonie auf Hispaniola glich einem fressenden Feuer, denn trotz aller Bemühungen des schon im vorigen Bande genannten Las Casas waren die Eingebornen auf dieser schönen

Insel, deren bei der ersten Ankunft des Columbus über eine Million lebten, zwanzig Jahre später auf 14,000 Seelen herunter gebracht und noch dreißig Jahre später sollen nur noch 150 Eingeborene übrig gewesen seyn, so rasch wurden sie durch massenhafte Ermordungen und durch tyrannische Mißhandlungen als Sklaven weggerafft. Von hier wälzte sich der menschenfressende Brand zu den übrigen Inseln der großen Antillengruppe fort. Wo nur wenige Spanier mit ihren Schießwaffen und ihren großen Hunden hinkamen, wurde das nackte Indianervolk wie Wild erlegt und der Rest zu Sklaven gemacht. Cuba, als die größte der Antillen, wurde Centralpunkt der Colonisation. Dorthin hatte sich Hatuey, der letzte Cazike von Hispaniola, geflüchtet. Er wurde eingefangen und lebendig verbrannt. Als er schon am Pfahle stand, malte ihm ein Franciscaner die Freuden des Himmels vor, in die er eingehen würde, wenn er sich bekehre. Er frug: „Sind auch Spanier im Himmel?“ und sagte, als es bejaht wurde, dann wolle er nicht hinein.

Seitdem Balboa zum erstenmal den stillen Ocean erblickt hatte, suchte man vergebens nach einer Durchfahrt vom atlantischen Meer aus in dieses große noch unbekannte Meer. Die Engländer im Norden und die Portugiesen im Süden hatten noch so wenig eine Durchfahrt gefunden, wie die Spanier in der Mitte Amerikas. Erst Fernando Magelhaen, ein Portugiese, der von seinem Hofe gekränkt und in die Dienste Karls V. übergetreten war, unternahm im Jahr 1519 mit fünf Schiffen eine Fahrt tiefer nach Süden, kam an die Mündung des Rio de la Plata, wo später Buenos Ayres gegründet wurde, und an die rauhe Küste der Patagonen, eines wilden, nackten und riesenhaften Volkes, endlich zu den kahlen Bergen des Feuerlandes, so genannt von den Feuern, welche die Wilden des Nachts an der Küste angezündet hatten. Hier nun zwischen dem Feuerlande und der Südküste des amerikanischen Festlandes fand Magelhaen den berühmten Canal, der noch heute die Magelhaenische Straße heißt und aus dem atlantischen Meer in den stillen Ocean führt. Nachdem er ein Schiff verloren und ein zweites ihn treulos verlassen hatte, fuhr er mit den drei übrigen muthig in

den unermeßlichen Ocean ein, der vor ihm lag. Staunend sah er ringsum nur Wasser, drei Monate lang, indem er nur auf ein Paar kleine Inseln stieß, so daß seine Leute unsäglich an Entbehrungen litten und viele starben. Endlich gelangte er zu der großen Inselgruppe der Philippinen im Süden von China. Hier fand er die Bewohner von der malayischen Race in einem behaglichen Wohlleben, aber in mehrere Staaten getheilt. Der König von Zebu ließ sich leicht bewegen, das Christenthum anzunehmen, um sich dadurch den Beistand der spanischen Waffen gegen seinen mächtigeren Nachbar, den König von Matan, zu erkaufen. Als aber Magelhaen gegen den letztern zu Felde zog und eben ein Dorf desselben niederbrannte, wurde er vom Feinde überfallen, durch einen giftigen Pfeil verwundet und mit Steinen niedergeschmettert. Seine Gefährten, nach ihrer Niederlage auch vom König von Zebu verachtet, mußten flüchten und eins ihrer Schiffe verbrennen, da die Mannschaft nur noch für zwei ausreichte. Angeführt von Espinosa gelangten sie zu den Molukken oder Gewürzinseln, deren paradiesische Landschaften die köstlichsten Gewürze der Erde hervorbringen, Muskat, Näglein, Zimmet, Ingwer. Hier ließen sie noch ein Schiff zurück, weil es die See nicht mehr halten konnte, und von der ganzen Flotte blieb nur ein einziges Schiff übrig, und von der ganzen Mannschaft nur noch 18, die um das Cap der guten Hoffnung herum segelten und am 6. Septbr. 1522 glücklich wieder an der spanischen Küste landeten.

Sie waren um die ganze Erde herum gefahren und hatten die erste s. g. Weltumseglung vollbracht, so daß zum erstenmale durch die Erfahrung bestätigt wurde, daß die Erde rund sey und im freien Himmelsraume schwebe. Aber Kaiser Karl V. gerieth alsbald in Streit mit König Joao III. von Portugal über den Besitz der Gewürzinseln und sandte 1525 eine neue Flotte nach dem stillen Ocean, welche die Portugiesen bekämpfte; aber schon 1529 entschloß er sich, diese Inseln an Portugal abzutreten, um seine Kräfte nicht allzusehr zu zersplittern, dagegen nahm er die Philippinen ein und benannte sie nach seinem Sohn.

Mittelamerika war für Spanien am wichtigsten. Hier hatten die

spanischen Schiffe zunächst im Golf von Meriko nach allen Seiten herumgetappt, die schmale Landenge von Panama, die Mosquitoküste und die Terra firma entdeckt. Feste Erde nämlich oder auch Neu-Castilien nannten die Spanier die weit ausgedehnte Nordküste von Südamerika im Gegensatz gegen die Inseln und gegen die Landenge, die sie bisher entdeckt hatten. Weil sie am Ufer ein Indianerdorf auf Pfählen gebaut fanden zum Schutze gegen Ueberschwemmungen, nannten sie den Ort Venezuela oder das kleine Venedig. Dieses ganze Land gab Kaiser Karl V. dem Hause der Welser in Augsburg zu Lehen, zur Entschädigung für große Geldlieferungen. Die Welser legten eine deutsche und zwar lutherische Colonie in Venezuela an, deren Vorstand Alfinger von der spanischen Goldgier angesteckt die eingebornen Indianer aufs grausamste ausplünderte und mißhandelte. Dieselben waren noch Wilde, erzählten aber von einem Wunderreiche tief im Süden, wo ein großes Haus ganz von Gold aufgebaut sey, die erste ungewisse Nachricht von Peru. Aus Begierde nach dem Golde unternahm Alfinger einen kühnen Zug nach dem unbekannten Süden, erreichte aber nicht einmal den Orinoko, sondern ging in den Urwäldern mit fast allen seinen Deutschen zu Grunde. Es mag wohl auch seyn, daß die fanatischen Spanier ihn, als verhaßten Deutschen und Lutheraner zu verderben getrachtet und wenigstens verleumdet haben.

Auch auf dem Wege, den Magelhaen genommen, setzten die Spanier im Süden von Brasilien ihre Entdeckungsreisen fort und auch hier waren wieder Deutsche betheiligt. Wir besitzen noch die merkwürdige Reise des Ulrich Schmidel von Straubing, der am Rio de la Plata im Dienst der Welser viele Kämpfe mit den Indianern bestand. „Mit dem Factor Heinrich Peime,“ schreibt er; „bin ich und andere Hochteutsche und Niederländer ungefährlich bis in die achtzig Mann wohlgerüst mit Büchsen und Wehren nach Rio de la Plata gefahren.“ Dann erzählt er weiter vom Jahr 1535: „In diesem Ort haben wir eine Stadt gebauet, welche man nennet Buenos Aëres, das ist zu teutsch guter Luft.“ Man ersieht daraus, wie die Deutschen im spanischen Dienst verwendet wurden, ohne daß es Deutschland einen Vortheil brachte, denn der spanische

Stolz gönnte den Welsern nicht lange ihre Privilegien. Die Spanier fuhren schon vor der Erbauung von Buenos Ayres den großen Rio de la Plata (Silberstrom) hinauf, offenbar in der Absicht, die Eroberungen der Portugiesen einzuschränken und von Süden und Norden her zu umfassen.

2.

Cortez.

Im J. 1517 wurde der Spanier Hernandez de Cordova durch Stürme an die Küste von Yucatan geworfen und war sehr erstaunt, hier zum erstenmal Eingeborne in feinen Baumwollenkleidern, in wohnlichen, von Lehm und Stein aufgeführten Häusern zu finden, wie sie denn auch mehr Goldschmuck an sich trugen, als andere Wilde. Auch war der Boden angebaut. Cordova und seine Begleiter wurden angegriffen, alle bis auf einen verwundet und retteten kaum ihr Leben. Als er nach Cuba zurückkam, rüstete der Statthalter Velasquez sogleich eine kleine Flotte aus, um das merkwürdige Land näher zu untersuchen. Grijalva, der die Flotte befehligte, segelte an der Küste von Yucatan entlang an die von Mexiko. Hier fand er die Eingebornen noch höher cultivirt und noch reicher und tauschte bei ihnen für werthlose Glaswaaren und Spielereien die kostbarsten Goldsachen und Edelsteine ein, 1518. Als sein Gefährte Alvarado nach Cuba zurückeilte und dem Velasquez eine Masse Gold mitbrachte, wartete dieser die Rückkehr des Grijalva gar nicht ab, sondern schickte sogleich eine neue, noch größere Flotte unter Hernando Cortez nach Mexiko ab, um so schnell als möglich die Eroberung dieses reichen Landes zu versuchen, oder wenigstens so viel als möglich Gold von dort zu rauben, 1519.

Cortez hatte sich schon in seiner Jugend in Spanien durch seine Keckheit, wenn auch nur in Liebeshändeln ausgezeichnet. Er suchte sein Glück in der neuen Welt zu machen und wurde Geheimschreiber des Velasquez, verführte aber eine schöne Dame und ge-

rieth, da er sie nicht heirathen wollte, in des Statthalters Ungnade. Da ließ er sich in eine Verschwörung gegen diesen ein und wurde verhaftet, brach zweimal glücklich aus dem Kerker und söhnte sich endlich mit Velasquez aus, indem er die bisher verschmähte Donna heirathete. So standen sie wieder gut miteinander und Cortez wurde mit der Expedition gegen Mexiko beauftragt. Allein er scheint schon von Anfang an den Entschluß gefaßt zu haben, auf eigene Rechnung zu handeln. Der Statthalter hatte ihm befohlen, mit Grijalva das Commando zu theilen, wenn er denselben auffände. Cortez lockte aber alle Mannschaft des Grijalva zu sich herüber und commandirte allein. Er führte eine Fahne von schwarzem Sammet mit einem rothen Kreuze, vielleicht um den unglücklichen Mexikanern ihre blutige Bekehrung zum Kreuze anzudeuten. Seine ganze Streitmacht bestand übrigens nur aus 14 Kanonen, 16 Pferden, 13 Büchsenschützen, 32 Armbrustschützen, 508 Soldaten, 110 Matrosen, 200 Indianern. Wie zum Hohne wurde auch ein Bild der h. Jungfrau mitgenommen und ein Pater Olmeda mit mehreren geistlichen Gehülfen und verkündete man der Mannschaft als Hauptzweck der Expedition die Bekehrung der Heiden zur Ehre Gottes, während im Herzen aller und besonders des Cortez nur die Goldgier glühte.

Als Cortez an der mexikanischen Küste landete, fand er einen gewissen Aguilar, der schon mehrere Jahre unter den Eingebornen gelebt und deren Sprache gelernt hatte. Von einem Häuptling in Tabasco erhielt Cortez einige Sklavinnen zum Geschenk, unter denen die junge Marina sich durch ihre Schönheit und durch ihre Kenntniß der aztekischen Sprache auszeichnete. Alle Indianer, welche Cortez bisher kennen gelernt hatte, gehörten andern Völkerschaften mit andern Sprachen an, die dem großen Beherrscher Mexikos vom aztekischen Stamme nur unterworfen waren. Indem nun Cortez in das ihm noch unbekannte Culturreich der Azteken eindringen wollte, war ihm die Dolmetscherin, die er zu seiner Geliebten machte, höchlich willkommen. Nachdem er die Küste untersucht hatte, setzte er am 21. April 1519 seinen Fuß da ans Land, wo er nachher die erste spanische Stadt Vera Cruz (das wahre Kreuz) mit der Citadelle St.

Juan de Uloa baute. Hier ließ er die Schiffe zurück, von hier aus unternahm er mit einer Hand voll Räubern den kecken Angriff auf ein ganzes großes Reich von Millionen Unterthanen.

Der damalige Beherrscher dieses Reichs war Montezuma, ein sehr gefürchteter Herr, der viele siegreiche Kriege geführt hatte. Die Mexikaner waren nämlich nicht ein Volk, sondern ein Völkerconglomerat. Neben dem aztekischen Mexiko bestand der alte toltekische Staat Tezcuco und die Republik Tlascala, daneben auch noch kleinere, wenn gleich mehr abhängige Clane oder Stämme, welche die Ankunft des tapferen Spaniers nicht unbenutzt ließen, um das Joch Mexikos abzuwerfen. Wie erwünscht er denselben kam, erhellt schon aus dem einzigen Umstande, daß der Haupttribut, den die unterworfenen Stämme dem Herrscher in Mexiko abliefern mußten, aus Menschenopfern bestand. Das herrschende Volk der Azteken verehrte seinen Kriegsgott als höchsten Gott und erkaufte seine immerwährende und steigende Gunst durch Menschenopfer. Seine Priester lehrten, er lebe einzig von Menschenherzen und müsse hungern, wenn man ihm solche nicht überbrächte. Nun glaubte man ihn nicht satt genug füttern zu können und opferte ihm jährlich regelmäßig 20,000, ja nach andern Nachrichten 70- und sogar 100,000 Menschen, denen die Priester das Herz aus dem lebendigen Leibe schnitten, um es dem Gott darzubringen. Die Leiber der also Geschlachteten wurden von den Priestern oder von den Soldaten, die sie gefangen genommen hatten, gefressen. Da wurden denn unaufhörlich an den Grenzen Kriege geführt, um Gefangene zu machen.

Der scharfblickende Cortez erkannte sogleich, daß er Bundesgenossen unter den Indianern selber finden werde, um das verhaßte Regiment des Montezuma über den Haufen zu werfen. Dieser Herrscher selbst aber — hatte Angst. Vorzeichen hatten ihm die Ankunft der schrecklichen Fremdlinge verkündet und er sah in ihnen vom ersten Augenblick an Göttersöhne, unüberwindliche Mächte, Rächer seiner eigenen Gewaltthaten. Es war die kindische Furcht des Barbaren, die ihn zittern machte und ihm die Ueberlegung raubte. Denn ohne die anfangs so schwachen Mittel der Spanier

auszuforschen und von seiner eigenen Uebermacht Gebrauch zu machen, schickte er an Cortez eine Gesandtschaft mit den kostbarsten Geschenken, um ihn gleichsam abzufinden, um ihm seine Wiederentfernung abzukaufen. Cortez erkannte aber daraus nur seine Feigheit und das viele Gold (darunter massivgoldene Schüsseln so groß wie Wagenräder) lockte ihn nur noch mehr zur Eroberung des Landes an.

Die dem Montezuma unterworfenen oder feindlich gesinnten Völkerschaften wagten anfangs noch nicht, sich an Cortez anzuschließen. Er litt in Vera Cruz viel Noth durch die Hitze des Climas, zog nun aber keck vom Ufer weg in die höher liegenden und gesunderen Regionen des Landes. Hier in der großen Stadt Cempoalla mit Furcht und Hoffnung ehrenvoll empfangen, verhaftete er die Beamten des Kaisers und organisirte eine förmliche Auflehnung gegen dessen Herrschaft. Hier war es auch, wo er die ersten großen Götzenbilder zerstören, die blutgeschwärzten Tempelwände reinigen und einen Altar mit dem Kreuz errichten ließ, das mit Rosenkränzen umhangen wurde. Einige seiner Spanier aber, theils aus Furcht, er gehe zu weit und ihre kleine Schaar würde in dem reichbevölkerten Lande ihren Untergang finden, theils als Anhänger des Velasquez, wollten ihn heimlich verlassen und zu Schiffe gehen. Die Verschwörung wurde entdeckt und Cortez ließ, um jedes künftige Unternehmen der Art unmöglich zu machen, heimlich durch treue Diener seine ganze Flotte bis auf ein einziges Schiff vernichten. Jetzt konnte kein Feiger oder Verräther mehr auf Flucht sinnen und alle mußten ihm folgen. Da der Kaiser die Schwachheit hatte, ihm abermals Geschenke entgegen zu schicken, wurde Cortez immer kühner und zog, von vielen Indianern, die er bereits zu Bundesgenossen gewonnen hatte, begleitet, weiter ins Innere des Landes. Die Republik der tapfern Tlascalaner leistete ihm Widerstand und erst nach zwei blutigen Schlachten zog er in Tlascala ein, das sich ihm aber trotz des großen Menschenverlustes bald eben so willig anschloß wie Cempoalla. Seine fremdartige, für göttlich gehaltene Erscheinung und Unüberwindlichkeit bezauberte alle. Die große Stadt Cholula, wo er noch nicht gewesen, schickte ihm Gesandte zu mit dringender Bitte,

sie zu besuchen, denn auch hier wollte man Montezumas Joch abwerfen. Er begab sich dahin, richtete aber hier, wie freundlich man ihn auch aufgenommen hatte, durch plötzlichen Ueberfall ein furchtbares Blutbad an, angeblich, weil er Verrath besorgt hatte. Bei alledem hielt sich Montezuma ruhig und schickte nur von neuem Gesandte mit Geschenken. Da zauderte Cortez länger nicht und zog mit seinem kleinen Heere, das aber durch viele Indianer verstärkt war, geradewegs nach der Hauptstadt Mexiko. Sein Weg führte ihn unter dem hohen Vulkan Popocatepetl vorüber, den einige Spanier auch sogleich bestiegen, obgleich es die Indianer für unmöglich erklärten. Ja ein gewisser Montano ließ sich 400 Fuß tief in den Krater hinab, um darin Schwefel zu sammeln, den sie zur Bereitung neuen Schießpulvers bringend nöthig hatten.

Von hier stiegen die Spanier in das herrliche Thal von Mexiko hinab. Die Hauptstadt lag auf einer Insel mitten in einem See. Lange Dämme führten hinüber. Die Größe der Stadt, die Pracht der Tempel und öffentlichen Gebäude, die Zahl der Einwohner, der hohe Culturzustand und Reichthum übertraf alles, was die Spanier erwartet hatten.

3.

Die Eroberung von Mexiko.

Als Cortez sich der Hauptstadt näherte, gerieth Montezuma in Verzweiflung. Ohne einen Widerstand zu wagen, ließ er ihm ungeheure Lasten Gold anbieten, erklärte sich freiwillig zum Vasallen Spaniens und wollte einen jährlichen Tribut zahlen, wenn nur Cortez wieder umkehrte. Aber er verrieth durch dieses zaghafte Benehmen dem kühnen Fremdling nur seine ganze Schwäche. Cortez gab nicht nach und zog in die Stadt, wo ihn alles staunend und ehrfurchtsvoll empfing. Montezuma hatte sich in seinem Palast eingeschlossen und alle Hoffnung aufgegeben. Als aber der Feind in der Stadt war, wählte der unglückliche Kaiser wieder die Politik

des Entgegenkommens, wie wenn das schwache Lamm sich liebkosend an den Wolf schmiegen wollte. Auf einer Sänfte getragen erschien er in dem Quartier, welches er den Spaniern eingeräumt hatte, in einem mit Juwelen geschmückten Mantel und auf dem Kopf grüne, lang herabwallende Federn. Sein Benehmen war die vollkommenste Resignation. Cortez befestigte sein Quartier, stellte Kanonen an die Ausgänge und nahm schon nach wenigen Tagen den armen Kaiser gefangen, um an ihm ein Unterpfand für den Gehorsam seiner Unterthanen zu haben. In der That verhielt sich auch das Volk beispiellos ruhig, um seinen gefangenen Monarchen in keine Gefahr zu bringen.

Da erfuhr Cortez, der Statthalter von Cuba, Velasquez, habe im Zorn über seine Eigenmächtigkeit und über die Verbrennung der Flotte eine große Expedition ausgerüstet, um ihn abzusetzen und die Eroberung Mexikos für sich in Anspruch zu nehmen. So war denn Cortez in der höchsten Gefahr und von zwei gleich großen Uebeln bedrängt, von dem Aufruhr der Indianer in der unermeßlichen Stadt, und von einem überlegenen spanischen Heere in seinem Rücken. Allein der Muth verließ ihn nicht. Er ließ den tapfern Alvarado mit einem Theil seiner Truppen in Mexiko und eilte mit dem andern Theile dem Heere des Velasquez entgegen, das von Narvaez geführt wurde. Er nahm aber viel mexikanisches Gold mit, ließ es unter die Truppen des Narvaez vertheilen, gewann sie, schlug dann den armen Narvaez, der schwer verwundet wurde, mit leichter Mühe und vereinigte dessen ganzes Heer mit dem seinigen, so daß er mit 1100 Spaniern und 100 Pferden, ungerechnet die Tlascalaner, die ihn begleiteten, in Mexiko wieder einzog. Hier hatte Alvarado bereits ein furchtbares Blutbad angerichtet, indem er ein Götzenfest nicht dulden wollte und das dazu versammelte Volk abschlachtete. Cortez war darüber sehr ungehalten, da er sich auf friedlichere Weise durch Montezumas Schwäche zum Herrn der Stadt zu machen dachte. Allein nun war es zu spät und das Volk erhob sich, um in einem Kampf der Verzweiflung die Spanier zu vernichten oder unterzugehen.

Es gelang nicht mehr, den Frieden herzustellen, obgleich der im spanischen Quartier gefangene Kaiser Montezuma einen Versöhnungsversuch machte. Ein Steinwurf aus der Mitte seines eigenen Volks verletzte ihn schwer am Kopf und aus Gram verschmähte er länger zu leben, riß sich den Verband ab und starb. Von nun an konnte sich Cortez in Mexiko nicht mehr behaupten. Hunderttausende belagerten das spanische Quartier, Tag für Tag anstürmend und es bedeckend mit einem Hagel von Steinen und Pfeilen. Cortez selbst wurde an der linken Hand verwundet und entriß sich bei der Erstürmung eines hohen Tempels, von dem aus ihm die Indianer den meisten Schaden gethan, nur mit Mühe den Armen der Feinde, die schon im Begriff waren ihn hinabzustürzen. Das spanische Quartier wurde in Brand gesteckt und nur seine weite Ausdehnung und die festen Mauern schützten die Belagerten vor dem Untergange. Die neuen Verstärkungen, die nur Beute geträumt hatten und jetzt den Tod vor sich sahen, rebellirten.

Da blieb nichts übrig, als die Stadt zu verlassen, aber sie lag mitten in einem weiten See, und alle Brücken waren abgetragen, nirgends ein Schiff oder nur ein Kahn. Da beschloß Cortez den weitesten Umweg zu nehmen, an den die Indianer am wenigsten gedacht und über einen Damm zu gehen, obgleich derselbe an drei Orten durchstochen war. Er wählte dazu die Nacht, da die Indianer nie des Nachts angriffen, und kam wirklich mit allen seinen Leuten und dem größten Theil der Schätze durch die Stadt, ehe das Volk erwachte. Aber vor dem ersten Durchbruch des Dammes stockte der Zug in dem Augenblick, in welchem die Wachen der Indianer zu den Waffen schrieen und die Priester von allen Tempeln herab die Muschelhörner ertönen ließen. In wenigen Augenblicken wimmelte es von Feinden, die unter gräßlichem Kriegsgeschrei den Zug der Fliehenden von hinten bedrängten, den See mit Kähnen bedeckten und am Damm emporkletterten. Ueber den ersten Durchbruch kam man noch erträglich hinüber, aber nur mit Verlust vieles Gepäckes und vieler Menschen über den zweiten und dritten. Endlich rettete sich Cortez doch noch glücklich in die Ebene, wo er nicht mehr verfolgt wurde. Er hatte aber in dieser berühmten traurigen Nacht

(noche trista) alle seine Kanonen, alles Gepäck, die meisten Pferde und selbst alle Büchsen verloren, denn alles was schwer war, hatten die Soldaten auf der eiligen Flucht und im Wasser weggeworfen. Außer den Schwertern und Dolchen blieben seinem Heere nur ein paar schlechte Armbrüste. Von seinen Pferden behielt er nur noch 23.

Allein Cortez blieb auch in dieser Lage ungebeugten Muthes und erfocht bald darauf mit seiner kleinen Schaar einen Sieg über ein unermeßliches mexikanisches Heer, das ihm den Weg versperren wollte. Ja er dachte so wenig daran, sein Unternehmen auf Mexiko aufzugeben, daß er nur nach Tlascala und Veracruz zurückkehrte, um Verstärkungen aufzunehmen und die Eroberung nach einem andern Plane wieder zu beginnen. Vieles kam ihm dabei auf eine fast wunderbare Weise zu Statten. Durch einen Neger nämlich, der sich auf einem der später mit Narvaez nachgekommenen spanischen Schiffe befunden hatte, waren die Blattern eingeschleppt worden und richteten unter der dichtgedrängten Bevölkerung von Mexiko eine noch weit größere Verheerung an, als die Waffen der Spanier gethan hatten. Auch der neue Kaiser von Mexiko, Montezumas Bruder, starb daran. Zugleich kamen spanische Schiffe mit Kanonen und Waffen aller Art nach Veracruz.

Nun ergriff Cortez wieder die Offensive, richtete seinen Marsch diesmal aber nicht direkt auf Mexiko, sondern unterwarf erst die wichtigsten Städte in den Provinzen, um die Hauptstadt zu isoliren. Dabei verübte er theils die unmenschlichsten Grausamkeiten, zerstörte ganze Städte und rottete die Einwohner in Masse aus, um Schrecken zu verbreiten, theils gewann er die Indianer durch List und Milde, so daß er das Volk, dessen Zusammenstehen ihm die Eroberung sehr erschwert haben würde, durch Furcht und Hoffnung theilte. Endlich rückte er der Hauptstadt, und zwar von verschiedenen Seiten näher, schnitt ihr alle Zufuhr ab und begann die systematische Belagerung derselben. Die Schiffe, die er auf dem die Stadt umgebenden See unumgänglich nöthig hatte, waren von den Spaniern kunstreich und mit großer Mühe vom Meere her über Land geführt worden. Der neue Kaiser, Guatemozin, Montezumas

Neffe, machte ihm an der Spitze des verzweifelten Volks jeden Fußbreit streitig. Sein und seines Volkes Muth ist über jedes Lob erhaben. Nach einem großen Siege, den er erfochten, ließ er acht Tage lang jede Nacht die gefangenen Spanier den Götzen opfern. Cortez mußte die Stadt förmlich zerstören, um sie erobern zu können. Ein Tempel nach dem andern wurde der Erde gleich gemacht, eine Gasse nach der andern bis Guatemozin nur noch ein Achtel der Stadt behauptete, in welchem die furchtbarste Hungersnoth wüthete. Da unternahm Cortez den letzten Angriff und ließ alles niedermachen. Guatemozin wollte über den See entfliehen, wurde aber gefangen. Am 13. August 1521. Ein unerhört schreckliches Gewitter am Himmel wetteiferte an Wuth mit den Menschen.

So hatte Cortez das Ziel erreicht und Mexiko erobert. Was auch seine Ankläger gegen ihn vorbrachten, die großen Erfolge, die er errungen, und die reichen Geschenke, die er an Kaiser Karl V. sandte, erwarben ihm die Gnade des letztern und die Stelle des obersten Statthalters in Mexiko. — Allein er hatte noch Gefahren genug zu bestehen. Eine Empörung seiner eigenen Leute dämpfte er nur durch große Energie; gegen einen Unterbefehlshaber, der sich unabhängig erklärte, mußte er förmlich zu Felde ziehen. Um einem Aufstand der Indianer zuvorzukommen, ließ er den unglücklichen Guatemozin und mit ihm die Vornehmsten des alten Reichs hinrichten. Schon vorher hatte er den edeln und tapfern Guatemozin foltern lassen, um ihm das Geständniß, wo seine Schätze verborgen seyen, abzuzwingen. Die bekannte Anekdote, derzufolge er einen neben ihm jammernden, der auch auf der Folter lag, ruhig gefragt haben soll, liege denn ich etwa auf Rosen? wird hier dahin berichtigt, daß er gesagt hat, „denkst du etwa, daß ich mich im Bade vergnüge?"

Durch so grausame Mittel sicherte Cortez die neue spanische Colonie. Doch in dem Maaß, in welchem sie emporwuchs, gelang es den Neidern des Eroberers, ihn dem Kaiser verdächtig zu machen, als strebe er nach Alleinherrschaft. Er mußte nach Spanien zurückkehren, um sich vor Karl V. zu rechtfertigen. Dies gelang ihm bald. Er kehrte nach Mexiko zurück, doch nicht mehr als Vicekönig, sondern

nur als Privatmann. Er konnte inzwischen die Ruhe nicht ertragen und unternahm auf eigene Kosten eine Untersuchungsreise auf dem unterdeß entdeckten stillen Ocean. Diese Reise mißlang. Von bedeutenden Folgen aber war seine damals zuerst versuchte Spekulation, dreihundert Negersklaven aus Afrika in die heißen Küstenländer Amerikas hinüberzuführen, um sie zu Arbeiten zu brauchen, die das Klima den Weißen nicht erlaubte. Dieser furchtbare Abenteurer war also von der Vorsehung ausersehen, auch in Bezug auf die schwarze Bevölkerung die Bahn zu zeichnen, auf der die Zukunft Amerikas sich bewegen sollte.

Noch ganz voll von seinen neuen Plänen ging er zum zweitenmal nach Europa zurück, fand aber diesmal beim Kaiser nur eine kühle Aufnahme, und ärgerte sich darüber zu Tode unterwegs in Sevilla den 11. Oktober 1547.

4.

Das alte Mexiko.

Wir müssen nun noch die Cultur Mexikos betrachten, die durch Cortez so auf einmal gewaltthätig und für immer zerstört wurde.

Die Azteken waren erst i. J. 1325 nach Mexiko gekommen und haben die große Hauptstadt im See gebaut. Sie kamen aus dem Norden und waren wilde Krieger, die das Reich der Tolteken eroberten. Ein Adler, auf einem stachlichten Cactus sitzend, war das Wahrzeichen, wo die Azteken die neue Stadt bauten, deshalb ist der Adler auf dem Cactus auch jetzt noch das Wappen der Republik Mexiko. Die Tolteken besaßen eine ältere Cultur, die von den bisher ganz wilden Azteken angenommen wurde. Woher aber nahmen die Tolteken ihre Bildung? Sie sollen i. J. 596 in Mexiko eingewandert seyn. Nun findet man im Norden von Mexiko im Missisippithale uralte Denkmäler einer höheren Cultur, aber gänzlich verlassen in Einöden, von einer ähnlichen Bauart wie die in Mexiko, so daß man sie für Stationen der Tolteken auf ihrem Wege aus dem

Norden halten könnte. Auch in Californien, im hohen Nordwesten Mexikos hat man die Ruinen einer großen alten Stadt gefunden. Südwärts von Mexiko in den Urwäldern Yucatans sind erst in neuester Zeit eben so große Ruinen entdeckt worden. Alle diese alten Bauten sind einander ähnlich. Die Opferstätten sind sog. Teocallen, breitgezogene und terrassenförmig aufgebaute Pyramiden, die Paläste große weitläufige Höfe. In den Ornamenten bemerkt man äußerst künstliche Verschlingungen. Auf den Bildwerken sind die Menschen roth gemalt, wie auf den ägyptischen Wandbildern. Als Putz dienen hauptsächlich Federbüsche.

In China hat sich das fabelhafte Werk eines buddhistischen Mönchs vom J. 449 nach Christo erhalten, worin derselbe das Land Fusang weit östlich über dem Meere beschreibt, das war Mexiko, damals schon ein halbcultivirter Staat mit einem König, der Ichi hieß, mit drei Adelsclassen, mit bunten Kleidern und Musik, mit einer Papierschrift &c. Der Mönch rühmt von diesem Lande, es gäbe dort niemals Krieg. Auch erzählt er manches offenbar Ungereimte und Unnatürliche. Indeß ist kein Grund vorhanden, an der Hauptsache zu zweifeln, daß er in Amerika war und dort einen etwas unmännlichen Culturzustand wahrnahm. Daraus würde sich erklären, warum der Staat so oft und leicht von fremden Barbaren erobert werden konnte, von Tolteken, Azteken und Spaniern, denn auch diese handelten wie die rohesten Barbaren.

Wie ist nun aber die alte Cultur in Amerika überhaupt entstanden? Wenn auch die Bevölkerung auf dem Wege, den heute noch die Tschukschen nehmen, aus Asien gekommen ist, weshalb sie noch so viele mongolische Züge an sich trägt, so sind doch die alten Denkmäler mehr der assyrischen und ägyptischen verwandt. Man hat daher vermuthet, es könnten phönikische Seefahrer in sehr früher Zeit an die Küsten Amerikas verschlagen worden seyn und dort die Wilden nach und nach civilisirt haben. Man darf auch an die alten Iberer und Iren, die ältesten Bewohner der Westküste von Europa denken, von denen einmal einige könnten an die Ostküste Amerikas verschlagen worden seyn. Jedenfalls drangen von europäischer Cultur

nur wenige Grundzüge in die amerikanische ein und verschwammen wieder in einer im Ganzen doch nicht dafür empfänglichen Race. Wir finden nämlich, daß es sich die Cultur in Amerika allzu bequem machte, die rauheren Gegenden des Nordens, welche mehr Menschenarbeit erforderten, verließ und den üppigen Süden aufsuchte, wo die Natur von selbst alles gewährt, und daß die Cultur in Amerika auch in ihrer höchsten Ausbildung mit einer blutigen Barbarei gepaart blieb.

Die geschichtlichen Erinnerungen der älteren Zeit vor der Aztekenherrschaft und dieser letztern selbst sind sehr dürftig. Wir hören von Bruderkämpfen, von Empörungen, vom Tyrannen Maxtlaton, der sich wegen angeborener Kälte beständig in Baumwolle wickeln und in einer Wiege schaukeln ließ und doch aus seiner Wiege heraus die gräßlichsten Mordbefehle ertheilte; von Chimalpopocl, dem frommen Sohn des durch den Tyrannen ermordeten rechtmäßigen Königs, der sich dem Kriegsgott zum freiwilligen Opfer brachte; von dem kleinen König von Chalc, den die Azteken zu ihrem König wählten, der sich aber, weil er sich nicht für würdig genug hielt, am Fest der Königsweihe vom Gerüst herabstürzte; von einem König Nezahuatcojotl, der ein Dichter war; endlich von den glücklichen Eroberungen des Montezuma. Die Götzen der besiegten Völker wurden als Gefangene nach Mexiko gebracht und hier in einem großen Käfig zusammen eingesperrt.

Die Mexikaner waren zu der Zeit, als Cortez zu ihnen kam, wohlgesittet, kleideten sich in feine Baumwollenzeuge und in sehr elegantes, weiches aus bunten Federn gebildetes Mosaik. Sie verstanden sich trefflich auf Goldarbeiten, wie auf Edelsteine, und trugen reichen Schmuck. Doch erinnerten die hohen Federkronen auf ihrem Kopfe immer noch, daß sie eigentlich Wilde seyen. Sie bauten zu ihrer Nahrung Mais und Cacao, aber das liebste Essen war ihnen doch immer noch Menschenfleisch, welches in Menge bei den großen Opfern verspeist wurde. Das Reich war in einer schönen Ordnung. Den Verkehr erleichterten Straßen mit einer Posteinrichtung. Man hatte Münzen. Man bediente sich eines Papiers vom Bast der Aloe. Man hatte eine Bilderschrift, öffentliche Bäder und Schulen. Man war weit in der Baukunst vorgeschritten, wußte schwere Steinmassen zu

behandeln, Dämme aufzuführen, Canäle zu graben. Der See von Mexiko enthielt viele kunstreich erbaute schwimmende Inseln mit den zierlichsten Gärten. Ueberhaupt pflegten die Mexikaner, begünstigt durch ihr paradiesisches Klima, die Blumen. In Montezumas weitläufigen Gärten sah man große Drahthäuser voll von den buntesten Vögeln und eine große Menagerie, worin alle in Amerika bekannten Thiere gesammelt waren.

Als Cortez zum erstenmal, von Montezuma begleitet, den großen Tempel des Huitzilopochtli (vulgo Vizlipuzli) betrat, des großen Kriegs- und Hauptgottes der Azteken, sah er die riesenhafte Statue des Götzen gleich einer scheußlichen Karikatur des belvederischen Apollo und des Laokoon zugleich, nämlich in einer Hand den Bogen schwingend, in der andern ein Bündel Pfeile, den Leib umringelt von einer ungeheuren Schlange und mit gräßlich verzerrtem Gesichte. Um seinen Hals hing eine Kette von abwechselnd goldenen und silbernen Herzen und vor ihm auf dem Altare lagen drei noch warme und rauchende Menschenherzen, die eben erst aus den Leibern der Opfer geschnitten waren. Es stank in diesem Tempel, erzählt ein Spanier, ärger als in einem Schlachthause. Vor dem Tempel stand eine Pyramide von Todtenköpfen, den Köpfen derer, die hier geopfert worden waren, und ein spanischer Soldat zählte 136,000 Köpfe. Eine der seltsamsten Sitten war die Identificirung der Opfer mit dem Gotte selbst, dem sie geopfert wurden. Man schlachtete z. B. eine Menge Kinder, mischte deren Blut mit Mehl und buk daraus das Bild des Götzen, oder ein Gefangener wurde eine zeitlang wie der Gott selbst verehrt, mit der besten Nahrung, reichen Kleidern und schönen Frauen versehen, zuletzt aber am Altare des Gottes, den er vorstellte, abgeschlachtet. Die Mexikaner glaubten, die Götter und vor allem der Kriegsgott, werde ihnen zürnen, wenn sie die Opfer einstellten. Dann würden sie ihren Feinden unterliegen. Sie müßten also immerfort fremdes Leben vertilgen, um das ihrige zu sichern.

Die Cultur der Mexikaner ging so weit, daß es ihnen an Musik, an Poesie, ja selbst an Schauspielen nicht fehlte. Leider sind uns von ihren Papier- und Pergament-Handschriften nur wenige kleine

Reste übrig geblieben, denn der erste Erzbischof von Mexiko, Zumarraga, ließ alle im Reiche vorhandenen Handschriften der Heiden bei Todesstrafe sammeln und in einem großen berghähnlichen Haufen verbrennen. Das Originellste, was uns traditionell von altmexikanischer Poesie erhalten ist, ist eine Comödie, welche zu Cholula aufgeführt wurde. Zu Cholula nämlich und zu Palenque hat man eben so große Teocallen gefunden, wie in Mexiko selbst. Es waren große alte Städte, welche blühten, ehe Mexiko die Hauptstadt wurde. Hier nun wurde, wie Acosta erzählt, vor dem großen Tempel folgendes seltsame Schauspiel aufgeführt. Zuerst erschienen Lahme, Blinde und Taube und andere Krüppel und Kranke, die den Götzen um Heilung baten, aber durch ihre lächerlichen Geberden und verkehrten Antworten dem Volke großes Vergnügen machten. Dann kamen Menschen in allerlei Thiermasken, welche die betreffenden Thiere geschickt nachahmten und komische Dinge von ihrem Thierleben erzählten, darunter Eidechsen, Kröten, Käfer und Schmetterlinge.

Aus dem, was uns die Spanier von der Religion der alten Mexikaner berichtet haben, geht hervor, daß sie zur Zeit des Montezuma bereits aus mehreren älteren Religionen gemischt war, denn hinter dem Hauptgotte der Azteken, dem fürchterlichen Kriegsgott Huitzilopochtli, standen noch ältere Naturgötter, Quetzacoatl (die gefiederte Schlange), der Hauptgott der Tolteken und des großen Tempels in Cholula, den man für einen Gott der Luft ausgab, unter dem man aber vielleicht auch einen vergötterten Heros verehrte, weil er im Bilde einen starken Bart trug und als ein Gesetzgeber und Lehrer des Volkes galt. Weil so starke Bärte nur in Europa vorkommen, könnte in ihm das Andenken an irgend einen Europäer erhalten seyn, der einmal nach Amerika verirrte. Man hat ihn auch mit dem Schlangengott Votan, der im Süden Mexikos verehrt wurde und als Vaudoux auch schon auf den Antillen vorkam, zusammengestellt und auf unsern deutschen Wodan bezogen. Wenn aber auch die Möglichkeit einer Herkunft des Namens aus dem europäischen Norden vorliegt, so ist die Sache doch nicht wichtig, denn zwischen dem Odinismus und den Germanen einerseits und den Mexikanern andrerseits bleibt

ein himmelweiter Unterschied. Große Verehrung genoß Centeotl, Göttin der Erde und des Getreides, und Coatlicue, die Göttin des Frühlings und der Blumen, die von den Azteken hochverehrte Mutter ihres Hauptgottes. Sie war unter Menschen geboren und die Tochter eines kleinen Königs von Colhuacan, als sie von den Azteken eingeladen wurde, Mutter ihres Gottes zu werden. Kaum war sie angekommen, als man ihr die Haut abzog und den tapfersten Krieger in dieselbe kleidete. Das ist ein Sinnbild der im Winter welkenden Vegetation, der gleichsam der Erde selbst abgezogenen Haut, die aber im Frühling wieder wächst. Nach einem andern Mythus sah Coatlicue einst einen schönen Federball in der Luft schweben, fing ihn auf, steckte ihn in den Busen, konnte ihn aber nachher nicht mehr finden, wurde dagegen schwanger mit dem Huitzilopochtli. Dieser verrieth seine Gottheit schon im Mutterleibe, indem er der von ihren Verwandten bedrohten Mutter Trost zusprach und in dem Augenblick, als sie getödtet werden sollte, bewaffnet (wie Athene aus der Stirn des Zeus) aus dem Mutterschooße hervorsprang und nicht nur ihre Feinde, sondern auch alles Volk umher tödtete, die Wohnungen plünderte und die Beute der erstaunten Mutter brachte. Sie wurde als Göttin des Frühlings verehrt und man opferte ihr Blumen. Ganz auf gleiche Art sollte der Kriegsgott Mars aus einer Blume entsprungen seyn. Auch hierin also liegt eine Mahnung an europäischen Einfluß. An diese mexikanischen Naturgottheiten schlossen sich noch viele andre an, Götter des Wassers, des Regens, der Fischerei, der Jagd, des Salzes, der Heilkunst. Eine Art Bachus war Texcatzoncatl, der Erzeuger des mexikanischen Pulque, eines aus der Agave bereiteten, berauschenden Getränkes.

Die Mexikaner hatten sich indeß schon über den gemeinen Naturcultus erhoben und auch die rohe Dämonenfurcht, die sie aus dem Norden mitgebracht haben mochten, schon veredelt, denn sie kannten einen göttlichen Geist als Weltseele oder Vorsehung, Tetzcalipoca mit einem großen Spiegel, in dem er alles sah. Ohne Zweifel galt dieser Gott den Azteken, wenigstens den weisesten unter ihnen, als ein guter, ja eigentlich als der höchste Gott, während ihn die besiegten Tolteken

für einen bösen Gott hielten und ihn in ihren Mythen ihrem Quetzacoatl gegenüber in ein ungünstiges Licht stellten. Als der böse Gott galt den Azteken Tlacatecolotl (die vernünftige Eule), welcher zuweilen erscheinen und die Menschen ängstigen soll, ein Nachtgespenst. Ihm ordnen sich, wie dem persischen Ahriman, vielerlei böse Geister, die sog. Tzitzimimes, unter, welche Dürre, Fäulniß, alles Verderben in der Natur, aber auch die Sünden und bösen Handlungen der Menschen verursachen. Ihnen stehen indeß wieder Ometeuctli als gute Genien oder Schutzgeister gegenüber.

Auch der Glaube an Unsterblichkeit war längst in Mexiko einheimisch. Einige rohere Völkerschaften glaubten, der Eingang zu den himmlischen Freuden sey eine Höhle, aus welcher auch die ersten Menschen gekommen seyen. Die gebildeteren aber sahen die himmlischen Wohnungen in der Sonne. Das hing mit dem Cultus des Kriegsgottes und seiner Blumenmutter zusammen. Die Wiederauferstehung der getödteten, oder die Wiederbekleidung der geschundenen Mutter im Frühling war das Vorbild der künftigen Auferstehung aller Todten, und der liebliche Frühling, in welchem die bunten Colibri vom Winterschlaf erwachen und sich in süßem Taumel in die geöffneten Blumenkelche stürzen, das Vorbild des Paradieses und seiner Wonne. Deshalb wurde Huitzilopochtli selbst als ein Colibri gedacht, denn obgleich dies der kleinste aller Vögel ist, so doch auch der schönste, bunteste, wie Gold und Juwelen glänzend, und zugleich der tapferste.

Die alten Mexikaner glaubten auch an eine Seelenwanderung als Strafe. In Tlascala glaubte man sogar, die Weiber könnten sich (gleich den Hexen in Europa) in Thiere verwandeln, und sperrte zuweilen die Weiber ein, um zu verhüten, daß sie sich nicht in Tiger verwandelten. Ueberhaupt machten die amerikanischen Völker keinen strengen Unterschied zwischen Mensch und Thier. Nach mexikanischer Sage blieben aus der Sündfluth nur Coxox und sein Weib Xochiquetzal übrig, deren Kinder aber alle stumm waren und blieben, bis eine Taube von einem hohen Baum herab sie verschiedene Sprachen lehrte. Nach einer andern Sage wurden die Menschen, die aus der Sündfluth entkamen,

in Affen verwandelt und bekamen erst nach und nach Vernunft. Derselbe Glaube, die Menschen seyen zuvor Affen gewesen, herrscht auch im ostasiatischen Tibet.

Der allgemeine Name eines Gottes Teotl hat einen europäischen Klang und mahnt an Deus. Davon hießen die Tempel Teocallen. Die Götzenbilder waren kolossal und durchweg verzerrt. Neben den gewöhnlichen Priestern der Hauptgötter gab es auch Klöster, männliche und weibliche, in denen ein strenges Leben geführt wurde. Nonnen hielten ein heiliges Feuer ganz so wie die Vestalinnen in Rom.

5.

Pizarro.

Nach Balboas erster Entdeckung des stillen Weltmeers hatten die Spanier alsbald an den Ufern desselben die Stadt Panama erbaut, von der die Landenge, welche Nord- und Südamerika verbindet und die sonst Darien hieß, den Namen erhielt. Von hier aus wurden Untersuchungsreisen unternommen; nach Norden hin entdeckte man Californien, im Süden hörte man von einem goldreichen Lande, demselben El Dorado, was man schon von Venezuela und Guiana aus gesucht hatte. Dahin nun schickte man jetzt eine besondere Expedition.

Dieselbe wurde geleitet von Francisco Pizarro, einem armen Ritter, und Diego de Almagro, einem Manne der niedrigsten Herkunft, die aber an Muth und Thatkraft ihres Gleichen suchten. Pizarro fand die Westküste Südamerikas sandig und unfruchtbar und litt große Hungersnoth; als er mit seiner erschöpften Mannschaft auf Indianer stieß, wurde er geschlagen und selbst schwer verwundet. Almagro, der ihm nachgefahren kam, rettete ihn, wurde aber gleichfalls von den Indianern geschlagen und verlor im Kampf ein Auge. Von 290 Spaniern kehrten nur 50 nach Panama zurück. Der Statthalter daselbst wollte keine neuen Opfer bringen, um den gefährlichen Versuch zu wiederholen, aber Pizarro ging selbst nach Spanien, stellte

sich Kaiser Karl V. vor, und machte ihm eine so lockende Beschreibung von den Bergen Goldes, die er ihm verschaffen wolle, daß ihn der Kaiser zum Marquis ernannte und mit allen Vollmachten ausstattete, um seine Absicht auf Peru durchzusetzen.

Nun begann im Jahr 1531 mit bessern Mitteln die Eroberung des Landes. Die Spanier hätten ihren Zweck nicht so bald erreicht, wenn nicht das Reich von Peru damals durch Bürgerkrieg zerrüttet worden wäre. Der letzte Inka (Kaiser) hatte seinen talentvollen jüngern Sohn Atahualpa zum Thronfolger bestimmt, der ältere Sohn wollte aber seine Ansprüche nicht aufgeben und während der erstere alle Aufmerksamkeit darauf wandte, sich auf dem Throne und der Hauptstadt zu befestigen, achtete er nicht auf die Grenze und den Einfall der Spanier. Diese machten mit ihren Donnerbüchsen, eisernen Harnischen, scharfen Waffen, hohen Pferden und bissigen Hunden einen dämonischen Eindruck auf die Indianer, welche mit ihrem nackten Leibe und schwachen Waffen solcher Gewalt unmöglich widerstehen konnten. Es fiel daher den Missionären, welche die Expedition begleiteten, nicht schwer, die Ueberraschten zum Kreuz zu bekehren. Als einige einsichtsvollere Häuptlinge sich verbanden, die gefährlichen Fremdlinge zu überfallen und zu vernichten, ehe sie tiefer ins Land eindrängen, wurde es den Spaniern verrathen und Pizarro bemächtigte sich der Personen jener Häuptlinge und ließ sie zum abschreckenden Beispiel lebendig verbrennen. Endlich war er kühn genug, mit seiner Handvoll spanischer Eisenfresser den Inka Atahualpa und die große Hauptstadt Cuzco selbst aufzusuchen, und er imponirte dergestalt, daß man ihm nicht nur ungeheure Massen goldner Gefäße und Getäfel, von denen die Tempel und Paläste wimmelten, auslieferte, sondern daß er es sogar wagen durfte, den Inka selbst mitten in seiner Herrlichkeit zu verhaften und hinrichten zu lassen. Der letzte Inka wurde gehenkt und Pizarro selbst übernahm im Namen Karls V. die Regierung Perus. Noch einmal raffte sich das unglückliche Volk auf und die Spanier hatten noch einen schweren Kampf zu bestehen, allein ihre überlegenen Waffen und neue Zwietracht, die unter den Indianern selbst ausbrach, ver-

eitelte alle ihre Entwürfe, ihre Unabhängigkeit zu retten. Die Spanier waren so stark, daß Almagro bereits eine weitere Expedition nach Chile unternahm, um auch dieses Land zu erobern. Diego war auf Pizarro eifersüchtig und als er aus Chile zurückgekehrt war, kam es zwischen Beiden zur offenen Schlacht. Diego aber unterlag, wurde gefangen und endlich auf Befehl des Hernando Pizarro (Bruder des Francisco) enthauptet.

Das Anziehendste in diesen brutalen Nachrichten ist die Schilderung der Entdeckungsreise, welche Gonzalo Pizarro (der dritte Bruder) über die Cordilleren von Quito auf die Ostseite des Gebirges unternahm. Auf dem Abmarsch von Quito schreckte ihn ein furchtbares Erdbeben. Auf der Höhe des Gebirges erfroren viele mitgenommene Indianer. Er kam an einem Vulkane vorüber und nach unsäglichen Mühseligkeiten endlich an tiefe Wasserfälle und an die Ufer des obern Amazonenstromes. Hier fand er nackte und wilde Indianer, die keine Spur von peruanischer Civilisirung verriethen. Man mag sich eine Vorstellung von der Kühnheit der spanischen Abenteurer machen, wenn man erfährt, daß sie hier in diesen Wildnissen ein Schiff bauten, auf welchem sie den großen Strom 200 Meilen weit verfolgten, indem immer ein Theil der Mannschaft im Schiffe blieb, der größere Theil aber am Ufer marschirte. Da gefiel es dem Hauptmann Orellana, mit 50 Mann auf dem Schiff, die Landtruppen und den unglücklichen Pizarro zu verlassen und eigenmächtig weiter zu segeln. Er fuhr die ganze Länge des Amazonenstroms hinunter und kam wohlbehalten nach Spanien. Pizarro unterdeß mußte zu Fuß den Rückweg antreten. Er litt mit seinen Leuten unsägliche Noth, viele von ihnen erlagen, die übrigen kamen nach einem Jahr halbnackt und gänzlich verwildert über die hohen Cordilleren nach Peru zurück.

Mittlerweile war auch Pizarros zweiter Bruder Hernando nach Spanien abgereist und die Abwesenheit der Brüder benützte Diegos Sohn, um seines Vaters Tod zu rächen. Er sammelte einen ziemlichen Anhang und überfiel den tapfern Francisco Pizarro, der nach einer langen wüthenden Gegenwehr das Leben lassen mußte, 1541.

Der neue aus Spanien gesandte Statthalter Castro besiegte Diegos Sohn, den jungen Almagro, und ließ ihn hinrichten, 1543. Gegen ihn aber erhob sich nun wieder Gonzalo Pizarro, der sich als rechtmäßigen Statthalter des Landes ansah, weil sein Bruder es erobert hatte. Karl V. sandte inzwischen einen neuen Vicekönig nach Peru, den Munnoz, der die unermeßlichen Gold- und Silbergruben, die man eben in den Gebirgen von Potosi aufgedeckt hatte, für die Krone ausbeuten sollte. Castro trat zurück, aber Gonzalo mit seinem Anhang schlug ihn im offenen Kampf und Munnoz wurde umgebracht, 1546. Gonzalo machte sich nun eigenmächtig zum Vicekönig, aber Karl V. duldete es nicht und schickte den Gasca, der mit größerer Vorsicht und mit mehr Macht als Munnoz den Usurpator überwand und enthaupten ließ, 1548.

Peru wurde rasch von Spanien aus colonisirt, weil Gold und Silber die Menschen anlockten. Lima unfern vom Meeresufer wurde die Hauptstadt, Quito im obern Peru in einem Hochthale zwischen ungeheuren Schneebergen, unter denen der Chimborasso der höchste ist, die zweite Stadt. Im Süden wurde Chile erst 1540 vollends erobert, doch dauerte hier ein hartnäckiger Krieg fort wider den tapfern Indianerstamm der Araukaner. Die Spanier erlitten durch dieselben öfters schwere Niederlagen. Am interessantesten wurde dieser Krieg, als die Wilden von der amazonenhaften Königin Janequeo angeführt waren, welche den Tod ihres Gatten an den Spaniern rächte, 1590. Da das hohe Gebirge der Cordilleren die Wilden von den Spaniern trennt, so haben sich die ersteren bis auf den heutigen Tag frei zu erhalten gewußt und durch Pferde, die sie den Spaniern abnahmen, sämmtlich beritten gemacht. Sie gelten als das heldenmüthigste aller indianischen Völker.

Unterdeß hatte Pizarros Gefährte Alvarado auch das zwischen Mexiko und Panama gelegene Guatemala erobert und vertilgte hier die alten Einwohner in Masse. Ganze Gruben füllte er blos mit schwangern Weibern, die hineinspringen mußten. Er rühmte sich fünf Millionen Menschen vertilgt zu haben, da Guatemala noch bevölkerter als selbst Mexiko gewesen sey. Er selbst weidete sich

am Anblick der Schlächterei. Eine Menge junger Kinder wurden vor seinen Augen geschlachtet, blos der Hände und Füße wegen, die als eine Delikatesse verspeist wurden. Das Andere warf man weg. Endlich fand das Ungeheuer den Tod bei einer Empörung der Indianer 1570.

6.

Das alte Peru.

Der hohe Culturzustand, den die Spanier in Peru vorfanden, glich dem in Meriko, doch war die Gesittung des Volkes milder. Nach der alten Volkssage sollen die Menschen hier wild und roh wie die Thiere gelebt haben. Da erbarmte sich ihrer die Sonne und schickte zwei ihrer Kinder, Manco Capac und Mama Oello Huaco ab, um ihnen Bildung zu bringen. Dieses himmlische Paar erschien zuerst am See Titicaca und lehrte die Männer das Feld bauen und die Weiber spinnen und weben. Von ihnen stammten die Inkas ab, die bis auf Pizarros Ankunft in Peru regierten. Ihre große Hauptstadt war Cuzko, nördlich vom Titicacasee. Nach einer andern Ueberlieferung waren die Stammväter der Inkas bärtige Männer gewesen, also vielleicht verirrte Europäer. In Peru galten sie als Kinder der Sonne und unterschieden sich durch eine weißere Farbe und durch einen edleren Schädelbau. Indeß gab es in Peru auch noch Erinnerungen an eine Zeit vor derjenigen der Inkas, und an einen höchsten Gott, der bei einem Stamme Viracocha, bei einem andern Pachacamac hieß.

Die Hauptstadt Cuzko war sehr groß und noch reicher als Meriko, denn das Gold wurde in den benachbarten Gebirgen in noch viel größerer Menge und mit noch leichterer Mühe gewonnen. Der große Sonnentempel in der Hauptstadt erschien den Spaniern wie eine einzige ungeheure Goldgrube, denn alle Wände waren getäfelt mit Gold, alle Säulen, alle Zierrathen von Gold. An der mittleren Wand sah man ein menschliches Gesicht von lauter Strahlen umgeben, ein Bild der Sonne von ungeheurer Größe und ge=

biegenem Golde auf einem Hintergrunde, welcher ganz aus Smaragden und andern Edelsteinen bestand. Dieses große Sonnenbild fiel bei der Plünderung einem Spanier allein als Beutetheil zu, er verlor es aber noch an demselben Abend im Spiele. Daher man noch in Spanien sprichwörtlich sagt: „er hat die Sonne verspielt, ehe es noch Tag war.“ Die andern, etwas kleineren Tempel waren dem Haupttempel als Capellen beigebaut und den verschiedenen andern Naturgottheiten gewidmet, dem Monde, den Planeten, dem Donnergott, dem Gott des Regenbogens, deren Bilder eben so künstlich, wie das der Sonne, an der Hauptwand angebracht waren. Die Tempel wimmelten von zum Theil kolossalen Gefäßen von Gold und Silber und unzähligen Juwelen, aus denen auch die Farben eines großen Regenbogens im Tempel dieses Gottes gebildet waren. Eben so prächtig und goldreich waren die königlichen Paläste und es gab deren viele, weil jeder Inka, wenn er starb, als Mumie einbalsamirt in seiner Wohnung blieb, um dereinst wieder darin zu erwachen. Jeder neue Inka mußte sich daher einen neuen Palast errichten. Neben dem Palast des Atahualpa fanden die Spanier Gärten und Menagerien wie in Mexiko, aber nicht natürlich, sondern nur nachgemacht von Gold und sie bewunderten die außerordentliche Kunstfertigkeit, mit welcher die Blätter der Bäume und die Wolle der Lamas in Gold nachgebildet waren.

Das Verhältniß des Inka zum Volke war ein ganz patriarchalisches. Alle bildeten eine in sich abgeschlossene große Familie, etwa wie das alte Volk der Aegypter. Wie dort so wurden auch hier die Todten noch mit zu den Lebenden gezählt und an gewissen Festtagen wurden die Mumien aller früheren Inkas, jeder mit seinem Hofstaate zu einem Gastmahl versammelt, als ob sie noch lebten. Die kindlichste Liebe aber widmete das ganze Volk der Sonne. Zu ihr betete man bei ihrem Aufgang und Niedergang. Ihr beichtete man und badete sich dann, um sich die Sünden abzuwaschen. In ihr goldenes Land hoffte man nach dem Tode zu kommen, fern jenseits des westlichen Meeres, wo die Sonne täglich zur Ruhe ging.

Mit einem Wort, das kindliche Volk verehrte eine gütige Mutter als seine höchste Gottheit. Man brachte ihr Blumen, Früchte, Thiere, Kunstwerke dar, weit entfernt von den blutigen Opfergreueln, wie sie in Mexiko verübt wurden. Menschenopfer gab es in Peru gar nicht. Die mütterliche Sonne wurde als Herrin des Landes angesehen und ein Drittheil desselben ausdrücklich nur zu ihrem Dienste und zum Bedarf der Tempel und Priester angebaut. Das zweite Drittel des Landes wurde für den Inka und seine Familie bestellt, das dritte Drittel blieb dem Volke. Der Inka selbst bestellte jährlich einmal mit goldenem Pflug die Erde, was an den goldenen Dolch des Dschemschid mahnt, und auch eine Sitte war, welcher sich der Kaiser von China unterziehen mußte. Der goldene Pflug bedeutete die Sonne selbst, die mit ihren eindringenden Strahlen die Erde befruchtet. Auch die einzigen Viehheerden, die man hatte, waren Lamas, kameelartige Schafe auf den grasigen Höhen der Cordilleren und wurden zum gemeinen Besten geweidet und dreigetheilt für die Sonne, den Inka und das Volk. Durch die Centralisation der Verwaltung war es möglich geworden, daß Peru nicht nur eine prächtige Landstraße hatte, die man, wenn der Inka darauf fuhr, mit Blumen bestreute, sondern auch die großartigsten Wasserleitungen und bergaufwärts ein System der Terrassen mit Anpflanzungen, wie sie den Höhen des Ortes am besten angemessen waren. Spuren von gelehrter Cultur finden sich indeß in Peru nicht. Statt der Schrift bedienten sie sich der Quippus, zwei Fuß langer Schnüre, an denen verschiedene Knoten als Wortbezeichnungen dienten, ein Gebrauch, der auch im östlichen Asien vorkommt und wohl auch von dorther stammte.

Die Zahl der Sonnenkinder hatte sich mit der Zeit vermehrt und die sämmtliche Verwandtschaft der Inkas, wie auch die Nachkommen der besiegten Fürsten bildeten die zwei Adelsclassen, die sich über das Volk in Peru erhoben. Die Auszeichnung des Adels bestand in einer Kopfbinde und in Ohrringen. Der Inka selbst trug gewöhnlich ein schwarzes Kleid und eine feuerrothe Kopfbinde, in der vorn zwei Federn steckten. Alle Stände aber bildeten nur eine große Familie, deren zusammengehöriges Leben, wie im alten Aegyp-

ten, dem astralischen Leben entsprach. Denn wie die Sonne jährlich ihren neuen Lauf beginnt, so wurde auch die Dreitheilung des Landes jährlich erneuert.

In der Wintersonnenwende, wenn nach ihrem tiefsten Stande die Sonne wieder aufsteigt und das neue Jahr beginnt, zündete der Inka mittels eines Hohlspiegels, der die Sonnenstrahlen auffing, ein wenig Baumwolle an, oder rieb, wenn die Sonne durch Wolken verdeckt war, mit zwei Holzstäben Feuer an und dieses neue Feuer, das Nachbild der neuen Jahressonne, wurde in den Tempel der Sonnenjungfrauen getragen, die es, ähnlich den römischen Vestalinnen, nähren und hüten mußten bis zum nächsten Jahrestag. Diese Feuerentzündung und Aufbewahrung diente dem Volke zum Orakel. Wenn das Feuer unter den Händen des Inka oder durch die Nachlässigkeit der Sonnenjungfrauen erlosch, sah man großes Unglück vorher; doch soll der letztere Fall niemals vorgekommen seyn. Man erkennt den glänzendsten Beweis für die Unschuld des Volkes darin, daß sich niemals seit Menschengedenken eine Sonnenjungfrau in Sünde vergangen habe. Es waren ihrer 1500, alle aus dem Inkageschlecht, die von Jugend auf in einem großen Kloster zusammenlebten. Sie sahen niemals einen Mann außer dem Inka, der die schönsten unter ihnen zu seinen Gemahlinnen auswählte. Ihre Hauptaufgabe war, das h. Feuer zu hüten und die h. Brode und den h. Trank für die großen Sonnenfeste zu bereiten, was einigermaßen an den altjüdischen und buddhistischen Cultus erinnert. Die Sonnenjungfrauen hießen Mamaconas.

Nie war ein Cultus unschuldiger und reiner, wie der peruanische. Er contrastirt aufs reizendste mit dem verderbten Sonnencultus der Baalsdiener in Asien. Wir sehen ein Volk von fröhlichen und dankbaren Kindern vor uns, welche die hohen Berge besteigen, um entzückt den Aufgang der Sonne zu sehen. Wir sehen sie der Sonne Küsse zuwerfen und bei jeder Gelegenheit sie begrüßen. Nie trank ein Peruaner, er hätte denn seine Finger eingetaucht und ein Tröpfchen davon in die Sonne blitzen lassen, um es zu ihr hinaufzuschleudern und ihr für die Gabe des Tranks zu danken.

Die kindliche Liebe des Volks zur mütterlichen Sonne offenbarte sich auf eine wahrhaft rührende Weise in der hohen Freude und Begeisterung, mit der es die Spanier empfing, weil es dieselben für Kinder der Sonne hielt, die daher kämen, woher einst Manco Capac gekommen war. Nun denke man sich die gräßliche Enttäuschung, als das zutrauliche Volk in denselben Spaniern seine grausamsten Henker erkennen mußte. Viele tausend Peruaner, welche sich gegen die Uebermacht der Spanier nicht mehr vertheidigen, aber auch ihre Mißhandlungen nicht mehr ertragen konnten, hofften Schutz zu finden bei ihrer mütterlichen Gottheit, der Sonne, und zogen aus dem Innern des Landes der Abendsonne nach, bis das Meer ihnen den Weg versperrte. Da sie nun nicht weiter konnten, gruben sie sich lebendig in den Sand des Ufers ein und starben.

Fortan hörte man nichts mehr in Peru, als das Waffengeklirr, das Hämmern in den Bergwerken und das Geldzählen der Spanier. Das unschuldige Volk war hingemordet oder in sklavisches Elend versenkt. Die erste tröstende Erscheinung war die h. Rosa von Lima, eine spanische Jungfrau, in welcher die christliche Liebe zum erstenmal wie eine Rose aus dem blutigen und schmerzreichen Dornenkranz der Eroberung hervorbrach. Das amerikanische Gegenbild des h. Franciscus von Assisi, lebte sie, die um ihrer hohen Schönheit willen von vielen begehrt war, doch nur als Einsiedlerin in vertrautem Verkehr mit den Pflanzen und Thieren und feierte mit ihnen täglich den Gottesdienst, als ob es nöthig wäre, den der verderbten Menschheit durch einen unschuldsvolleren der niedern Geschöpfe zu ersetzen. Sie starb 1616.

Register zum siebenten Bande.

Menzel, Wolfgang,

Allgemeine Weltgeschichte von Anfang bis jetzt in zwölf Bänden

Bd.: Siebenter Band

Stuttgart 1863